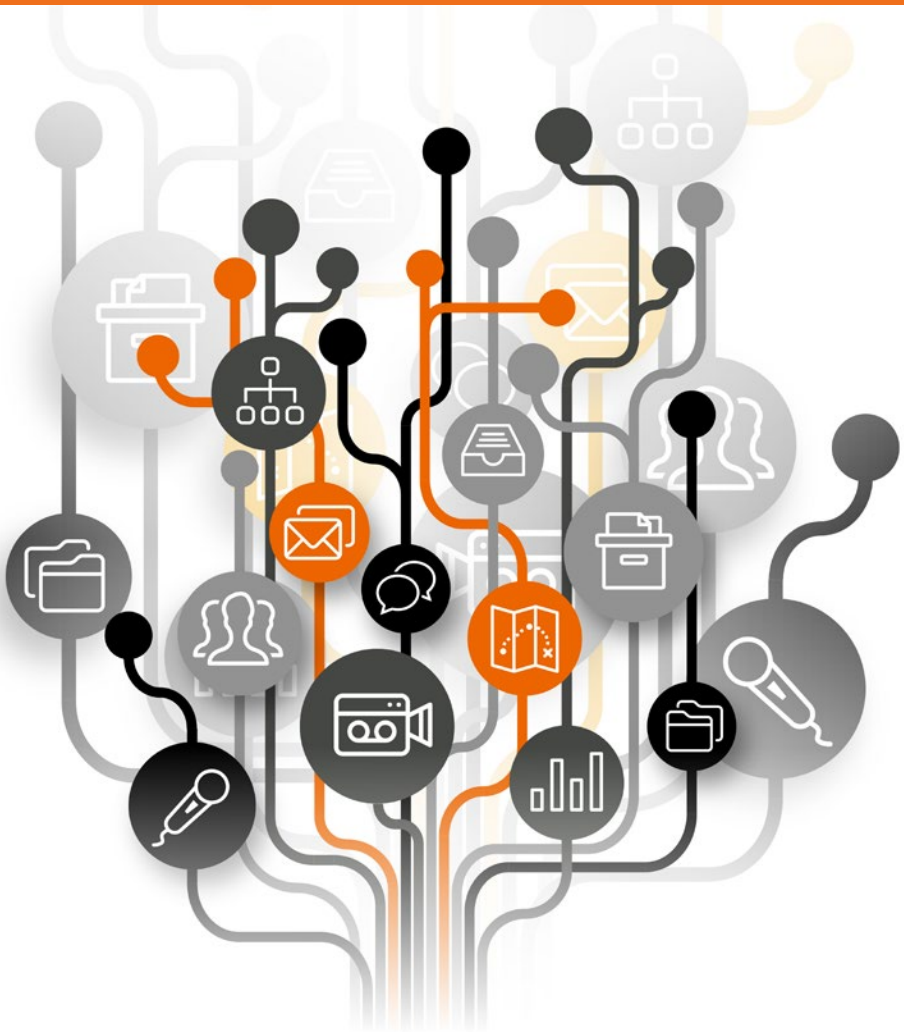
Forschungsdesign 4.0

Datengenerierung und Wissenstransfer in interdisziplinärer Perspektive

Jens Klingner / Merve Lühr (Hg.)



Forschungsdesign 4.0

Datengenerierung und Wissenstransfer in interdisziplinärer Perspektive

Jens Klingner / Merve Lühr (Hg.)
in Zusammenarbeit mit Hendrik Keller, Sarah Kleinmann, Nadine Kulbe, Andreas Martin, Arnika Peselmann, Martina Schattkowsky, Christian Schuffels, Henrik Schwanitz und Ira Spieker

Impressum

ISGV digital
Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie 1

herausgegeben von
Enno Bünz, Winfried Müller, Joachim Schneider und Ira Spieker

Redaktion:
Jens Klingner, Robert Langer, Merve Lühr

Layout:
Josephine Rank, Berlin

Technische Umsetzung (barrierefreies PDF):
Klaas Posselt, einmanncombo

Umschlaggestaltung:
Josephine Rank unter Verwendung einer Grafik von Robert Matzke

© Dresden 2019
Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde
Zellescher Weg 17 | 01069 Dresden

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

www.isgv.de
ISBN 978-3-948620-00-4
DOI 10.25366/2019.04

Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.

Inhalt

Ira Spieker, Sarah Kleinmann, Christian Schuffels, Nadine Kulbe
Forschungsdesign 4.0 6

Friedemann Schmoll
Erbe, Altpapier, Archiv? 28

Sabine Imeri
‚Open Data' in den ethnologischen Fächern 45

Stefan Groth
Prinzipielle Verfügbarkeit und strategische Transparenz 60

Ruth Dorothea Eggel
Mapping Cyberspaces 80

Julia Fleischhack
Ethnografisch (um)denken 94

Martin Munke
Citizen Science/Bürgerwissenschaft 107

Isabelle Berens, Lutz Vogel
Der Erste Weltkrieg als Medienereignis in der Region 125

Walter Fanta
Musil online total 149

Gertraud Koch
Zur „Datafication" der Wissensproduktion in der qualitativen Forschung 180

Abkürzungsverzeichnis 196

Forschungsdesign 4.0

Zur Kontextualisierung wissenschaftlichen Arbeitens im digitalen Zeitalter

Ira Spieker, Sarah Kleinmann, Christian Schuffels, Nadine Kulbe

Die Idee, eine Konferenz zu Fragen der Digitalisierung im Forschungsprozess zu veranstalten, entwickelte sich aus der täglichen Arbeit am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. In gemeinsamen Diskussionen zeigt sich immer wieder, dass sich bestimmte Probleme und Fragestellungen durch alle Arbeitsgebiete ziehen – so unterschiedlich sie auch sein mögen. Einen weiteren Anlass für Bilanzierungen bot das Institutsjubiläum im Jahr 2017: Für die eigene Forschungstätigkeit ergab sich daraus das Bedürfnis nach Standortbestimmung und Positionierung, nach der Reflexion von Zugängen und Methoden.

Schnell wurde deutlich, dass „Digitalisierung" ein Schlüsselbegriff ist, der für alle Disziplinen gleichermaßen zentral und in Bezug auf die Arbeit prägend ist. Im Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde sind es zunächst die Langzeitprojekte, das heißt die Datenbanken wie die Sächsische Biografie, das Lebensgeschichtliche Archiv, die digitale Bildsammlung oder das Historische Ortsverzeichnis, die Fragen nach Standardisierung, Vernetzung und Langzeitarchivierung aufwerfen. Aber auch die umfangreichen Editionsprojekte, die ihre Arbeit online präsentieren, sowie alle themenzentrierten wissenschaftlichen Vorhaben sind von der ersten konzeptionellen Idee und Recherche bis hin zur Präsentation der Ergebnisse eingebettet in Prozesse, die maßgeblich mit Digitalisierung verbunden sind. Dabei überlagern sich Alltagsroutinen und forschungsrelevante Praktiken. Denn Internet, Mobiltelefonie, GPS und die damit verknüpften Handlungen sind längst selbstverständlicher Bestandteil des täglichen Lebens. Innerhalb weniger Jahre haben diese Informations-, Speicher- und Kommunikationsmedien All-

tagswelten geprägt. Sie beeinflussen Konzepte und Praktiken von Wissensstrukturen, von Materialität, Körperlichkeit und von Kommunikation. Digitalisierung – ein häufig allenfalls vage umrissener Begriff, der die Lösung zahlreicher Probleme impliziert, zugleich aber auch ein Reizwort ist, da es mangels klarer Verwendung, Zielsetzungen und Intentionen viele Forderungen formuliert, in Bezug auf die realisierbare Umsetzung aber eher diffus bleibt; ein Plastikwort, das je nach Verwendungszusammenhang mit unterschiedlichen Bedeutungsinhalten, Verheißungen und Voraussetzungen aufgeladen ist. Digitalisierung bedeutet im technischen Sinne zunächst, dass analoge in diskrete Daten umgewandelt werden, das heißt trennbar, zählbar sind. Sowohl in wissenschaftlicher wie auch in allgemeinsprachlicher Verwendung sind damit jedoch eine Reihe von Entwicklungen und Prozessen gemeint, mit denen Zugänglichkeit, Kommunikation und Speicherung assoziiert werden.

Vordergründig nehmen Digitalisate keinen oder nur wenig Platz in Anspruch. Dinge scheinen an Sichtbarkeit oder zumindest an Kompaktheit zu verlieren; „gleichzeitig entsteht immer mehr ‚Archivgut' – alles wird archivierbar".[1] Der Begriff ‚Archiv' wird entsprechend in vielfältigen Bedeutungszusammenhängen und als Metapher verwendet. Insgesamt trägt diese fortschreitende Archivierung wesentlich zur wachsenden Beschleunigung spätmoderner Gesellschaften bei. Die Langzeitarchivierung von Daten stellt – gerade in Zeiten rapiden technischen Wandels – eine der größten Herausforderungen dar. Die Sicherheit durch Sicherung ist eine trügerische. Der Informatiker Vinton Cerf, einer der sogenannten Väter des Internets, prognostiziert so ein „information black hole" und fordert konsequent zum Ausdrucken aller wichtigen Unterlagen auf.[2]

Daten werden als die weltweit wertvollste (und nützlichste) Ressource bezeichnet; die Profite großer IT-Konzerne sind enorm. Entsprechend virulent sind auch die Diskussionen um Datenweitergabe, ihre Manipulation, fehlende Kontrollinstanzen und Regulierungsinstrumente. Ein Aspekt, der in allen Diskursen merkwürdig unterbelichtet bleibt, ist die ökologische Nachhaltigkeit. Elektroschrott, Plastikmüll und der Abbau seltener Erden unter unverantwortlichen Arbeitsbedingungen sind ein Gesichtspunkt, der Energieverbrauch durch die Nutzung des Internets, insbesondere durch Streaming, ein anderer. Das Effizienzversprechen greift hier nicht.

Was bedeutet Digitalisierung aber konkret für die Forschungspraxis? Die Fragen und Themenkomplexe der hier dokumentierten Konferenz sind in drei Blöcke gegliedert, die zugleich unterschiedliche Stadien im Forschungsprozess reflektieren. Der erste Abschnitt behandelt die Datengenerierung und die Dokumentation im laufenden Forschungsprozess.

Anhand von fünf Fragen nähern sich die Autorinnen und Autoren dem Thema:

- Wie werden Daten im Forschungsprozess gesichert?

1 Schmieder/Weidner: Ränder des Archivs, S. 7.

2 Sample: Google boss warns.

- Wie wirken sich die Generierung und Dokumentation digitaler Daten auf die verwendeten Methoden aus?
- Wie beeinflusst die Möglichkeit, Daten auch oder sogar ausschließlich digital erheben zu können, den Zuschnitt von Forschungsdesigns?
- Welche digitalen Räume beziehungsweise Medien sind für welche Projektinhalte relevant?
- Wie verändert sich durch die Berücksichtigung digitaler Räume die ethnografische Forschungspraxis?

Die Präsentation von und der Umgang mit Forschungsdaten berühren Fragen nach technischen Anforderungen bei der Verfügbarmachung von Daten, sowohl während des Forschungsprozesses wie auch im Anschluss bei der Langzeitarchivierung.

Ein weiterer Aspekt rückt die Ambivalenz zwischen der Berücksichtigung von Persönlichkeitsrechten auf der einen und von Forschungsfreiheit auf der anderen Seite in den Blickpunkt:

- Welche Auswirkungen haben diese Aspekte auf den Umgang mit Daten im Forschungsprozess?
- Welche Möglichkeiten stehen kleineren Forschungsinstituten beim Ausbau ihrer Kapazitäten für die Langzeitarchivierung zur Verfügung?
- Wie lassen sich Probleme lösen, die sich infolge technischer Neuerungen ergeben, etwa bei der Einspeisung von Forschungsdaten in veraltende Datenbanken? Wie lässt sich vor allem die Aktualisierung dieser Daten gewährleisten?

Der Übergang zum dritten Themenblock mit dem Titel „Vermittlung und Formate von Forschungsergebnissen“ ist fließend.

So stellt sich die Frage, ob die inhaltliche Auswahl virtuell zu präsentierender Forschungsergebnisse und die Präsentationsformate selbst (intransparente) Selektionskriterien sind, die gleichzeitig interpretative Prozesse steuern:

- Welche Parameter beeinflussen die Formatierung analoger, materieller Objekte in ihrer virtuellen Präsentation?
- Wie wirken Formatierungsprozesse auf das Material, die Nutzer und Nutzerinnen, Deutungen und Bedeutungen ein, wenn in der virtuellen Präsentation sinnliche (haptische, olfaktorische) Wahrnehmungsprozesse nur noch auf das audiovisuelle Moment beschränkt sind?
- Verhalten sich Förderlogiken (Forderung nach Sichtbarkeit, Zugänglichkeit oder Normierungen) konträr zu forschungsethischen Fragestellungen, prägen aber dennoch den Arbeitsprozess?
- Bedeutet Vernetzung von Daten einen Mehrwert oder schafft sie letztlich ein Überangebot an Information?
- Erfahren Rezeptionsprozesse möglicherweise eine Einengung oder Lenkung durch die Kontextualisierung von präsentierten Daten beziehungsweise drückt sich darin sogar ein Bedürfnis nach wissenschaftlicher Deutungshoheit aus?
- Schaffen Digitalisierung und die virtuelle Vermittlung neue Räume für Kooperationen zwischen Wissenschaftlerinnen, Wissenschaftlern und ‚Laien‘?

- Müssen ‚klassische' Wissenskonzepte durch den Einbezug von Erfahrungswissen neu gedacht, das heißt der Dualismus von wissenschaftlichem und ‚Laienwissen' aufgelöst werden?

Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde wird sich aktuellen Fragestellungen von wissenschaftlichem Arbeiten im Kontext von Digitalisierung auch in Zukunft widmen. Die Auseinandersetzung erfolgt dabei auf zwei Ebenen, die eng miteinander verwoben sind. Zum einen werden im wissenschaftlichen Arbeitsprozess Aspekte des Digitalen in die einzelnen Forschungsarbeiten einbezogen. Zum anderen entwickeln wir im fortlaufenden technischen Arbeitsprozess die digitalen Plattformen des Instituts weiter. Das betrifft unter anderem die Präsentation der Forschungsergebnisse. So bot die Publikation der Konferenzbeiträge den Anlass, ein neues Veröffentlichungsformat zu etablieren: Mit der online verfügbaren Reihe „ISGV digital" nutzt das Institut die Vorteile digitaler Publikationen, die leichten Zugang, eine große Reichweite sowie die Einbindung unterschiedlicher Medienformate einschließt. Darüber hinaus wurde erstmals ein wissenschaftliches Publikationsformat als barrierefreies konzipiert, welches somit die uneingeschränkte Rezeption unserer Forschungsergebnisse ermöglicht.

Datengenerierung und Dokumentation im Forschungsprozess

Die Beiträge des ersten Teils des Sammelbandes widmen sich der Erhebung von Daten und ihrer Dokumentation. Die Erhebung besteht in der Sammlung, Generierung und Erforschung von Quellen;[3] ihre Dokumentation in der systematischen, ordnenden Bewahrung für Anschlussforschungen sowie Re-Lektüren und Neuinterpretationen. Beide Schritte – Erhebung und Dokumentation – sind fundamentale Bestandteile der geschichtswissenschaftlichen sowie kulturanthropologischen Forschung. Zu ihren Daten beziehungsweise Quellen zählen schriftliche und mündliche Texte jeglicher Art (von Tagebüchern über Erzählungen hin zu Verwaltungsakten), gesammelte und geordnete Objekte, Interviews, Feldnotizen beziehungsweise Gedächtnisprotokolle der Forschenden, Fotos, Filme sowie vieles andere mehr. Die beiden Fächer tragen so entscheidend zur Konstituierung gesellschaftlicher wie fachlicher Gedächtnisse bei. So formuliert Jacques Le Goff in seinem Werk zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft im Kontext unterschiedlicher Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsentwürfe sowie technischer Entwicklungen über die Jahrhunderte hinweg pointiert: „Es fällt dem Historiker zu, eine ‚objektive' Untersuchung der Geschichte […] vorzunehmen. Gewiß, da er selbst in der Geschichte befangen ist, wird er nicht zu wirklicher ‚Objektivität' gelangen, doch ist keine andere Geschichte möglich."[4] Die Arbeit mit Quellen jeglicher Art erfordert daher in beiden

3 Wird ein klassischer Quellenbegriff der Geschichtswissenschaft angelegt, dann besteht deren Aufgabe gerade nicht im Generieren, möglicherweise nämlich Fälschen, historischer Quellen. Anders verhält es sich im Bereich der Oral History. In der Kulturanthropologie wiederum werden prinzipiell durch Interviews, Teilnehmende Beobachtungen oder fotografische Dokumentationen Daten generiert.

4 Le Goff: Geschichte und Gedächtnis, S. 171.

Disziplinen stets systematische Kritik und Reflexion der eigenen Vorgehensweise.

Die Sammlung und Anordnung von Quellen geht wissenschaftlicher Erkenntnis voraus und ist zugleich epistemologische Praxis, die auf Wissen beruht und einem historischen Wandel unterliegt.[5] In der Kulturanthropologie wird die Quellenkritik um den dezidierten Anspruch ergänzt, eine „humane Wissenschaft", wie Rolf Wilhelm Brednich schreibt, zu betreiben: Forschende sähen daher „im Prozeß der Datenerhebung den Vorgang einer zwischenmenschlichen und wechselseitigen Kommunikation", das Forschungsfeld verstünden sie „als Lernfeld, welches durch intensive Interaktion zwischen Forschendem und zu Erforschendem gekennzeichnet" sei.[6]

Digitale Technologien haben die sozial- und geisteswissenschaftliche Datenerhebung und Dokumentation in den letzten dreißig Jahren stark verändert. Hieß es noch Ende der 1980er-Jahre in einer Einführung in das Fach Volkskunde/Kulturanthropologie: „An die Datenerhebung schließt sich der Vorgang der Dokumentation der erhobenen Objekte an. Auf dieser Ebene der Inventarisierung des zu Untersuchenden werden (in der Regel mit Hilfe von Karteikarten) alle Daten zusammengetragen"[7], so ist dieser Vorgang längst durch digitale Speichermedien geprägt.

Aber auch Forschungsgegenstände sowie -felder wurden durch digitale Technologien stark verändert. Erstens haben sie deutlichen Einfluss auf alltagskulturelle Phänomene, beispielsweise in Bezug auf Mensch-Ding-Beziehungen und Erinnerungskultur. Exemplarisch sei darauf verwiesen, dass sich durch die allgegenwärtigen Smartphones auch das Verhalten von Besuchern und Besucherinnen in NS-Gedenkstätten verändert hat und es gängige Praxis geworden ist, sich selbst dort zu fotografieren. Zweitens bringen die digitalen Technologien neue Speichermedien hervor, die die zukünftige Erforschung unserer Gegenwart als Vergangenheit anderen Bedingungen unterwerfen, als sie derzeit vorliegen. Zu diesen Speichermedien gehören nicht nur digitale wissenschaftliche Datenbanken, sondern auch soziale Medien wie Instagram und Facebook, die neue Formen von Ego-Dokumenten generieren beziehungsweise darstellen. Allerdings sind nicht nur sozial- und geisteswissenschaftliche Forschungsgegenstände sowie -felder von den Veränderungen durch Digitalisierung betroffen, sondern beispielsweise auch Museen: „Dem Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit, dessen Funktionsweise Walter Benjamin analysierte, scheint momentan das der Virtualisierung zu folgen. Daraus ergeben sich Fragen nach der Aura des Originals und der Kopie, nach dem Authentischen und dem virtuellen Zugang zu ‚Objekten' und nach der Veränderung unserer Wahrnehmungsformen durch neue Techniken und Medien."[8] Davon ist nicht nur das Exponieren, sondern auch das Pflegen von Sammlungen betroffen. Wissenschaftliche Datendokumentationen sind nun im Gegensatz zu solchen Sammlungen, aus denen „alle Nützlichkeit auf immer verbannt zu sein scheint"[9], auf Weiternutzung

5 Vgl. Heesen/Spary: Sammeln als Wissen.
6 Brednich: Quellen und Methoden, S. 75.
7 Brednich: Quellen und Methoden, S. 78.
8 Hauser: Authentische Objekte, S. 123.
9 Pomian: Ursprung des Museums, S. 14.

im Forschungsprozess angelegt, sodass sich zusätzlich zu den eben skizzierten Fragen noch solche nach Zugänglichkeit innerhalb der wissenschaftlichen Community ergeben.

Digitalisierung hat insgesamt zum Wandel von Forschungspraktiken geführt, denn sie verändert die Verfügbarkeit, Materialität sowie Menge der Daten und Quellen. Außerdem verschwinden materielle Zeugnisse wie Fotoalben oder handschriftliche Briefe aus dem Alltag; Nachlässe liegen nun auf Festplatten vor oder als Profile in den sozialen Medien; sie unterliegen hier neuen Einschränkungen.[10] Entsprechend verändern sich der Zugang zu den Quellen und die (technischen) Anforderungen an ihre Auswertung. Das Verschwinden der Handschriften im Alltag ist zudem nicht nur eine ästhetische Veränderung: An den Prozess des Schreibens sind kognitive und somatische Fähigkeiten geknüpft, wie zum Beispiel das Führen des Stiftes und das Erinnern der erlernten Zeichen; ebenso erfordern die Smartphone-Nutzung oder der Umgang mit dem Notebook spezifische körperliche Praktiken.

Für sozial- und geisteswissenschaftliche Forschungen sind die Einbeziehung von Internet sowie Digitalisierung mittlerweile selbstverständlich, sie stellen eine zentrale und wichtige Ergänzung zu deutlich länger etablierten Formen der Wissensproduktion dar. Methodische Zugänge werden dadurch nicht nur erweitert, sondern bestehen mittlerweile aufgrund der oben skizzierten Umstände zum Teil selbst aus Internet- oder Onlinerecherchen. Das Internet wird allerdings nicht nur zur Recherche genutzt, sondern historiografische und insbesondere ethnografische Methoden werden auch auf den digitalen Raum ausgeweitet. In der ethnografischen Forschung meint dies die digitale Ethnografie, also das Forschen als Teilnehmer oder Teilnehmerin, etwa eines Computerspiels, oder die Integration von Social Media in die Datenerhebung.[11] Bei digitaler Ethnografie können die Forschenden ihre Sichtbarkeit, beispielsweise durch das Anlegen eines pseudonymisierten Nutzerprofils in den sozialen Medien, umfassender einschränken als im ‚analogen Feld'. Daraus ergeben sich forschungsethische Fragen im Hinblick auf Transparenz im Forschungsprozess: Sollten die Forschenden online stets erkennbar sein? Grundsätzlich muss das erforderliche methodische Rüstzeug für digitale Ethnografie – wie auch digitale historische Forschung – in der universitären Ausbildung adäquat vermittelt werden. Hier zeigen sich immer wieder Leerstellen, weil fachdidaktische Entwicklungen nicht mit den technischen Neuerungen mithalten können.

Durch die Digitalisierung ist die Sicherung beziehungsweise das Bewahren der Daten in allen sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächern grundsätzlich dezentral auf geringem Raum möglich. Das bringt viele Vorteile, wie den Zu-

10 Deutlich wird das am Fall des Versterbens einer 15-Jährigen, deren Eltern ihr Facebook-Konto einsehen wollten, um sich über den digitalen Nachlass Aufschluss über die Todesumstände ihrer Tochter zu verschaffen. Facebook sperrte den Account und berief sich auf das Fernmeldegeheimnis. Nach einem jahrelangen Rechtsstreit entschied schließlich der Bundesgerichtshof im Juli 2018, dass die Eltern das Facebook-Konto einsehen dürfen. Vgl. https://www.zeit.de/digital/datenschutz/2018-07/bgh-eltern-duerfen-facebook-konto-der-toten-tochter-einsehen.

11 Eggel/Frischling: I care – I love it; Frischling: Forschungsnotiz; Fleischhack: Das Jahr; Bareither: Ego-Shooter-Spielkultur.

griff von unterschiedlichen Orten und die Möglichkeit der zahlreichen Vervielfältigung für Sicherheitskopien. Allerdings sind die dezentral gesicherten Daten nicht gefeit vor Verlust durch Softwareprobleme, Stromausfall oder Hacks. Erst jüngst verlor zum Beispiel die Online-Plattform MySpace durch eine Serverumstellung alle Musikdateien aus den Jahren 2003 bis 2015.[12] Auch bei den Projekten „Kontaktzonen. Kulturelle Praktiken im deutsch-tschechisch-polnischen Grenzraum" sowie dem „Lebensgeschichtlichen Archiv" am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde spielen Datengenerierung und Dokumentation im Forschungsprozess selbstverständlich eine zentrale Rolle. Überlegungen und problemzentrierte Fragen zum Projekt „Kontaktzonen" wurden daher als Impuls der ersten Sektion der Konferenz „Forschungsdesign 4.0" vorangestellt. Dieses Forschungsvorhaben untersucht grenzüberschreitende Kooperationen in den Bereichen Sport, Kunst und gesellschaftspolitisches Engagement im deutsch-tschechisch-polnischen Grenzgebiet.[13] Im Rahmen des Projektes wurde der digitale Raum als Arbeitsinstrument zur Vorbereitung auf ethnografische Feldaufenthalte eingesetzt. Gesammeltes Wissen aus Online-Kommunikation sowie aus Vorabrecherchen wurde in die nicht-digitale Kommunikation eingespeist, zum Beispiel bei Interviews oder ethnografischen Hintergrundgesprächen. Weiterhin entstand als ein Outcome der Untersuchung eine Website, die grenzüberschreitende Kooperationen zwischen deutschen, tschechischen und polnischen Organisationen vorstellt.[14] Die „Kontaktzonen" wurden außerdem auch digital ethnografiert. Aus der Nutzung digitaler Räume folgte jedoch nicht, dass sich das Forschungsteam seltener unmittelbar im Offline-Feld bewegte, wie irrtümlich angenommen werden könnte. Ethnografie als erkenntnisgewinnende Methode, die im unmittelbaren Kontakt durch Beobachtungen und Interviews in der analogen Welt als Basis digitaler Kommunikation besteht, war im Rahmen der Forschung unverzichtbar. Es bestanden also parallele Zugriffe auf den Untersuchungsgegenstand.

Sämtliche Daten, die im Rahmen des Projektes erhoben wurden, sind auf dem Server des Instituts gesichert. Weiterhin wurden die Interviewtranskripte sowie gesammelten Materialien in das Lebensgeschichtliche Archiv integriert, welches ihre Verfügbarkeit für Anschlussforschungen ermöglicht.[15] Ziel des Lebensgeschichtlichen Archivs ist es, die vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde aus den Vorgänger-Einrichtungen und aus Privatbesitz übernommenen Sammlungen sowie Dokumente systematisch zu erfassen. Außerdem wird der Bestand durch weitere Übernahmen, wie beispielsweise aus laufenden Forschungsprojekten, stetig erweitert. In der Sammlungstätigkeit des Lebensgeschichtlichen Archivs liegt der Fokus auf biografischen und autobiografi-

12 Vgl. Nöfer: Gone. Rund 490.000 Lieder wurden allerdings durch Speicherung beim Internet Archive gerettet. Vgl. https://www.derstandard.de/story/2000100830119/myspace-490-000-verlorene-songs-wieder-aufgetaucht.

13 Kleinmann/Spieker: Kontaktzonen; Kleinmann/Peselmann: Contact Zones. Rural Histories; Bretschneider/Kleinmann/Spieker: Region; Bretschneider/Kleinmann/Spieker: Contact zones. Constructing Identity.

14 http://www.bordernetwork.eu.

15 https://lga.isgv.de. Vgl. Friedreich/Seifert (Hg.): Alltagsleben; Friedreich: Zur Arbeit.

schen Quellen. Typische Quellengattungen sind Briefe, Postkarten, Tage- und Notizbücher sowie Aufnahmen und Transkripte von Interviews. Wie sich ein Bestand zusammensetzt, ist also sehr unterschiedlich. Dazu kommt das Verschwinden handschriftlicher Quellen im Alltag beziehungsweise ihre Ergänzung um digitale Ego-Dokumente. Einheitlich ist jedoch die Herangehensweise an die Materialien: Die Quellen und das kontextualisierende Material werden gesammelt, transkribiert, beschrieben, kategorisiert, digitalisiert und in einer Datenbank verwaltet. Es besteht eine doppelte Parallelstruktur: Die Archivierung der Materialien erfolgt in Archivschränken und als Digitalisate. Zusätzlich werden sie in zweifacher Weise erschlossen: Für die institutsinterne Nutzung besteht eine Datenbank, für die externe Recherche eine Website. Dies verweist bereits auf die Problematik der Re-Präsentation der Daten, die im Folgenden behandelt wird.

Präsentation von und Umgang mit Forschungsdaten

Im Mittelpunkt der zweiten Sektion standen die Präsentation von Forschungsdaten und der Umgang mit ihnen. Dabei interessieren die Beschaffenheit sozial- und geisteswissenschaftlicher Daten sowie deren Organisation, Nutzung und Autorenschaft. Fordert Open Access den freien Zugang zu den Forschungsergebnissen, so wollen die Open-Data-Konzepte darüber hinaus sämtliche dem Forschungsergebnis zugrundeliegenden Daten verfügbar gemacht und zugänglich gehalten sehen, wie der Blick in das „Open Data Handbuch" der Organisation „Open Knowledge International"[16] lehrt; als Leitlinie gilt: „Es ist besser, heute Rohdaten zu veröffentlichen, als perfekte Daten erst in sechs Monaten."[17] Beispielsweise wurde bereits im Jahr 2009 für die Kunstgeschichte verlangt: „Ziel ist die freie Zugänglichkeit zu wissenschaftlichen Primärdaten."[18]

Diese und andere gleichlautende Forderungen scheinen unter anderem von der Hoffnung geleitet zu sein, aus der Bereitstellung von Daten wirtschaftlichen Nutzen ziehen zu können. Drittmittelgeber der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschung verbinden ihre Förderung inzwischen häufig mit der Auflage, auch die Forschungsdaten öffentlich zugänglich zu machen,[19] und wollen diesen Begriff in der brei-

16 Das Handbuch ist greifbar unter http://opendatahandbook.org/guide/de; zu der für dessen Herausgabe verantwortlichen Organisation siehe https://okfn.org. Zwar wendet sich das Handbuch an staatliche Verwaltungen und Behörden sowie an Organisationen, aber dass nach Auffassung der Herausgeber auch die Wissenschaft diesen Richtlinien zu folgen hat, steht wohl außer Frage.

17 http://opendatahandbook.org/guide/de/what-is-opendata; http://opendatahandbook.org/guide/de/how-to-open-up-data. Zu den Konsequenzen, die die strikte Umsetzung dieser Maxime zeitigen könnte, siehe die Überlegung unter viertens. Das problematische Wissenschaftsverständnis, das sich in dem zweiten Zitat offenbart, wäre, wie in diesem Zusammenhang nur angedeutet, aber nicht näher ausgeführt werden kann, eine eigene kritische Debatte wert.

18 Hohmann: Open Data. Bezeichnenderweise gelang es dem Autor des Blogs allerdings nicht, den Begriff Primärdaten zu definieren: „Nun ist gerade in den Geisteswissenschaften eine exakte Definition von Primärdaten kaum möglich, wenn nicht gar unmöglich." Dennoch beantwortet er die selbst gestellte Frage „Braucht die Kunstgeschichte solche Primärdaten?" uneingeschränkt mit „Ja".

19 Siehe zum Beispiel Fournier: Open Access, besonders S. 32-33 (mit weiteren Nachweisen).

test möglichen Form verstanden wissen.[20] Dadurch sollen ein freier Austausch von Informationen gewährleistet, die Nachhaltigkeit durch Nachnutzung gesichert, unnötige Doppelungen von Untersuchungen vermieden und schnellere Ergebnisse sowie Effizienz durch Vernetzungen befördert werden. Die Fälle, in denen die Zuverlässigkeit der einer wissenschaftlichen These zugrunde gelegten Daten bezweifelt wurde, scheinen den bis in die Tagespresse hinein nachhallenden Aufschrei zu rechtfertigen, man möge „die Forscher stärker in die Pflicht nehmen" und „bei Forschungspapieren" verlangen, „zusätzliche Angaben einzureichen".[21]

Die Open-Data-Konzepte haben für die Sozial- und Geisteswissenschaften einige keinesfalls triviale Konsequenzen. So muss – erstens – genau definiert werden, was unter Forschungsbeziehungsweise Rohdaten zu verstehen ist.[22] Denn anders als derjenige Teil der Naturwissenschaften, der auf Versuchen und Messreihen gründet, arbeiten die Sozial- und Geisteswissenschaften mit heterogenen Schrift-, Sach-, Bild- und Tonquellen[23] sowie mit nicht immer standardisierten und letztlich vielfach personen- oder ereignisbezogenen Informationen. Darüber hinaus können diese oftmals selektiv unter einem forschungsleitenden Gesichtspunkt erfassten Daten im Forschungsprozess angereichert, weiterverarbeitet und interpretiert werden. Dann vermischen sich Ergebnisse und Ursprungsdaten unter Umständen so sehr, dass sie sich nicht mehr trennscharf unterscheiden lassen.

Im Anschluss daran stellt sich – zweitens – die Frage nach einem nachhaltigen und effektiven Datenmanagement. Für die langfristige Präsentation von Forschungsdaten müssen technische Anforderungen erfüllt sein, die gerade bei der Langzeitarchivierung noch längst nicht hinreichend geklärt sind, angesichts der permanenten technischen Weiterentwicklung vielleicht auch gar nicht geleistet werden können. Gleichwohl benötigen Open-Data-Projekte von Beginn an eine die Nachnutzung sicherstel-

20 Siehe zum Beispiel die Erläuterung zum Begriff Forschungsdaten (research data) durch die Europäische Kommission im Rahmen des Programms Horizon 2020 in: Guidelines to the Rules, S. 4: „Refers to information, in particular facts or numbers, collected to be examined and considered as a basis for reasoning, discussion, or calculation. In a research context, examples of data include statistics, results of experiments, measurements, observations resulting from fieldwork, survey results, interview recordings and images". Hinsichtlich des Open-Data-Konzepts gewährt die Europäische Kommission eine Opt-out-Klausel.

21 Erinnert sei an die Einwände des Wirtschaftshistorikers Richard Sutch gegen das methodische Vorgehen von Thomas Piketty und die Zuverlässigkeit von dessen historischen Datenreihen. Piketty: Kapital. – Sutch: The One Percent; Sutch betont ausdrücklich: „This article does not question Piketty's integrity" (S. 587). – Die wörtlichen Zitate stammen aus dem anlässlich dieser Debatte publizierten Kommentar von Müller: Forscher in die Pflicht nehmen. Der Kommentar bezieht sich auf den Leitartikel derselben Ausgabe („Star-Ökonom Piketty in der Kritik", S. 1). Zu den Folgen, die die konsequente Umsetzung dieser Forderung zeitigen könnte, siehe die Überlegung unter viertens.

22 Siehe nur das Beispiel Hohmann: Open Data. – Definitionsversuche wie die in Anmerkung 20 genannte Erläuterung bleiben letztlich vielfach schwammig. Von der technischen Seite aus argumentiert Stäcker: Noch einmal.

23 In den Geschichtswissenschaften werden der Quellenbegriff und die traditionsreiche, aber durchaus problematische Unterscheidung von Tradition und Überrest, wie sie etwa Quirin: Einführung in das Studium, S. 45-48 prägnant umreißt, seit einigen Jahren bekanntlich intensiv diskutiert. Aus den jüngeren Wortmeldungen herausgegriffen sei Paravicini: Die Wahrheit der Historiker, besonders S. 7-8 und S. 20-24 (mit vielen Literaturhinweisen).

lende Infrastruktur und müssen auf geeignetes und ständig verfügbares IT-Wissen zurückgreifen können, um die eingesetzte Software, sofern die Grundausstattung eines Projekts überhaupt den Ankauf kommerzieller Programme erlaubt, kosten- und zeitintensiv zu pflegen und zu aktualisieren.[24] Denn den Forschenden wird es kaum verlockend erscheinen, ihre Ergebnisse in Datenbanken einzuspeisen, die technisch veralten und bald vielleicht gar nicht mehr zugänglich sind. Diese Fragen dürfen nicht unterschätzt werden: Aus der Rückschau hat Walter Fanta vor einiger Zeit in einem Erfahrungsbericht beschrieben, wie in den 1980er-Jahren zwei Projektgruppen in Trier und Klagenfurt mit insgesamt fast 30 Beteiligten den Nachlass des Schriftstellers Robert Musil unter EDV-Einsatz transkribierten, dabei aber mit völlig unterschiedlichen Hardware- und Softwaresystemen arbeiteten, sodass man die Daten zunächst nur via Ausdruck austauschen und trotz Schnittstelle auch später nicht komplett angleichen konnte.[25]

Heute werfen – drittens – die stetig weiter ausdifferenzierten Möglichkeiten der Datenvernetzung technische und konzeptionelle Fragen auf, die sich am Beispiel der vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde betreuten Sächsischen Biografie veranschaulichen lassen.[26] Man darf die Sächsischen Biografie den großen Nationalbiografien gleichberechtigt an die Seite stellen. Von Anfang an als Online-Lexikon konzipiert, ging sie bereits im Jahr 2005 ans Netz und war damals das erste berufs- und epochenübergreifende Biografieportal Deutschlands überhaupt, das Viten im Volltext bot. Mittlerweile greifen jährlich rund 60.000 Benutzerinnen und Benutzer auf die circa 1.700 Volltextbiografien und auf die weiteren Informationen über die derzeit 12.500 in der Datenbank erfassten Personen zu.[27] Sämtliche in den Biografien genannten Personennamen sind inzwischen verlinkt; technisch bewerkstelligt wird dies mithilfe der Gemeinsamen Normdatei (GND). Über die personellen Querbeziehungen hinaus wäre für die biografische Forschung ebenfalls die Verknüpfung mit den in den Volltexten genannten Ortsnamen methodisch und konzeptionell sinnvoll, sind die ortsbezogenen Daten doch „ein bislang kaum genutztes Verlinkungspotential von Biografieportalen".[28] Während heu-

24 Als „grundlegende[s] Problem" der historischen Mediävistik, auf das „es keine eindeutigen Antworten gibt", wurde die Frage, „wie man angesichts des rasanten technischen Wandels digitale Angebote für Jahrzehnte zugänglich halten kann", gerade eben bezeichnet von Roman Deutinger (Tagungsbericht). Für den Journalismus wurden geeignete Archivierungsmethoden von Felix Simon gefordert: „Ohne Vorwarnung lassen sich […] schon heute ältere Websites und Webinhalte von manchen Zeitungen mit neueren Browsern nicht mehr richtig darstellen oder verschwinden gleich ganz auf Nimmerwiedersehen. […] Doch ohne verlässliche Archive riskieren wir […], dass bestimmte Versionen der Geschichte später die Oberhand gewinnen, wenn es nichts gibt, mit dem sie korrigiert werden können". Simon: Und das Netz vergisst doch.

25 Fanta: Zur Immortalität, besonders Abschnitte [3]-[15]; vgl. ferner den Beitrag von Walter Fanta in der vorliegenden Publikation.

26 http://saebi.isgv.de. – Die folgenden Ausführungen beruhen auf Schattkowsky/Metasch/Schwanitz: Vernetzungsstrategien. – Zum Zuschnitt des für die Erforschung bisher nur bruchstückhaft bekannter Lebenswege unentbehrlichen Hilfsmittels siehe Schattkowsky: Sächsische Biografie online.

27 Freundliche Auskunft von Frank Metasch über die aktuellen Zahlen aus dem Kalenderjahr 2018.

28 Schattkowsky/Metasch/Schwanitz: Vernetzungsstrategien, besonders S. 70 und 72. – Siehe auch Schattkowsky/Metasch (Hg.): Biografische Lexika.

te die Georeferenzierung von Orten technisch bereits ohne weiteres möglich ist, lassen die Erfahrungen der historischen Ortsnamenforschung erahnen, wie schwierig die Identifizierung historischer Stätten werden kann.[29] Die Eingabemaske der Datenbank, die der Sächsischen Biografie zugrunde liegt, ist schon jetzt so modelliert, dass die notwendigen Eingabefelder für die Ortsnamen und damit auch deren Georeferenzdaten zur Verfügung stehen sowie durch Kaskaden unter anderem nach Geburts-, Wirkungs-, Sterbe- und Bestattungsort systematisiert sind; wie der Rückgriff auf Normdaten garantieren diese Drop-down-Menüs bekanntlich eine niedrige Fehleranfälligkeit. Im vorliegenden Fall kommt hinzu, dass das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde bereits vor einem Jahrzehnt ein Digitales Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen aufgebaut hat und insofern auf diesem Themenfeld über umfassende Expertise verfügt.[30] Doch bleibt die Verknüpfung von Normdaten „eine personalintensive Maßnahme, die ihren vollen Nutzen auch erst bei möglichst vollständiger Durchführung entfalten würde".[31] Der Nutzen von Verknüpfungen, bei der Sächsischen Biografie unbestritten, wäre im Einzelfall durchaus zu hinterfragen. Die Forderung nach Transparenz im Sinne der Open-Data-Konzepte hat – viertens – tiefgreifende Konsequenzen für den Umgang mit den während einer Untersuchung erhobenen Daten schon im Laufe des noch andauernden Forschungsprozesses, soweit diese zu archivieren und gleichzeitig oder später offenzulegen sind. Letztlich müssten die Forschenden nicht nur die einzelnen Arbeitsschritte, sondern darüber hinaus auch ihre eigenen, vielleicht nur zeitweilig verfolgten Ideen publik machen, selbst wenn sie diese letztlich als Irrwege identifiziert und verworfen haben.[32] Zur Erläuterung sei an die Erfahrung beim Edieren historischer Quellen für wissenschaftlich verlässliche Ausgaben erinnert: Im Zuge der intensiven Beschäftigung mit den Überlieferungen werden Editorinnen und Editoren einerseits in ihren ersten Transkriptionen stets Verlesungen, unzutreffend aufgelöste Abkürzungen und falsch berechnete Datierungen entdecken, die sie bei erneuter Nachkollation auszubessern wissen, und andererseits wiederholt bei Wortbedeutung, Interpunktion und Satzverständnis schwanken, ehe sie zu einer philologisch abgesicherten Textkonstitution finden; darüber hinaus erzwingen die Berücksichtigung der Parallelüberlieferung und der Abgleich mit dem Forschungsstand unter Umständen Änderungen am Editionstext. Liegt schließlich eine textkritisch einwandfreie und historisch akkurat kommentierte Quellenedition vor, stellt sich die Frage, ob die auf dem Weg dorthin zeitweilig erwogenen Lesarten, später bereinigten Versehen, ausgeräumten Unstimmigkeiten und zwischenzeitlichen Irrwege tatsächlich alle so überlieferungswürdig sind, dass sie bloß des-

29 Zur Methode siehe Fütterer: GIS als Hilfsmittel, besonders S. 96-98.

30 https://hov.isgv.de. Zur Onlineausgabe des Historischen Ortsverzeichnisses (HOV) siehe Schwanitz/Klingner: Die digitalen Quellen, besonders S. 109-112 (mit weiteren Nachweisen).

31 So hinsichtlich der Vernetzung von Digitalisaten mit Normdaten Fuchs: Was ist unbedingt erforderlich, S. 166.

32 Diese Konsequenz ergibt sich, wenn nicht ausdrücklich, so doch spätestens dann, wenn man die programmatischen Forderungen der in den Anmerkungen 17 bis 21 zitierten Zeitungsartikel, Aufsätze und Handbücher zu Ende denkt.

halb gesammelt, archiviert, präsentiert und publiziert werden müssen, weil sie als Forschungs- und Rohdaten klassifiziert werden können. Wer diese Frage verneint, muss nicht unbedingt das ob eigener Unvollkommenheit gekränkte editorische Ego schonen, sondern wird vielmehr der Gefahr vorbeugen wollen, dass die Open-Data-Konzepte bloß „geisteswissenschaftliche Datensilos"[33] und hohle Götzenmonumente auf unnützen Datenfriedhöfen befördern.

Schließlich – fünftens – werfen die neuen, schier unbegrenzt erscheinenden digitalen Suchmöglichkeiten insofern forschungsethische Probleme auf, als durch sie der bestehende Zwiespalt zwischen der Forschungsfreiheit einerseits und dem Schutz von Individuen und ihren Persönlichkeitsrechten sowie den wissenschaftlichen Verwertungsrechten andererseits besonders virulent wird. Denn abgesehen davon, dass die Umstände, unter denen die ältere Forschung zu ihren Daten gelangte und ihre Datenbanken anlegte, künftig vielleicht einmal als problematisch angesehen werden könnten und dass es aktuellen Studienansätzen ebenso ergehen mag, sind die empirischen Wissenschaften immer auch mit sozialen Beziehungen und Verbindlichkeiten verknüpft. Bereits die Offenlegung und erst recht die Weitergabe von lebensgeschichtlichen Informationen setzen ein intaktes Vertrauensverhältnis voraus, das durch Bekanntwerden sensibler Details empfindlich gestört werden könnte, wie mit Blick auf Interviews und Dunkelfeldanalysen unmittelbar einleuchtet. Selbst wenn in diesen Fällen die Gesprächspartnerinnen und -partner ihr Einverständnis erklärt haben sollten, können sie die Tragweite ihrer Entscheidung unter Umständen oft gar nicht ermessen. Zudem ist eine entsprechende Kontextualisierung durch die Erhebungssituation erforderlich. Die strikte Erfüllung von Open-Data-Konzepten kann in diesen Fällen insoweit kontraproduktiv sein, als sie Untersuchungen unter Umständen beschränkt oder verhindert.

Bereits Open Access ermögliche – so argumentiert der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF)[34] – eine stärkere Demokratisierung der Forschung und von deren Ergebnissen: Der Zugang sei unabhängig von finanziellen Mitteln; demzufolge werde auch der Informationsfluss in den sogenannten Entwicklungsländern verbessert. Die vermeintliche Demokratisierung von Wissen ist allerdings durchaus ambivalent. Netzzugang ist ja nicht per se egalitär verfügbar, und Informationsfluss bedeutet noch lange nicht, dass die verbreiteten Erkenntnisse zum Beispiel an indigene Wissenssysteme anschlussfähig sind oder diese überhaupt

33 Das Bild vom „geisteswissenschaftlichen Datensilo" stammt aus dem Titel des Vortrags, den Torsten Schrade in Jena auf dem vom Netzwerk zur Förderung der Digital Humanities (DHnet Jena) ausgerichteten Workshop am 23. November 2017 gehalten hat: „Set your data free"; siehe den Bericht von Prell: Digital Humanities in Jena.

34 Die Seite des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) zum Thema „Open Access – eine Selbstverständlichkeit" unter https://oa100.snf.ch/de/home-de/ gruppiert die Argumente unter neun Schlagwörtern. Unter „Wissen für alle" heißt es: „Open Access ermöglicht auch eine stärkere Demokratisierung der Forschung, da der Zugang zu Erkenntnissen nicht vom Einkommen oder von den verfügbaren finanziellen Mitteln abhängt. Ausserdem kann O(pen) A(ccess) besonders in Entwicklungsländern den Informationszugang verbessern."

berücksichtigen. Ebenso ließe sich sicherlich behaupten, Open Access stütze ein eurozentristisches Weltbild.

Vermittlung und Formate von Forschungsergebnissen

Das vorläufige Ende eines Forschungsprozesses bilden die Vermittlung, die Präsentation und die Rezeption von Forschungsergebnissen. Dabei rücken nicht nur die Präsentationsformen selbst in den Mittelpunkt, sondern auch die beteiligten Akteurinnen und Akteure: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Nutzerinnen und Nutzer. In den Geistes- und Sozialwissenschaften gewinnen hier vermehrt digitale Formate an Relevanz. Im Editorial des ersten Sonderbandes der „Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften" wird gar eine „digitale Leitkultur"[35] proklamiert, die neue Fragestellungen und Forschungsmethoden generiere.[36] Während allerdings die Auswirkungen der Digitalisierung auf Forschungsfelder und -methoden,[37] auf die Verfügbarmachung und Archivierung von Forschungsdaten schon länger intensiv diskutiert und analysiert werden,[38] geraten digitale Vermittlung und digitale Formate erst in letzter Zeit verstärkt in den Blick.[39] Die Untersuchung der ‚analogen Herstellung' wissenschaftlichen Wissens als Prozess aus empirischer Arbeit, Suche, Ordnung und Ablage von Daten und Quellen sowie der Publikation und Popularisierung der Ergebnisse interessierte bislang vor allem die Wissenschafts- und die Wissensgeschichte.[40] Analysiert wurden Ressourcen und Strategien der ‚Wissensarbeit' vor dem Hintergrund biografischer, institutioneller, technischer, sozialer und politischer Kontexte. Wendet man die Erkenntnisse solcher Untersuchungen auf die ‚digitale Wissensarbeit' an, so bieten sich eine Vielzahl von Feldern für die Analyse der digitalen Vermittlung und ihrer Akteurinnen und Akteure. Zu fragen ist generell, wie Digitalisierungsprozesse die Präsentationsmöglichkeiten von Forschungsergebnissen gleichzeitig ent- und begrenzen, indem sie nämlich einerseits Reichweite und Verfügbarkeit vergrößern, den Kreis der Nutzenden erweitern, neue technische Formate bieten, andererseits aber auch Ansprüche an Kenntnisse und Interessen stellen, neue Konkurrenzen und rechtliche Beschränkungen evozieren.

Beispielhaft diskutiert werden können die Chancen und Herausforderung der Digitalisierung

35 Baum/Stäcker: Methoden – Theorien – Projekte.

36 Klawitter/Lobin/Schmidt (Hg.): Kulturwissenschaften digital.

37 Für die Volkskunde/Kulturanthropologie vgl. zum Beispiel die Kommission „Digitalisierung im Alltag" bei der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (http://www.goingdigital.de), für die Geschichtswissenschaft die Arbeitsgemeinschaft „Digitale Geschichtswissenschaft" im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands (https://www.historikerverband.de/arbeitsgruppen/ag-digitale-gw).

38 Vgl. zum Beispiel die Hinweise der Deutschen Forschungsgemeinschaft zum Umgang mit Forschungsdaten: https://www.dfg.de/foerderung/antrag_gutachter_gremien/antragstellende/nachnutzung_forschungsdaten/index.html.

39 Vgl. zum Beispiel das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung initiierte Projekt „Objekte im Netz": http://objekte-im-netz.fau.de.

40 Vgl. Dietzsch/Kaschuba/Scholze-Irrlitz (Hg.): Horizonte ethnografischen Wissens.

bei der Vermittlung und Präsentation von Forschungsergebnissen am Projekt „Erschließung und Digitalisierung des Nachlasses von Adolf Spamer (1883–1953)“, das sich der Ordnung, digitalen Verzeichnung und Präsentation des wissenschaftlichen Nachlasses eines der bedeutendsten Akteure der akademischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewidmet hat.[41]

Der Nachlass Adolf Spamers, der am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde aufbewahrt wird, besteht aus drei Quellengruppen:[42]

- dem sogenannten Corpus der Segen- und Beschwörungsformeln, einer Sammlung von circa 23.000 Texten, die alternativmedizinische und Glaubenspraktiken dokumentieren und über einen Zeitraum von gut sieben Jahrzehnten zusammengetragen wurden,
- einer Sammlung von circa 2.000 Bildquellen wie Grafiken, Fotografien und Postkarten,
- dem schriftlichen Nachlass (circa 15 laufende Meter), der unter anderem Korrespondenz, Manuskripte, Notizen, Quellensammlungen und Unterlagen zu Lehrveranstaltungen enthält.

Das gesamte Material dokumentiert Spamers Forschungspraxis: in Form von schriftlichen und visuellen Quellen, die er durch gezieltes „Anwerben“ über Netzwerke, durch Kauf, aber auch durch Zufall erhalten hat; in Form von Notizzetteln, Notizbüchern, Manuskripten, Briefen, die Gedanken, Ideen und Netzwerke festhalten; als umfangreiche Zeitungsausschnittsammlungen, die populärkulturelles Zeugnis von Alltags- und Lebenswelten sind; in Exzerpten, bibliografischen Hinweisen, Sonderdrucken und Karteien. Der Nachlass beinhaltet demnach Forschungsdaten und Forschungsergebnisse gleichermaßen.

Was aber ist eigentlich unter Forschungsergebnissen zu verstehen und wie unterscheiden sich diese von Forschungsdaten – unabhängig davon, ob sie in analoger oder digitaler Form vorliegen? Die Deutsche Forschungsgemeinschaft definiert in ihren „Leitlinien zum Umgang mit Forschungsdaten“ diese als „Messdaten, Laborwerte, audiovisuelle Informationen, Texte, Surveydaten, Objekte aus Sammlungen oder Proben, die in der wissenschaftlichen Arbeit entstehen, entwickelt oder ausgewertet werden. Methodische Testverfahren, wie Fragebögen, Software und Simulationen können ebenfalls zentrale Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung darstellen und sollten daher ebenfalls unter den Begriff Forschungsdaten gefasst

41 Vgl. https://www.isgv.de/spamernachlass sowie Kulbe: Nachlass Adolf Spamers. Das Projekt war Teil des Verbundprojekts „Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung“, in das sieben landesfinanzierte geisteswissenschaftliche Institute des Freistaats Sachsen involviert waren. Gefördert wurde es durch das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst von Mai 2017 bis Dezember 2019. Ziel des Verbundes war die engere Kooperation, aber auch digitale Vernetzung der Forschungseinrichtungen auf der Basis inhaltlich heterogener Teilprojekte. Vgl. https://www.saw-leipzig.de/de/projekte/virtuelle-archive.

42 Dabei handelt es sich genau genommen um einen Teilnachlass. Ein zweiter, wesentlich kleinerer Teil befindet sich am Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Berlin.

werden."[43] Abgesehen davon, dass diese Definition eher auf die Natur- und Sozialwissenschaften zugeschnitten ist, zeigt sie, dass ein Unterschied von Daten und Ergebnissen nur schwer zu ziehen ist, weil Daten immer auch gleichzeitig Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit sind und weil beide überhaupt erst in wissenschaftlichen Prozessen entstehen. Eine Unterscheidung kann dahingehend getroffen werden, dass unter Forschungsdaten ‚Rohdaten' verstanden werden, die zwar als aus wissenschaftlicher Arbeit generiert zu betrachten sind, allerdings abgesehen von ihrer unter Umständen strukturierten Ablage nicht weiter aufbereitet sind. Forschungsergebnisse hingegen können als ‚kuratierte' Daten verstanden werden. Sie sind ausgewählt, gefiltert, interpretiert, kommentiert und oft in einer publikationsfähigen Form aufbereitet. Forschungsergebnisse können allerdings auch wieder zu Forschungsdaten werden. Editionen zum Beispiel sind ‚kuratierte' Quellenabschriften mit umfangreichen Anmerkungsapparaten und Regesten, die als Lese- und Verständnishilfe dienen. Editionen sind Grundlagenforschung mit dem Ziel, Quellen zugänglich zu machen und dadurch weitere Forschungen anzustoßen.[44]

Auf den ersten Blick schafft der digitale Raum eine größere Sichtbarkeit für die Vermittlung wissenschaftlicher Ergebnisse, weil sie scheinbar weltweit, zu jeder Zeit verfügbar sind. Was im Internet angeboten wird, besitzt eine enorme Reichweite und kann von einem theoretisch fast unbegrenzten Publikum wahrgenommen werden.[45] Weil das aber grundsätzlich für alle digitalen Angebote gilt, entstehen zugleich neue Konkurrenzen um Wahrnehmung und Nutzung. Gefunden wird, was gesucht wird oder bereits bekannt ist. Sichtbarkeit und Findbarkeit können beispielsweise durch eine passende Infrastruktur hergestellt oder erhöht werden. Im Fall des Erschließungsprojekts Spamer fiel die Wahl auf das Portal Kalliope, ein Angebot der Staatsbibliothek Berlin – Preußischer Kulturbesitz, das als überregionaler Verbund und zentrales Nachweisinstrument für Handschriften, Autografen und Nachlässe dient.[46] Kalliope ermöglicht nicht nur eine Erschließung nach bibliothekarischen Regeln,[47] sondern stellt auch Schnittstellen für den Datenaustausch zur Verfügung und besitzt aufgrund seines überregionalen Charakters eine entsprechende Bekanntheit. Von großem Vorteil ist zudem, dass die Katalogisierung in Kalliope auf Basis der Gemeinsamen Normdatei der Deutschen Nationalbibliothek für Personen, Körperschaften, Orte oder Schlagworte erfolgt, wodurch eine Vernetzung verschiede-

43 Deutsche Forschungsgemeinschaft: Leitlinien zum Umgang mit Forschungsdaten, 30.9.2015: https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/antragstellung/forschungsdaten/richtlinien_forschungsdaten.pdf.

44 Vgl. zum Beispiel die am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde angesiedelten Editionsprojekte „Codex diplomaticus Saxoniae": https://www.isgv.de/cds; sowie „Edition der Briefe der Herzogin Elisabeth von Sachsen": https://www.isgv.de/elisabeth; zudem die für Sommer 2020 geplante Tagung „Edition und Kommentar. Aufbau und Vermittlung von kontextualisierenden Inhalten", die sich unter anderem dem Einfluss der Digitalisierung auf Quellenpublikationen zuwenden wird: https://www.isgv.de/euk.

45 Technische, politische, ökonomische Faktoren können diese Verfügbarkeit allerdings begrenzen.

46 Vgl. http://kalliope.staatsbibliothek-berlin.de sowie das digitale Findbuch zum Nachlass Adolf Spamer http://kalliope-verbund.info/DE-611-BF-42577.

47 Vgl. Österreichische Nationalbibliothek Wien/Schweizerische Nationalbibliothek Bern/Staatsbibliothek Berlin – Preußischer Kulturbesitz: Ressourcenerschließung mit Normdaten.

ner Informationsressourcen stattfinden kann.[48] Auf Basis der Gemeinsamen Normdatei wurde auch die gemeinsame und vernetzte Präsentation der Teilprojekte der „Virtuellen Archive" realisiert und damit ein Ziel des Verbundprojekts umgesetzt.[49] Das bedeutet, dass Förderlogiken auch bestimmte Arbeitspraktiken forcieren, dass Fördermittelgeber Standards der Datenerfassung, -speicherung und -präsentation einfordern, die zumindest kritisch reflektiert werden sollten. Tatsächlich können ressourcenintensive Projekte wie das der virtuellen Erschließung des Nachlasses von Adolf Spamer überhaupt erst durch Drittmittelförderungen, die sich auch an bestimmten Moden orientieren, verwirklicht werden.

Die Digitalisierung mit ihren Chancen und Herausforderungen wirkt sich auch auf die Produktion wissenschaftlicher Ergebnisse und von Wissen aus. Zu den Vorteilen einer digitalen Präsentation gehört die Möglichkeit, den Prozess, bei dem dieses Wissen entsteht, transparent zu machen, denn Teilergebnisse können schon während des Arbeitsprozesses publiziert werden. Auch lassen sich große Mengen von Forschungsdaten und -ergebnissen kostengünstig präsentieren, Ergebnisse durch Korrekturen, Ergänzungen und Anpassungen stetig aktualisieren – die nicht zuletzt auch von den Nutzerinnen und Nutzern selbst stammen können. Die dauerhafte Pflege solcher Angebote ist zugleich ressourcenintensiv. Waren ein Buch oder ein Aufsatz nach einer längeren Produktionszeit irgendwann gedruckt und abgeschlossen, so mag sich dieser Prozess durch Digitalisierung inzwischen zwar beschleunigt haben, oftmals jedoch müssen die Informationsressourcen dauerhaft gewartet, aktualisiert und gepflegt werden. Gerade bei zeitlich begrenzten Drittmittelprojekten bedeutet das eine auch über die eigentliche Laufzeit hinausgehende Betreuung digitaler Angebote, die personell und finanziell abgesichert sein muss.

Digitalen Angeboten ist auch eine Diskrepanz zwischen Auswahl der präsentierenden Informationen und einem Anschein von deren Vollständigkeit inhärent. Nicht alles ist digital verfügbar und das, was noch nicht digital vorliegt, wird unter Umständen nicht wahrgenommen. Portale wie Kalliope oder auch der virtuelle Archivführer zur deutschen Kolonialgeschichte[50] bündeln Nachweise von Archiv-, Quellen- und Handschriftenbeständen, die an unterschiedlichen Einrichtungen verwahrt werden. Alles, was nicht im Portal oder anders digital nachgewiesen ist, findet dort natürlich keine Erwähnung. Es besteht die Gefahr, dass Materialrecherchen zukünftig ausschließlich auf solche Ressourcen zugreifen, nur dort dokumentierte Bestände verwendet werden und andere aufwändiger zu recherchierende Quellen keine Beachtung finden. Wiederum ist bei der Präsentation jedweder Forschungsdaten, Forschungsergebnisse und Quellen eine Auswahl notwendig. Im Falle des Projekts zur Erschließung und Digitalisierung des Nachlasses von Adolf Spamer betrifft dies beispielsweise die Auswahl der zu digitalisierenden Objekte. Allein schon aufgrund der Menge der Unterlagen konnte und sollte nicht der

48 Vgl. https://www.dnb.de/gnd.

49 Vgl. https://www.saxorum.de/themen/virtuelle-archive-fuer-die-geisteswissenschaftliche-forschung.

50 Vgl. https://archivfuehrer-kolonialzeit.de.

komplette Nachlass als Digitalisat online verfügbar gemacht werden. Vielmehr wurden die Objekte ausgewählt, die aufgrund aktueller wissenschaftlicher Entwicklungen als besonders relevant für wissenschaftliche Projekte eingeschätzt worden sind. Daneben regulieren Persönlichkeits- und Urheberrechte die Online-Stellung von Dokumenten ebenso wie die im Mai 2019 in Kraft getretene Datenschutzgrundverordnung der Europäischen Union.

Ein großes Problem der Arbeit mit digitalen Angeboten war lange Zeit die Referenzierbarkeit von Quellen oder Publikationen, die inzwischen über den ISO-zertifizierten Digital Object Identifier (DOI) beziehungsweise über stabile, das heißt sich nicht mehr verändernde, URLs (Permalinks) gelöst ist, sofern diese Möglichkeiten auch technisch umgesetzt werden können.

Der virtuelle Raum bietet eine Vielzahl von Publikationsformaten, die die Möglichkeiten analoger Veröffentlichungsformen ergänzen: Social Media erreichen weitere mögliche Zielgruppen ebenso wie barrierefreie Angebote; Open Access fördert deren Zugänglichkeit und Datenbanken ermöglichen einfache Recherchen. Die Wahl des „Werkzeugs" ist immer abhängig von der anzusprechenden Zielgruppe, dem Forschungsgegenstand, den ökonomischen Möglichkeiten, den Kenntnissen und Interessen der Bearbeitenden, aber auch den Forderungen von Fördermittelgebern. Datenbanken zeigen, dass digitales Publizieren zudem von der Vernetzung von Inhalten, Formaten und Informationsressourcen gekennzeichnet und nicht mehr linear ist. Waren beispielsweise analoge Nachlassverzeichnisse linear aufgebaut und höchstens durch Indizes von Personen oder Schlagworten ergänzt,[51] so ist die virtuelle Verzeichnung wie beim Nachlass Adolf Spamers von dieser Linearität befreit, indem die verzeichneten Unterlagen über Normdaten mit anderen Unterlagen oder auch anderen Portalen vernetzt werden können. Dadurch lässt sich das Material nicht zuletzt auch in übergeordnete Zusammenhänge einordnen.

Was sich im Zuge der digitalen Publikation von Forschungsergebnissen nachhaltig ändert, ist die Urheber- und Autorschaft wissenschaftlicher Texte, denn digitales Schreiben ermöglicht vernetzte, kollaborative, und interaktive Formen der Textproduktion.[52] Zumindest für die Kulturanthropologie/Volkskunde ist diese Art der Textarbeit nicht neu, denn die auf Interaktion mit Gewährspersonen wie Interviewpartnerinnen und -partnern im Feld basierende Methodik führte schon früh zu der Erkenntnis, dass die Wissenschaftlerin beziehungsweise der Wissenschaftler nicht die alleinige Autorin beziehungsweise der alleinige Autor eines Textes ist. Eine moderne Form des kollaborativen, „aktuellen" Schreibens sind Blogs – zumeist chronologisch aufgebaute Dokumentationen des Arbeitens, Lernens, Informierens.[53] Speziell für den Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften hat sich in den letzten Jahren beispielsweise das Blogportal Hypotheses etabliert, das die technische

51 Vgl. die erste Publikation eines Findbuchs zum Nachlass Spamer im Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde: Püschner: Verzeichnis der Dresdner Bestände.

52 Vgl. Ernst: Vom Urheber zur Crowd.

53 Vgl. zum Beispiel den Blog für interdisziplinäre Landeskunde „Saxorum", der das gleichnamige Portal der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden ergänzt: https://saxorum.hypotheses.org.

Infrastruktur inklusive Archivierung bereitstellt, über einen wissenschaftlichen Beirat aber auch über eine gewisse Qualitätssicherung verfügt.[54] Der virtuelle Raum wird auch zu einer Kontaktzone zwischen Wissenschaft und wissenschaftlichen wie nichtwissenschaftlichen Nutzenden. Er beschleunigt die Kommunikation und erhöht ihre Reichweite. Kollaborative und partizipative Ansätze, wie sie zum Beispiel auch die Citizen Science (Bürgerwissenschaft) verfolgt, bieten sich dort an, wo Interessen, Spezialwissen und zeitliche Ressourcen vorhanden sind. Solche Methoden stellen aber auch die Rollenkonzepte von Laien und Expertinnen/Experten, von Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftlern und Nichtwissenschaftlerinnen/Nichtwissenschaftlern ebenso in Frage wie die von Inhalte nutzenden, konsumierenden wie produzierenden Akteurinnen und Akteure.

Nutzerinnen und Nutzer sowie ihre Interessen an wissenschaftlichem Material können auch Einfluss auf Projektkonzepte und deren Realisierung nehmen. Im Fall der Erschließung und Digitalisierung des Nachlasses von Adolf Spamer beispielsweise gab es bereits in den vergangenen Jahrzehnten Interesse am Nachlass. Besonders stark war es für das sogenannte Corpus der Segen und Beschwörungsformeln,[55] sodass die Digitalisierung und Präsentation des Corpus daher als erster Schritt des Projekts durchgeführt wurde.

Die Nutzung und Nutzbarkeit von virtuellen Plattformen wird wohl am stärksten durch Such- und Filterfunktionen, Indizes und Verlinkungen geregelt. Einstiegspunkte für den Nachlass Spamer sind im Kalliope-Portal neben einer Freitextsuche die normierten Personen, Körperschaften, Orte und Schlagworte, die während der Erschließung verzeichnet wurden. Die Erschließung wurde detailliert umgesetzt und reflektiert auch den Inhalt der Unterlagen. Dadurch werden diese stärker kontextualisiert, Netzwerke werden deutlich und Verbindungen zwischen Materialien sichtbarer. Damit erhöhen sich der Informationsgehalt und die Nützlichkeit der Erschließung. Die Intensität des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses hat somit entscheidenden Einfluss auf das, was letztlich verfügbar gemacht wird und nutzbar ist.

Eine wichtige, vor allem für die Präsentation von Quellen bisher noch ungeklärte Frage ist, ob und wie Kontexte vermittelt werden sollen beziehungsweise können. Damit sind unter anderem historische, politisch-ideologische oder biografische Rahmenbedingungen gemeint, aber auch die Verbindungen, die Objekte untereinander aufweisen sowie deren Materialität. Diese Entstehungskontexte sollten an die Objekte rückgebunden werden, um den Nutzenden die wissenschaftliche Einordnung deutlich zu machen. Hier aber müssen Ambivalenzen verhandelt werden: im Spannungsfeld zwischen dem Bedürfnis nach Kontrolle sowie der Kenntlichmachung solcher Rahmenbedingungen einerseits und Open Data im Sinne frei zugänglicher Ressourcen andererseits. Mangelnde Kontextualisierung kann zum Beispiel die Produktion von imaginierten Bedeutungen wie auch die Nichtbeachtung von nahegelegten Interpretationen forcieren. Im Nachlass Spamers gibt es zwei Quellengruppen, die problematisch sind:

54 Vgl. https://de.hypotheses.org.

55 Vgl. zum Beispiel die auf dem Material basierende Habilitation: Schulz: Magie oder Die Wiederherstellung der Ordnung.

eine Sammlung von rund 1.000 Propagandapostkarten des Ersten Weltkriegs mit nationalistischer und rassistischer Bildsprache sowie das erwähnte Corpus der Segen und Beschwörungsformeln. Beide Sammlungen sind wertvoll für unterschiedliche wissenschaftliche Fragestellungen. Sie können aber auch einer unreflektierten ideologischen Stereotypenbildung Material liefern. Die Frage ist, ob auch solche Bestände immer frei zugänglich sein müssen oder ob nicht eine Art von Kontrolle erfolgen sollte. Durch Registrierung lassen sich zum Beispiel Nutzungsinteressen – wissenschaftliche, genealogische oder der Heimatforschung – erfragen. Dadurch etabliert sich auch ein Kommunikationskanal und ein Austausch kann stattfinden.

Mit der Konzeption der Konferenz und des Tagungsbandes war eine bereichsübergreifende Arbeitsgruppe betraut. In gemeinsamen Diskussionen erarbeiteten die Kolleginnen und Kollegen gemeinsame Fragestellungen, auf deren Grundlage die drei Sektionen zugeschnitten wurden. Die erste Gruppe, bestehend aus Sarah Kleinmann, Merve Lühr, Arnika Peselmann und Henrik Schwanitz, fragte nach Datengenerierung und Dokumentation im Forschungsprozess. Mit der Präsentation von und dem Umgang mit Forschungsdaten beschäftigten sich Hendrik Keller, Andreas Martin und Christian Schuffels. Jens Klingner, Nadine Kulbe und Ira Spieker schließlich bildeten die dritte Arbeitsgruppe, die sich der Vermittlung und den Formaten von Forschungsergebnissen widmete. Wir bedanken uns sehr herzlich bei Robert Langer für die Unterstützung bei der redaktionellen Arbeit, bei Josephine Rank für die grafische sowie bei Klaas Posselt für die technische Umsetzung der barrierefreien Publikation.

Linksammlung

Alle Zugriffe vom 10.04.2018 bis 1.8.2019.

http://kalliope.staatsbibliothek-berlin.de

http://kalliope-verbund.info/DE-611-BF-42577

http://objekte-im-netz.fau.de

http://opendatahandbook.org/guide/de/how-to-open-up-data

http://opendatahandbook.org/guide/de/what-is-open-data

http://www.bordernetwork.eu

http://www.goingdigital.de

https://archivfuehrer-kolonialzeit.de

https://de.hypotheses.org

https://hov.isgv.de

https://lga.isgv.de

https://oa100.snf.ch/de/home-de

https://saebi.isgv.de

https://saxorum.hypotheses.org

https://www.derstandard.de/story/2000100830119/myspace-490-000-verlorene-songs-wieder-aufgetaucht

https://www.dfg.de/foerderung/antrag_gutachter_gremien/antragstellende/nachnutzung_forschungsdaten/index.html

https://www.dnb.de/gnd

https://www.historikerverband.de/arbeitsgruppen/ag-digitale-gw

https://www.isgv.de/cds

https://www.isgv.de/elisabeth

https://www.isgv.de/euk

https://www.isgv.de/spamernachlass

https://www.saw-leipzig.de/de/projekte/virtuelle-archive

https://www.saxorum.de/themen/virtuelle-archive-fuer-die-geisteswissenschaftliche-forschung

https://www.tagblatt.de/Nachrichten/Unwiederbringlich-zerstoert-325049.html

https://www.zeit.de/digital/datenschutz/2018-07/bgh-eltern-duerfen-facebook-konto-der-toten-tochter-einsehen

Literatur

Christoph Bareither: Ego-Shooter-Spielkultur. Eine Online-Ethnographie, Tübingen 2012.

Constanze Baum/Thomas Stäcker: Methoden – Theorien – Projekte. Zum Geleit des Sonderbands, in: Constanze Baum/Thomas Stäcker (Hg.): Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities, https://doi.org/10.17175/sb01.

Rolf Wilhelm Brednich: Quellen und Methoden, in: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 1988, S. 73-93.

Uta Bretschneider/Sarah Kleinmann/Ira Spieker: Contact zones. Constructing Identity in the Polish-Czech-German Border Region, in: Lubuskie Towarzystwo Naukowe/Uniwersytetu Zielonogórskiego (Hg.): Good Connections. Trust, Cooperation and Education in the Mirror of Social Sciences, Zielona Góra 2016, S. 55-68.

Uta Bretschneider/Sarah Kleinmann/Ira Spieker: Region przygraniczny jako kulturoznawcza przestrzeń badawcza. Sprawozdanie okresowe, in: Zbigniew Kurcz (Hg.): Polskie pogranicza w procesie przemian, Wroclaw 2017, S. 347-360.

Roman Deutinger: Tagungsbericht „Quellenforschung im 21. Jahrhundert. Colloquium zum 200-jährigen Bestehen der MGH", in: H-Soz-Kult, 29.7.2019, http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8382.

Deutsche Forschungsgemeinschaft: Leitlinien zum Umgang mit Forschungsdaten, Bonn, 30.9.2015, https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/antragstellung/forschungsdaten/richtlinien_forschungsdaten.pdf.

Ina Dietzsch/Wolfgang Kaschuba/Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.): Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme, Köln 2009.

Ruth Eggel/Barbara Frischling: I care – I love it. Lustvolle Emojipraktiken als Teil neoliberaler Subjektwerdung, in: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 1 (2018), S.12-17.

Thomas Ernst: Vom Urheber zur Crowd, vom Werk zur Version, vom Schutz zur Öffnung? Kollaboratives Schreiben und Bewerten in den Digital Humanities, in: Constanze Baum/Thomas Stäcker (Hg.): Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities; online unter: https://doi.org/10.17175/sb001_021.

Europäische Kommission (Hg.): Guidelines to the Rules on Open Access to Scientific Publications and Open Access to Research Data in Horizon 2020, Version 3.2, 21. März 2017, http://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/grants_manual/hi/oa_pilot/h2020-hi-oa-pilot-guide_en.pdf.

Walter Fanta: Zur Immortalität elektronischer Korpora am Beispiel der Musil-Edition, in: Jahrbuch für Computerphilologie online 11 (2011); online unter: http://computerphilologie.tu-darmstadt.de/jg09/fanta.html.

Julia Fleischhack: Das Jahr, in dem der ‚digitale Hass' das Internet beherrschte. Einblicke in ein gesellschaftliches Problemfeld und seine kulturellen Herausforderungen, in: Karl Braun/Claus-Marco Dieterich/Thomas Hengartner/Bernhard Tschofen (Hg.): Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt, Würzburg 2017, S. 231-239.

Johannes Fournier: Open Access und Open Data. Positionen und Perspektiven der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), in: Archäologische Informationen 38 (2015), S. 31-40.

Sönke Friedreich/Manfred Seifert (Hg.): Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung, Dresden 2009.

Sönke Friedreich: Zur Arbeit mit Lebensgeschichten im Bereich Volkskunde des ISGV. Das Beispiel „Urlaub in der DDR", in: Volkskunde in Sachsen 23 (2011), S. 143-159.

Barbara Frischling: Forschungsnotiz. Verbindungsstatus es ist kompliziert. Gedanken zur Ambivalenz von Nähe und Distanz bei der Nutzung von Facebook, https://www.academia.edu/2552734/Forschungsnotiz_Verbindungsstatus_es_ist_kompliziert._Gedanken_zur_Ambivalenz_von_N%C3%A4he_und_Distanz_bei_der_Nutzung_von_Facebook.

Franz Fuchs: Was ist unbedingt erforderlich, um mit digitalisierten Urkunden zu arbeiten?, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 149 (2013), S. 165-170.

Pierre Fütterer: GIS als Hilfsmittel zur Analyse räumlicher Strukturen im östlichen Sachsen und Thüringen des 10. und frühen 11. Jahrhunderts. Eine Königslandschaft neu betrachtet, in: Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung 24 (2019), S. 91-111; online unter: https://doi.org/10.1515/mial-2019-0007.

Andrea Hauser: Authentische Objekte, (neue) Medien und virtuelle Realitäten. Probleme und Perspektiven der Sachkulturforschung, in: Jan Carstensen (Hg.): Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturhistorischen Museen, Münster/New York/München/Berlin 2003, S. 121-124.

Anke te Heesen/E. C. Spary: Sammeln als Wissen, in: Anke te Heesen/E. C. Spary (Hg.): Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung, 2. Auflage, Göttingen 2002, S. 7-21.

Georg Hohmann: Open Data in den Geisteswissenschaften, https://blog.arthistoricum.net/beitrag/2009/06/26/open-data-in-den-geisteswissenschaften.

Jana Klawitter/Henning Lobin/Torben Schmidt (Hg.): Kulturwissenschaften digital. Neue Forschungsfragen und Methoden, Frankfurt am Main 2012, https://ebookcentral.proquest.com/lib/slub/detail.action?docID=920672.

Sarah Kleinmann/Arnika Peselmann: Contact Zones. Rural Histories in the German-Czech-Polish Borderland, in: Volkskunde in Sachsen – Jahrbuch für Kulturanthropologie 29 (2017), S. 67-74.

Sarah Kleinmann/Ira Spieker: „…wenn nicht hier in der Grenzregion, wo dann?" Kontaktzonen in den deutsch-tschechisch-polnischen Nachbarschaften der Gegenwart, in: Dresdner Hefte 135 (2018), S. 56-65.

Nadine Kulbe: Der Nachlass Adolf Spamers. Erschließung und Digitalisierung, in: Enno Bünz/Winfried Müller/Martina Schattkowsky/Ira Spieker (Hg.): Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2017, Dresden 2017, S. 100-108.

Jacques Le Goff: Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1992.

Jürg Müller: Forscher in die Pflicht nehmen, in: Neue Zürcher Zeitung, 26.10.2017, S. 11.

Elisabeth Nöfer: Gone, gone, gone, http://www.taz.de/!5581108.

Österreichische Nationalbibliothek Wien/Schweizerische Nationalbibliothek Bern/Staatsbibliothek Berlin – Preußischer Kulturbesitz: Ressourcenerschließung mit Normdaten in Archiven und Bibliotheken (RNAB) für Personen-, Familien-, Körperschaftsarchive und Sammlungen (Version 1.0), Frankfurt am Main 2019, https://d-nb.info/1186104252/34.

Werner Paravicini: Die Wahrheit der Historiker, München 2010.

Thomas Piketty: Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2014.

Krzysztof Pomian: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln, Berlin 1998.

Martin Prell: Digital Humanities in Jena, in: H-Soz-Kult, 27.2.2018, http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7576.

Frieda Püschner: Das Verzeichnis der Dresdner Bestände. Eine Orientierungshilfe (mit Stichwortverzeichnis), in: Andreas Martin (Hg.): Aus dem Nachlaß Adolf Spamers, Dresden 1997, S. 53-90.

Heinz Quirin: Einführung in das Studium der mittelalterlichen Geschichte, Braunschweig 1950, 5. Auflage, Stuttgart 1991.

Ian Sample: Google boss warns of 'forgotten century' with email and photos at risk, in: https://www.theguardian.com/technology/2015/feb/13/

google-boss-warns-forgotten-century-email-photos-vint-cerf.

Martina Schattkowsky/Frank Metasch (Hg.): Biografische Lexika im Internet. Internationale Tagung der „Sächsischen Biografie“ in Dresden, Dresden 2009.

Martina Schattkowsky/Frank Metasch/Henrik Schwanitz: Vernetzungsstrategien der Sächsischen Biografie. Praxis und Ausblick, in: Enno Bünz/Winfried Müller/Martina Schattkowsky/Ira Spieker (Hg.): Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2017, Dresden 2017, S. 66-75.

Martina Schattkowsky: Sächsische Biografie online, in: Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2007, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Dresden 2007, S. 54-59.

Falko Schmieder/Daniel Weidner (Hg.): Ränder des Archivs. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf das Entstehen und Vergehen von Archiven, Berlin 2016.

Monika Schulz: Magie oder Die Wiederherstellung der Ordnung. Versuch zum „Corpus der deutschen Segen und Beschwörungsformeln“, Frankfurt am Main 2000.

Henrik Schwanitz/Jens Klingner: Die digitalen Quellen des ISGV, in: Enno Bünz/Winfried Müller/Martina Schattkowsky/Ira Spieker (Hg.): Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2017, Dresden 2017, S. 109-119

Felix Simon: Und das Netz vergisst doch, in: Neue Zürcher Zeitung, 27.4.2019, S. 9.

Thomas Stäcker: Noch einmal. Was sind geisteswissenschaftliche Forschungsdaten?, in: DHdBlog, 6.12.2015, https://dhd-blog.org/?p=5995.

Richard Sutch: The One Percent across Two Centuries. A Replication of Thomas Piketty's Data on the Concentration of Wealth in the United States, in: Social Science History 41 (2017), S. 587-613; online unter https://doi.org/10.1017/ssh.2017.27 sowie https://economics.ucr.edu/repec/ucr/wpaper/201602.pdf.

Erbe, Altpapier, Archiv?

Fragen an den Nachlass „Atlas der deutschen Volkskunde“

Friedemann Schmoll

In den folgenden Überlegungen sollen vor dem Hintergrund der dynamischen Entwicklungen der Digital Humanities Möglichkeiten sondiert werden, ob und wie das Archiv des Atlas der deutschen Volkskunde digitalisiert werden könnte. Immerhin, es handelt sich nicht um irgendwelche Hinterlassenschaften, sondern um die Datensammlung eines kulturwissenschaftlichen Langzeitprojektes, das im 20. Jahrhundert über viele Jahrzehnte hinweg wie kaum ein anderes Forschungsvorhaben die disziplinäre Genese volkskundlicher Kulturwissenschaft begleitet hat.[1] Zu erörtern ist dabei auch die Geschichte dieser von einem ‚kleinen Fach‘ getragenen Großforschung, die seit den späten 1920er-Jahren über mehrere gesellschaftliche Systeme des 20. Jahrhunderts hinweg betrieben wurde. Wie kann und muss heute mit den verbliebenen Hinterlassenschaften umgegangen werden? Es handelt sich um einzigartiges, aber schwieriges Datenmaterial, das – in welcher Form auch immer – dauerhaft gesichert werden muss. Umgerechnet in vordigitale Papierwährung geht es um rund vier bis 4,5 Millionen Antwortkarten eines ethnografischen Mammutprojektes mit Abermillionen Einzeldaten, dazu noch weiteres Material wie Karten, Zeichnungen, Notenbeispiele, Daten aus Nacherhebungen und mancherlei mehr. Was tun mit diesem Vermächtnis, das heute im unentschiedenen Dasein eines Provisoriums in der Abteilung für Kulturanthropologie/Volkskunde der Universität Bonn lagert? Es ruht dort eher unter modrigen, kaum unter moderaten Bedingungen. Modrig statt moderat – das mag der gefälligen

1 Vgl. unter anderem Gansohr-Meinel: Fragen an das Volk; Schmoll: Vermessung der Kultur.

Alliteration geschuldet sein. Tatsächlich sind die Bedingungen etwas auskömmlicher, aber eben weit entfernt von einem dauerhaft passablen Zustand. In dieser gegenwärtigen Unübersichtlichkeit und Unzugänglichkeit lässt sich nicht tagelang, sondern gleich Wochen und Monate empirisches Material sichten zur Ausbreitung des Kaffeetrinkens um 1930, zu schwelenden Konkurrenzen zwischen Namens- und Geburtstag, der Verbreitung des Tabakrauchens bei Leichenfeiern, dem Besprechen von Krankheiten oder dem Umgang mit der Nachgeburt von Nutztieren, der Popularisierung moderner kultureller Phänomene wie Schultüte, Muttertag oder das Anzeigen von Todesfällen via Zeitungsannonce, zu Wetter- und Viehheiligen, der Geschlechteraufteilung bei bäuerlichen Arbeiten, Klapperstorch, Osterhase, zum Mann im Mond und vielem anderen mehr. Mit spöttelndem Zungenschlag mag sich das nach angestaubten Belanglosigkeiten aus den Tagen vor dem „Abschied vom Volksleben“[2] anhören. Tatsächlich ermöglicht dieses einzigartige, schwer zugängliche und noch schwerer verwertbare ethnografische Datenmaterial aus den Kindertagen der empirischen Kulturforschung seltene Einblicke in Lebenswelten vor deren Kolonialisierung, in Alltag und Lebensformen aus äußerst dynamischen Perioden innerer und äußerer Modernisierungsprozesse der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Oder anders formuliert: Wissenswertes zu Leben, Arbeiten, Lieben und Sterben von Menschen.

Welche Verantwortung trägt das Fach heute für dieses materielle und immaterielle Erbe?

Abbildung 1: Antwortkarten im Archiv des Atlas der deutschen Volkskunde in den Räumen der Universität Bonn. (Für die Überlassung der Fotos Dank an Helmut Groschwitz.)

Welchen Sinn macht es, diese methodisch schwierigen und ideologisch zumindest nicht unproblematischen Daten über Wege der Digitalisierung für heutige Forschungsinteressen zugänglich zu machen?[3] Die Existenz des Archivs ist zwar (noch) nicht akut gefährdet, aber der Zustand ist prekär, zumindest nicht zufriedenstellend, in jedem Falle unentschieden. So bleiben auch Fragen offen, die seit Jahren immer wieder aufgeworfen werden. Anno 1994 klang

2 Geiger/Jeggle/Korff: Abschied vom Volksleben.

3 Hierzu auch Groschwitz: Rewriting.

Michael Simon zusammen mit Thomas Schürmann in der Zeitschrift für Volkskunde noch unumwunden gewiss: „Ein Kapital für sich – der Atlas der deutschen Volkskunde".[4] Ein Jahrzehnt später trug er das Anliegen in Frageform vor: „Kapitel oder Kapital des Faches?"[5] Kapitel könnte bedeuten: Man darf es getrost zuschlagen, es besitzt allenfalls noch wissenschaftsgeschichtlichen Zeugnischarakter. Kapital würde dagegen bedeuten: Da ist noch jede Menge Aktualität und Potenzial – es wäre allemal also ein lohnenswertes Unterfangen, die vor fast 80 Jahren manuell erfassten Daten auf digitalen Wegen verfügbar zu machen, auch mit den zu erwartenden Internationalisierungseffekten. Wie auch immer: Dieses Atlasprojekt hat in den vergangenen Jahrzehnten heiße und kalte Stadien des Vergessens und der Wiederentdeckung, der durchaus ambivalenten Einordnung und Bewertung durchlaufen. Zur Diskussion des Problems sollen im Folgenden drei Anläufe unternommen werden.

1. Um was geht es? Vorausgeschickt wird eine knappe Skizze zu den wissenschaftsgeschichtlichen Hintergründen. Wie angedeutet: Ein Fachwinzling wie die Volkskunde stemmte im 20. Jahrhundert eines der größten geisteswissenschaftlichen Langzeitprojekte der deutschen Wissenschaftsförderung. In diesem wurde über 50 Jahre lang mit den Methoden der Kartografie und mit Material aus rund 20.000 Belegorten inner- und außerhalb des damaligen Deutschen Reiches Zusammenhängen zwischen Kultur und Raum nachgespürt, bevor das Kapitel in den 1980er-Jahren unvollendet zugeschlagen wurde. Es war vom Zentrum volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fachverständnisses eher an den Rand gewandert.

2. Was ist der heutige Stand? Was ist zu tun? Über vier Millionen in Zettelkästen eingesargte Antwortkarten sehen einer ungewissen Zukunft entgegen. Nahrungsgrundlage von Papierfischchen und Brotkäfern? Oder aber: Wie sinnvoll, praktikabel oder überhaupt wünschenswert wäre mit heutigen Möglichkeiten der Digitalisierung die Sicherung der Primärdaten und ihre Verfügbarmachung für anschlussfähige (Geo-)Informationssysteme und virtuelle Forschungsumgebungen in Zeiten, da das Interesse an Zusammenhängen zwischen Kultur und Raum neu stimuliert wird? Damit verbunden sind auch ganz andere Probleme, wenn es um Herausforderungen und Zukunftsentwürfe digitaler Wissensproduktionen geht. Aber vielleicht ist das ja schon wieder Symptom für diese Zunft volkskundlicher Kulturwissenschaft, der ja oft und gerne nachgesagt wurde, sie hinke dem Wandel eher hinterher. Obendrein werden wir gerne den ‚kleinen Fächern' zugerechnet – nicht aufgrund unserer Studierendenzahlen, aber aufgrund unserer Ressourcen und Infrastrukturen und deshalb auch unseren Möglichkeiten. Von daher mag dieser etwas elegische Erfahrungsbericht vielleicht doch hilfreich sein für die Diagnose von Problemlagen und Schwierigkeiten, wenn es um den Umgang mit historischen Forschungsdaten und Möglichkeiten ihrer Digitalisierung geht.

3. Es existieren durchaus widerstreitende, innerfachliche Sichtweisen, was der Atlas war und wie mit seinem Erbe heute umgegangen werden sollte. Es gibt darüber hinaus freilich auch Außenansichten – öffentliche Wahrnehmungen.

4 Simon/Schürmann: Ein Kapital für sich.
5 Simon: Atlas der deutschen Volkskunde.

Dies offenbarte zum Jahreswechsel 2016/17 eine Reportage mit dem vielsagend-schillernden Titel „Der verlorene Atlas".[6] Diese etwas goldglanzgefärbte Geschichte eines „verlorenen Schatzes", der noch zu heben sei, spülte im vergangenen Jahr allerlei aufschlussreiche öffentliche Ansichten über diese Disziplin hoch und auch allerlei flottierende Digitalisierungsfantasien, die abschließend kurz angetippt werden sollen.

1. „Fragen an das Volk"[7] und viele Antworten. Zur wissenschaftsgeschichtlichen Einordung des Atlas der deutschen Volkskunde

Zweifelsohne ist die Geschichte des Atlas der deutschen Volkskunde untrennbar verknüpft mit maßgeblichen Etappen der Transformation volkskundlichen Wissens zur akademischen Wissenschaft. Immer wieder galt seine 1928 angegangene Arbeit manchen als ideologisch kontaminiert – schon aufgrund der Zusammenhänge zwischen Raum, Volk und Kultur, die natürlich im 20. Jahrhundert als „Zeitalter der Extreme" (Eric Hobsbawm) kaum unpolitisch oder gar ideologisch unschuldig gedacht werden konnten. Die Volkskunde mit ihren spätestens seit dem Ersten Weltkrieg virulenten Interessen an der Grenz-, Auslands- und Sprachinselvolkskunde wirkte natürlich als Legitimationswissenschaft mit an politisch operationalisierbaren Kultur-Raum-Vorstellungen. So erschien es denn auch mehr oder minder zwangsläufig, dass diese basale Kategorie ‚Raum' mit dem „Abschied vom Volksleben" und den einschlägigen Fachreformen um 1970 am liebsten gleich mit verabschiedet werden sollte. Nur wenig später, nachdem die Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft Anfang der 1980er-Jahre auslief und nicht mehr in die Zeit zu passen schien, ‚räumelte' es mit dem Spatial Turn freilich schon wieder (wenn auch anders) und die „Wiederkehr des Raumes" war angebrochen.[8] Um seine über mehrere gesellschaftliche Systeme des 20. Jahrhunderts währende Entwicklung in Stichworten festzuhalten: Es handelt sich in der Geschichte der deutschen Wissenschaftsförderung um ein einmaliges Exempel, bei dem die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die zum Start des Projektes 1928 noch unter dem Namen ‚Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft' firmierte, über 50 Jahre lang einem winzigen und obendrein noch in vorwissenschaftlichem Zustand schlummernden Fach modernste Großforschung finanzierte. Das Projekt sollte, so die Intentionen, zum innovativen Modellfall deutscher Wissenschaftsförderung avancieren – nämlich ein kleines, aber aus Sicht der Förderer gesellschaftlich relevantes und obendrein interdisziplinär stimulierendes Wissensgebiet auszubauen. Tatsächlich wurde es kein Modellfall. Es blieb ein Sonderfall.

6 Stolz: Der verlorene Atlas.

7 Unter diesem Titel unterzog die Satirezeitschrift Simplicissimus das Projekt hämischer Kritik und unterstellte ihm dabei nicht nur weltfremde Erkenntnisabsichten, sondern auch methodischen Dilettantismus im Umgang mit Fragebögen: „Aber ins deutsche Volk reist man nicht, wie zu den Negern, sondern begnügt sich damit, es mit Abstand kennenzulernen – durch Fragebogen.« Teha: Fragen an das Volk, S. 82.

8 Osterhammel: Wiederkehr des Raumes; vgl. auch Schlögel: Im Raume lesen.

Gleichwie: Der Atlas der deutschen Volkskunde hat die disziplinäre Genese dieses Faches von seinem vorwissenschaftlichen Stadium hin zu einer akademischen und universitär verankerten Disziplin maßgeblich begleitet und befördert – durch Ressourcen, durch forcierte inhaltlichen Auseinandersetzungen um seine kognitive Identität sowie durch die Ausbildung institutioneller Strukturen.
Um was ging es inhaltlich? Das programmatische Initial lieferte DFG-Präsident Friedrich Schmidt-Ott 1928:

> Angesichts der Bedeutung, welche die Kenntnis unseres großen Schatzes an volkstümlichen Eigenheiten für das Einheitsbewusstsein des deutschen Volkes und das Verständnis seiner Aufgaben besitzt, sowie angesichts der Tatsache, daß dieser volkskundliche Reichtum durch die zunehmende Industrialisierung und die Bewegtheit des modernen Lebens schnell dahinschwindet, ergibt sich die Notwendigkeit einer umfassenden Sammlung der im Volke noch lebenden Reste bodenständigen Kulturguts.[9]

Das hört sich unmissverständlich nach dem seit der Romantik geweckten und die Aktivitäten der Volkskunde maßgeblich stimulierenden Geist des Sammelns und Rettens im Angesicht der zwölften Stunde an. Diese den beschleunigenden Wandel von Modernisierungsprozessen kompensierende Funktion trifft freilich nur eine Seite der Medaille. Die andere: Es ging nicht minder um die Aktivierung wissenschaftlichen Wissens als Ressource bei der Bewältigung von Gegenwartsproblemen. Man erhoffte sich seitens der Wissenschaftsförderung in der Krisenlage gesellschaftlicher Zerrissenheit mit einem nach 1918 zutiefst verstörten Nationalbewusstsein und den territorialen Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg so etwas wie volkskulturelle Vitalisierung, eine Art leitkultureller Orientierungshilfe zur Erzeugung gesellschaftlichen Zusammenhalts. Kurzum: Dem Volkskundeatlas wurde die Rolle eines effektiven Instruments nationalkultureller Selbstverständigung und Selbstdeutung zugeschrieben. Dadurch geriet ein nachrangiges Wissensgebiet unversehens vom Abseits in den Mittelpunkt der nationalen Wissenschaftsförderung. Fast über Nacht erwuchs mit dem ethnokartografischen Mammutprojekt ein komplexer Produktions- und Umschlagplatz, an dem Vorstellungen von Volk, Kultur und Raum erzeugt wurden.
Auf welchen Grundlagen wurden nun die Abermillionen Daten erhoben, die heute Kopfzerbrechen bereiten und die unbequeme Aufgabe eines angemessenen Umgangs stellen? Zweifelsohne, ein beachtlicher organisatorischer Kraftakt markierte den Auftakt 1928: Binnen weniger Monate wurde eine institutionelle Infrastruktur aus dem Boden gestampft, bestehend aus einer in Berlin angesiedelten Zentralstelle, von der aus Regie geführt wurde, und über 35 Landesstellen inner- und außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches.[10] Über das eigentliche Projekt hinaus erzeugten diese Instituti-

9 Schmidt-Ott: Einführung, S. 5.

10 Letztere bildeten häufig den Grundstock für teilweise heute noch existierende volkskundliche Landesstellen.

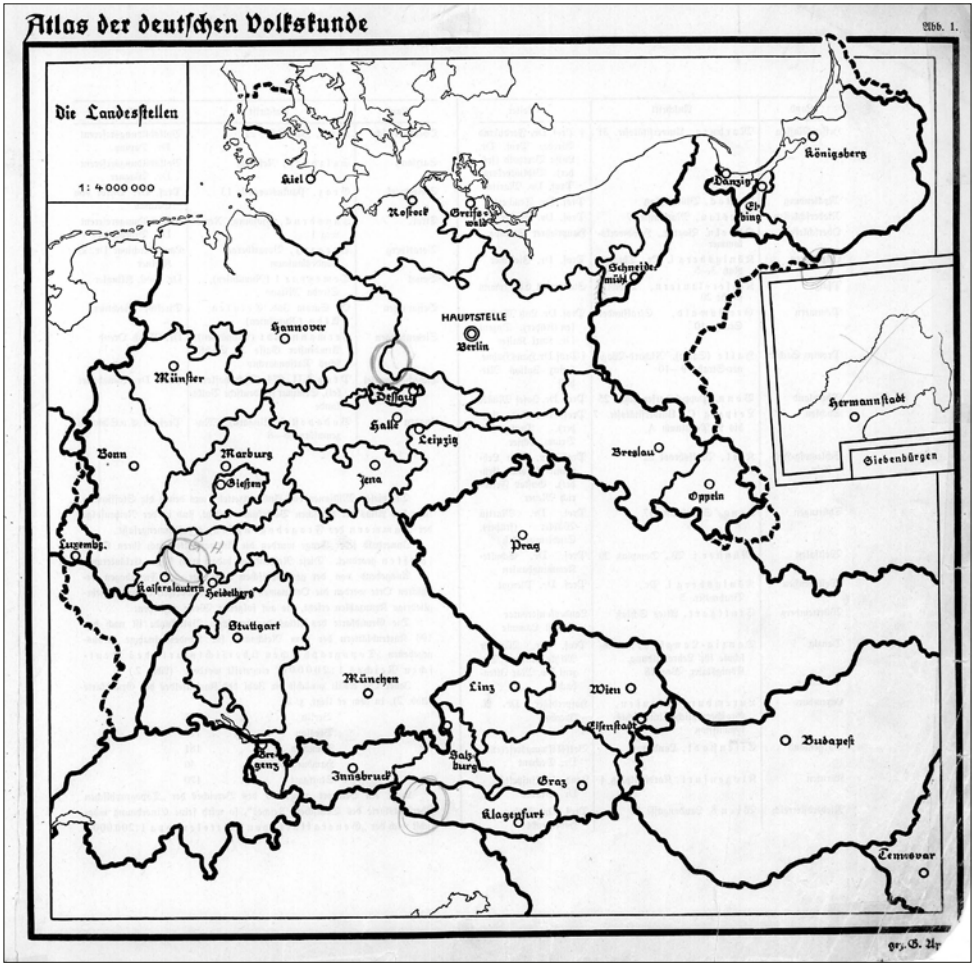


Abbildung 2: Verzeichnis der 1928 neben der Berliner Zentralstelle eingerichteten Landesstellen des Atlasprojektes inner- und außerhalb des ehemaligen Deutschen Reiches.

onen massive Stimulanzien für regionale und überregionale volkskundliche Forschungspraxis. Dringend klärungsbedürftig waren projektintern innerhalb kürzester Zeiträume inhaltliche und methodische Fragen, die zum einen an das disziplinäre Selbstverständnis des Faches rührten und zum anderen den methodischen Zugriff auf seinen Gegenstand betrafen, wie immer dieser

von den Zeitgenossen umrissen wurde: wahlweise als „bodenständiges Kulturgut“, als „die letzten Reste volkhafter Sonderart“,[11] als „Physiognomie deutschen Volkswesens“[12] oder „Eigenart des angestammten Volkstums“.[13]
Während die Disziplin Volkskunde gerade unterwegs war auf dem Weg zur Etablierung als akademische Wissenschaft, steckte die empirische Sozial- und Kulturforschung in den Kinderschuhen. Man hatte sich in den inner- und außerfachlichen Gremien, Ausschüssen und Beiräten alsbald dazu entschieden, Daten zu volkskundlichen Wissensgebieten nicht über Exploratoren zu erheben, sondern via Fragebogen, was auf eine Arbeitsteilung zwischen professionellen Wissenschaftlern und Amateuren zielte. Während die Gewinnung der Daten von Laien vollzogen wurde, blieben die Verwandlung in Kartenwerke, die Auswertung und Analyse den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen vorbehalten. 20.000 Gewährsleute mussten also binnen kürzester Zeit methodisch für die Befragungen angeleitet werden, wobei weder mit solch großdimensionierten Projekten noch mit methodischen Aspekten wie Fragetechniken, Standardisierungs- und Auswertungsmöglichkeiten oder Visualisierungstechniken Erfahrungen existierten. In der Hauptsache bestand das Heer der ehrenamtlichen Gewährsleute aus Lehrern, Pfarrern oder bürgerlichen Honoratioren; die männliche Form trifft nahezu vollständig. Herbert Schlenger begründete diese prominente Stellung wie folgt:

> Der Lehrer, in der Regel selbst ein Kind des Landes, besitzt die unentbehrliche Einfühlungsgabe und Volksverbundenheit, um Form und Inhalt volkskundlicher Fragebogen zu verstehen und sie nach jeder Richtung, sowohl technisch mit Zeichnungen wie inhaltlich, klar und vollständig auszufüllen. […] Wer anders, als der aufgeklärte Lehrer oder Geistliche oder sonstige Gewährsmann, der in und mit seiner Ortsgemeinschaft lebt, ist überhaupt dazu in der Lage, allgemeine Urteile, z. B. über die Funktion eines Brauches, die Bedeutung einer Vorstellung, die Tiefe und Zähigkeit eines Aberglaubens, das bewußte Festhalten an traditioneller Gestaltgebung bei Bauformen, Geräten, Handgriffen usw., kurzum über das eigentlich Volkskundliche abzugeben?[14]

In jedem Fall schauten die Gewährsleute auf das ‚Volksleben‘ und die ‚Volkskultur‘ sozusagen kraft Amtes, geprägt von der sozial exponierten (Sonder-)Stellung im untersuchten sozialen Raum, kraft ihrer Sozialisation und ihrer pädagogischen Profession – ob idealisierend oder abwertend, häufig moralisierend.
Wie sah die Praxis der Datenerzeugung und -bearbeitung konkret aus? Ein mittlerweile bereits geläufiges Foto der beiden Volkskundler Reinhard Peesch und Richard Beitl in der Berliner Zentralstelle um 1930 beim Einarbeiten von Daten in Karten macht ein Selbstverständnis der

11 Boehm: Volkskunde, S. 4.
12 Heppner: Atlas der deutschen Volkskunde.
13 Steller: Volkskunde-Atlas, S. 254.

14 Schlenger: Grundlagen des Atlas, S. 60.

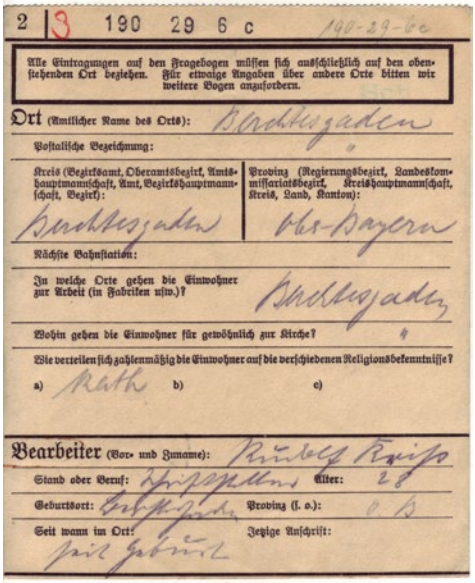
Abbildung 3: Reinhard Peesch (links) und Richard Beitl (rechts) um 1930 in der Berliner Zentralstelle beim Bearbeiten von Daten.

Akteure als Wissenschaftler und eine symbolische Repräsentation der Disziplin Volkskunde sichtbar, die keinerlei Berührungspunkte aufweisen mit dem angestaubten Stereotyp des romantisch gestimmten Volkskundlers auf Wanderschaft, der etwa in den Fußstapfen eines Wilhelm Heinrich Riehl unterwegs auf der Suche nach der Volksseele sein könnte. Im Gegenteil, auf diesem Foto präsentiert sich die bereits seinerseits mitunter als Liebhaberei belächelte Wissenschaft radikal modern und voll auf der Höhe der Zeit. Die weißen Kittel der Jungwissenschaftler symbolisieren einen szientistischen Zeitgeist, der sich orientiert an naturwissenschaftlichen Leitbildern, aber kaum am Vorbild von Volksforschern bei der Erkundung von ‚Land und Leuten'. Hier geht es nicht nur um den Prozess alltäglicher Datenverarbeitung, sondern auch um Reputation und Anerkennung als Wissenschaft.

Bei dem Foto handelt es sich um eine Momentaufnahme wissenschaftlicher Alltagsarbeit, bei der Kultur und Lebensweise erhoben, vermessen und in ihren räumlichen Bezügen visualisiert werden. Es ist dies ein komplexer Prozess, der eine Vielzahl von Stationen und Arbeitsschritten umfasst. Klärungsbedürftig erschien zunächst die Frage, was denn überhaupt volkskundlich relevant sein sollte und was nicht. Unmittelbar um das Projekt lagerten sich Diskussionen um eine Ordnung volkskundlicher Wissensbestände. Ursprünglich angedacht waren 1.000 Fragen aus der noch instabilen und fluiden Ordnung volkskundlichen Wissens mit zahllosen Unter-

fragen. Realisiert wurden letztlich 243 Fragen (in der Regel unterteilt in Unterfragen) zu Themengebieten wie häusliches Leben, bäuerliche Arbeit, Aberglaube, Feste und Feiern, Liebe und Ehe, Nachbarschaftsbeziehungen, Kindheit, Spiele, Geburt und Tod, die in fünf Fragebögen zwischen Februar 1930 und Januar 1935 versandt wurden. Es handelt sich also um einen denkbar kurzen Zeitraum, in dem innerhalb des voraussetzungs- und erfahrungslosen Großprojektes auch basale methodische Fragen und Probleme geklärt werden mussten. Wie sollte die Gestaltung und Distribution der Fragebögen geregelt werden? Wer sollte gefragt und was erfasst werden oder wer und was eben nicht? Wie sollten die Fragen formuliert werden, um aussagefähige und auswertbare Antworten zu erhalten? Wie gesagt: Die empirische Forschung entbehrte weithin verlässlicher Erfahrungsfundamente, sodass mit all diesen Fragen kaum systematisch und kontrolliert umgegangen wurde.[15]

Die Daten wurden ausgewertet und eingearbeitet in Karten, die wiederum zu visuellen Repräsentanten deutscher Volkskultur transformiert wurden, um nun als solche Wege zu bestreiten aus den Refugien der Expertenmilieus in solche populären Wissens und öffentlicher Kommunikation. Kurzum: Es handelt sich um komplexe Prozesse der Generierung, Auswertung und Kommunikation der Daten.[16] Vor den inhaltlichen Ausführungen waren auf den Erhebungsbögen Angaben zum untersuchten Ort und zum Bearbeiter zu machen. Während sich die Angaben zum Bearbeiter in der Regel auf wenige sachliche Informationen beschränkten, ermöglichten die Angaben zum Ort der Erhebung für die Gewährspersonen schon wesentlich mehr Handlungsspielräume, sodass die gelieferten Hinweise eine deutliche Variationsbreite aufweisen. Auf Zusatzbögen konnten weitere differenzierte Angaben gemacht werden, wodurch kleinere Ortsportraits oder eingehende Angaben zu Prozessen der Enttraditionalisierung und des sozialen und kulturellen Wandels möglich waren. Diese Möglichkeiten wurden höchst unterschiedlich von minimalistischen Sachangaben bis zu ausführlicheren Lokalbeschreibungen ge-


2 | 3 190 29 6 c 190-29-6c

Alle Eintragungen auf den Fragebogen müssen sich ausschließlich auf den obenstehenden Ort beziehen. Für etwaige Angaben über andere Orte bitten wir weitere Bogen anzufordern.

Ort (Amtlicher Name des Orts): Berchtesgaden

Postalische Bezeichnung: "

Kreis (Bezirksamt, Oberamtsbezirk, Amtshauptmannschaft, Amt, Bezirkshauptmannschaft, Bezirk): Berchtesgaden

Provinz (Regierungsbezirk, Landeskommissariatsbezirk, Kreishauptmannschaft, Kreis, Land, Kanton): Ober-Bayern

Nächste Bahnstation:

In welche Orte gehen die Einwohner zur Arbeit (in Fabriken usw.)? Berchtesgaden

Wohin gehen die Einwohner für gewöhnlich zur Kirche? "

Wie verteilen sich zahlenmäßig die Einwohner auf die verschiedenen Religionsbekenntnisse?

a) Roth b) c)

Bearbeiter (Vor- und Zuname): Rudolf Kriss

Stand oder Beruf: Hilfsgeistlicher Alter: 28

Geburtsort: Erlangen Provinz (L. o.): O B

Seit wann im Ort: seit Geburt Jetzige Anschrift:

Abbildung 4: Auf den Antwortkarten waren Ort und Bearbeiter anzugeben. In diesem Falle handelte es sich um Rudolf Kriss, der 1929 mit einer Dissertation über das „Gebärmuttervotiv" promoviert wurde. Im Nationalsozialismus wurde er als katholischer Kritiker des Systems verfolgt.

15 Hierzu unter anderem Wildhagen: Atlas der deutschen Volkskunde.
16 Schmoll: Volk in die Karte.

nutzt, sodass das Datenmaterial bereits auf dieser Ebene heterogen ausfällt.
Gleichmals manifestiert sich schon hier als normative Voraussetzung eine als deutsch und christlich verpflichtete Kulturvorstellung, durch die andere, nicht in diese Raster fallenden Wirklichkeitsbereiche exkludiert wurden beziehungsweise in der Wahrnehmung und Erfassung erst gar nicht auftauchten. Die Frage, wohin die Bewohner des Ortes zur Kirche gehen, impliziert offenkundig alternativlos, dass sie zur Kirche gehen. Atheistische Einstellungen beziehungsweise eine nicht vorhandene Kirchenzugehörigkeit oder gar eine über die christlichen Konfessionen hinausgehende Religionszugehörigkeit existierten schlichtweg nicht.

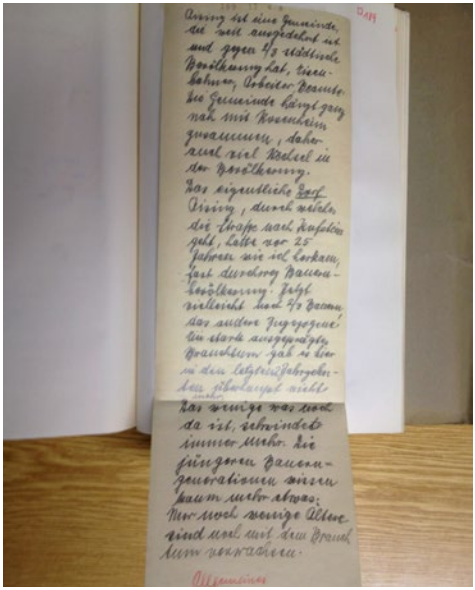


Abbildung 5: Ausführliches Portrait der Ortschaft Aising bei Rosenheim.

Dieses Exklusionsprinzip verstärkte sich entsprechend bei den Frageinhalten.[17] Deutlich wird dies – um nur ein Beispiel auszuwählen – an den 1932 erhobenen Fragen 101 bis 105, welche die Praxis der Taufe und damit verbundene Ein- und Vorstellungen betrafen. Sie ermöglichen überaus differenzierte Einblicke in die Einzelheiten und regionalen Unterschiede der Taufpraxis, wenn nach (auch geschlechterspezifischen) Farben von Taufkleidern, den Kriterien der Wahl der Taufpaten, Datum und Ausgestaltung der Festlichkeiten, dem Glauben der Übertragung von Persönlichkeitsmerkmalen des Taufpaten beziehungsweise seines Vorbildcharakters, der Namensgebung, mundartlichen Bezeichnungen des Taufpaten, Geschenkgewohnheiten gefragt wurde.
Allerdings: Den Fragen und der Erhebungspraxis lagen Prämissen einer homogenen deutschen, ausschließlich christlich geprägten Volkskultur zugrunde, die sich so vor allem in vormodernen dörflichen Lebenswelten und nicht in modernen Milieus finden sollte. Indem ausschließlich nach der Praxis der christlichen Taufe gefragt wurde, wurden Rituale des Lebenslaufes anderer religiöser Provenienz beschwiegen und quasi für nicht existent erklärt, in jedem Fall für eine als „deutsch" verstandene Volkskultur nicht als maßgeblich erfasst. Minoritäten, soziale oder religiöse Differenzen, multiethnische Verhältnisse existierten schlechterdings nicht. Kulturell heterogene Wirklichkeiten wurden „leitkulturell" homogenisiert. Diese festgeschriebenen Voranahmen über deutsche Volkskultur im Raum

17 Alle 243 erhobenen Fragen sind im Wortlaut abgedruckt in Zender: Atlas der deutschen Volkskunde, S. 22-32.

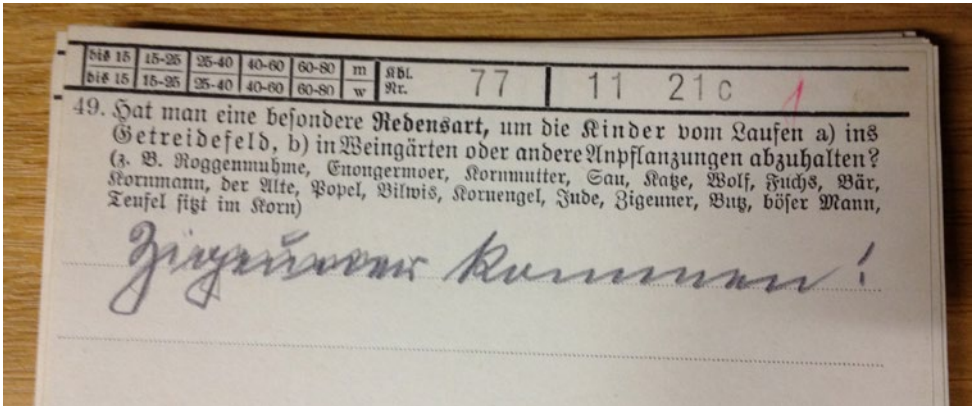
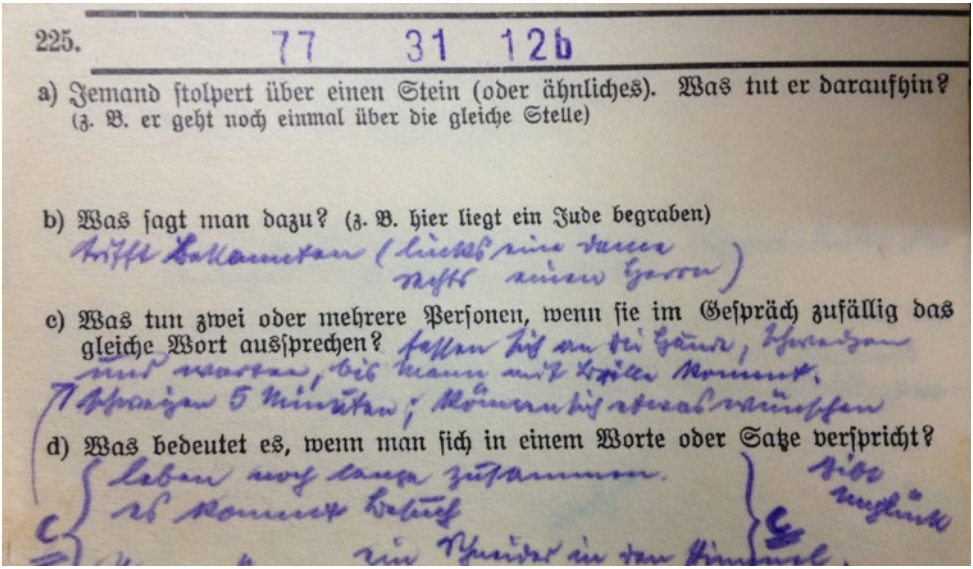


Abbildung 6: Mit der Frage 49 wurden Typen und Bezeichnungen für Schreckfiguren gesammelt, mit denen Kinder vom Betreten landwirtschaftlich genutzter Flächen abgehalten werden sollten.

sollten also im Vollzug des Projektes empirische Bestätigung erfahren. Die Daten und Karten bilden nicht nur eine soziokulturelle Wirklichkeit in Teilen ab, sondern konstruierten genauso eine gewünschte.

Und sie fixierten das Bild einer einheitlichen kulturellen Wirklichkeit mit verbindlichen Vorstellungswelten, Denk- und Glaubensformen. Dies mag deutlich werden an Frage 49 nach Schreckfiguren: „Hat man eine besondere Redensart, um die Kinder vom Laufen: a) ins Getreidefeld, b) in Weingärten oder andere Anpflanzungen abzuhalten? (zum Beispiel Roggenmuhme, Enongermoer, Kornmutter, Sau, Katze, Wolf, Fuchs, Bär, Kornmann, der Alte, Popel, Bilwis, Kornengel, Jude, Zigeuner, Butz, böser Mann, Teufel sitzt im Korn)." Oder am Beispiel der Frage 225, bei der es um kleine Praktiken des Gegenzaubers bei alltäglichen Fehlleistungen wie Stolpern oder Versprechen geht: „a) Jemand stolpert über einen Stein (oder ähnliches). Was tut er daraufhin? (zum Beispiel er geht noch einmal über die gleiche Stelle); b) Was sagt man dazu? (zum Beispiel hier liegt Wort aussprechen? d) Was bedeutet es, wenn man sich in einem Worte oder Satze verspricht?"

Auch hier wird der Konstruktionscharakter dieser wissenschaftlichen Praxis deutlich, die nicht zwischen quantitativ und qualitativ relevantem Material unterscheidet. Unabhängig von quantitativem Gewicht und Verankerung von Gewohnheiten oder Vorstellungen wurden diese, wenn sie einmal erfasst und nachgewiesen werden konnten, im Prozess der kartografischen Bearbeitung als relevant ausgewiesen und ihre Verbreitung im Raum festgeschrieben. Eine komplexe und vielschichtige Wirklichkeit in ihrer Differenziertheit und Heterogenität erfuhr also eine Homogenisierung. Einzelne Aspekte beziehungsweise Nachweise von Phänomenen konnten in Bedeutung und Relevanz aufgewertet und einer Essentialisierung zugeführt werden. Die-


225. 77 31 12b

a) Jemand stolpert über einen Stein (oder ähnliches). Was tut er daraufhin? (z. B. er geht noch einmal über die gleiche Stelle)

b) Was sagt man dazu? (z. B. hier liegt ein Jude begraben)

c) Was tun zwei oder mehrere Personen, wenn sie im Gespräch zufällig das gleiche Wort aussprechen?

d) Was bedeutet es, wenn man sich in einem Worte oder Satze verspricht?

Abbildung 7: Handschriftliche Notizen und Ergänzungen zur Frage 225, mit der kleine Praktiken des Aberglaubens erhoben wurden.

ses Verfahren ermöglichte eine Verabsolutierung einzelner kultureller Facetten, sodass Kultur eine Standardisierung und Vereinheitlichung erfuhr, die ihrem Wesen nicht entspricht. Unabhängig von diesen Implikationen war das methodologische Bewusstsein für den Umgang mit größeren Datenbeständen äußerst gering. Die Fragen waren so gestellt, dass sich in den Beschreibungs- und Antwortmöglichkeiten eine schier grenzenlose Bandbreite zwischen puristischer Information und epischer Erzählung eröffnete. Das bedeutet für eine mögliche Digitalisierung heute also, dass sie aufwändig und damit teuer ausfallen würde.

2. Müll oder Schatz? Anmerkungen zur heutigen Bedeutung des Archivs des Atlas der deutschen Volkskunde

Angesichts der nicht unproblematischen Lage der materiellen Hinterlassenschaften des Atlas der deutschen Volkskunde erscheint es derzeit weithin unentschieden, welches Schicksal das Erbe der über vier Millionen Antwortkarten erfahren wird. Das Archiv sendet jedenfalls in regelmäßigem Abstand Signale der Aufmerksamkeitserzeugung aus. Die Bedingungen seiner Lagerung rufen regelmäßig in Erinnerung, dass bislang keine befriedigende Lösung in der

Frage ihrer Sicherung gefunden werden konnte. Natürlich hat die Digitalisierungseuphorie der vergangenen Jahre immer wieder neue Überlegungen und diesbezügliche Anläufe angestachelt. In der jüngeren Vergangenheit gab es regelmäßig Treffen mit Vertretern der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde als Fachverband, dem Institut des Landschaftsverbandes Rheinland, der Universität Bonn und anderen mit dem Volkskundeatlas befassten Institutionen und Einzelpersonen. Durchaus nicht eindeutig schien mitunter die Frage der Besitzverhältnisse. Wem gehört dieses Atlasarchiv überhaupt? Der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Bonner Universität, dem Fach Volkskunde? Eine Digitalisierung des Archivs wurde immer wieder als durchaus wünschenswert erachtet, während Wege der Realisierung nicht so einfach ausgemacht werden konnten. Schienen anfangs die Chancen und Möglichkeiten – auch mit Blick auf die Erfahrungen der Rostocker WossiDiA-Aktivitäten – ungetrübt optimistisch, offenbarten sich alsbald die damit verknüpften Schwierigkeiten.[18] Es gab durchaus maßgebliche Stimmen, die auf Schwierigkeiten der Erhebungszeit der 1930er-Jahre hinwiesen und eine ideologische Kontamination der Daten befürchteten. Können in der NS-Zeit erhobene Daten überhaupt unkommentiert in virtuellen Forschungsumgebungen verfügbar gemacht werden? Auch praktische Aspekte wie der Umfang der Datenmassen warfen alsbald Fragen nach den Grenzen des Möglichen und Machbaren auf. Gibt es in diesem kleinen Fach die notwendigen technologischen Kompetenzen? Welche Kooperationspartner sind vonnöten? Welche Strukturen müssen aufgebaut werden, um solch ein Projekt zu stemmen und obendrein noch Forschungsimpulse zu setzen? Obwohl weitgehend Konsens besteht, dass der momentane Zustand auf Dauer nicht befriedigend sein kann und Digitalisierungsexperten wie Christoph Schmitt oder Elguja Dadunashvili zur Verfügung standen, erlahmten die Initiativen aufgrund zahlreicher ungelöster Probleme alsbald. Für eine reine Sicherung des Materials sind mittlerweile die Fördermöglichkeiten geringer geworden. Um die Daten für neue Forschungskontexte zu aktivieren und für andere Forschungsinteressen anschlussfähig und auch mit räumlich-zeitlichen Organisationsformen aus Geoinformationssystemen (Kartenanwendungen) zu verknüpfen, bedarf es Ressourcen und Kompetenzen, die ein kleines und methodisch in solchen Herausforderungen unerfahrenes Fach sehr schnell überfordern.

3. Missverständliche Popularität und Resonanzen. Zur öffentlichen Wahrnehmung des Atlas der deutschen Volkskunde

Während allerlei innerfachliche Initiativen immer wieder euphorisch angegangen wurden, um alsbald aufgrund unwägbarer Handlungsmöglichkeiten ins Stocken zu geraten, suggerierte zum Jahreswechsel 2016/17 eine Reportage im ZEITmagazin, dass man solche Erbschaftsangelegenheiten doch auch sehr viel unbeschwerter und unverkrampfter angehen könnte. Der Volkskundeatlas war ja schon in seiner Gründungs-

18 Meyer/Schering/Schmitt: WossiDiA.

ära Ende der 1920er-Jahre ganz dezidiert als sozusagen wissenschaftliche Gebärde mit öffentlicher Signalwirkung angelegt – sowohl in seinen volkserzieherischen Intentionen wie in seinen wissenschaftspopularisierenden Absichten. „Aus den Quellen des Volkstums geschöpft, drängt der volkskundliche Stoff darnach, nach seiner Ordnung und Deutung in angestrengter Forscherarbeit wieder dem Volke zugeleitet zu werden [...]", wurde 1934 in einer Grundsatzarbeit festgehalten und der Atlas in den Rang eines „völkische[n] Kulturwerk[s]" erhoben.[19] In jedem Fall: Die Volkskunde stellte sich mit diesem Projekt als eine gleichermaßen öffentliche, lebensnahe und populäre Wissenschaft auf. Und tatsächlich sollte denn auch mit vormodernen Sujets und Inhalten in allen Varianten modernste Öffentlichkeitsarbeit und Wissenstransfer betrieben werden.

Aber zurück in die Gegenwart: Bemerkenswerte Resonanz entfaltete auch die anfangs zitierte Reportage „Der verlorene Atlas", respektive der „Schatz, der noch nicht gehoben ist", wie im Untertitel vermerkt wurde. Der Autor, Matthias Stolz, ist passionierter Kartenliebhaber, der unter anderem im ZEITmagazin sehr fürsorglich die genauso lustige wie in Alltagsangelegenheiten geistreich unterhaltende Rubrik „Deutschlandkarte" pflegt. Zudem entwickelte er ein zuverlässiges Sensorium für die Signifikanz des Atlasmaterials, in dessen inhaltliche und wissenschaftsgeschichtliche Kontexte er sich mit großer Intensität eingearbeitet hatte. Etwas anderen Intentionen folgte allerdings das journalistische Ergebnis, das dann erscheinen sollte. Schon mit besagten Verknüpfungen vom verlorenen Schatz zielte er auf romantische Gestimmtheiten und bediente großzügig den Zauber des Sammelns und Rettens.

Zweifelsohne: Eine Reportage ist kein Fachbeitrag und natürlich auf bestimmte Strategien des Erzählens und Reize der Aufmerksamkeitserzeugung angewiesen, damit auch ein schwerer zugängliches Thema bei einem größeren Lesepublikum auf Resonanz stoßen kann. In diesem Fall freilich kippte die journalistische Erzählung durch unangemessene Akzentuierungen, Überhöhungen und auch Entstellungen ins Genre Legendenbildung. So verglich der Autor den historischen Stellenwert des Atlas für eine nach ihrem kulturellen Zusammenhalt suchenden Nation mit dem Erregungspotenzial globaler Epochenereignisse: „Das Projekt, das bald die meisten, die mit ihm zu tun hatten, nur noch ‚den Atlas' nannten, so als gäbe es nur diesen einen, war für die Deutschen Ende der zwanziger Jahre so etwas wie die Mondlandung für die Amerikaner der frühen sechziger: das Prestigeprojekt seiner Zeit."[20] Matthias Stolz deklarierte die wissenschaftliche Unternehmung kurzerhand zum seinerzeitigen „Lieblingsprojekt der Deutschen".[21] Weil der Autor des hier vorliegenden Beitrages einen wissenschaftsgeschichtlichen Beitrag zur Atlasgeschichte geliefert hatte, avancierte er kurzerhand zum „größte[n] Fürsprecher des Atlas".[22] Der Beitrag enthielt etliche Verzerrungen und verfälschende Akzentuierungen in Details, die ihm im gesamten Grundtenor einen unmissverständlichen Duktus verliehen: Da liegt

19 Schlenger: Grundlagen, S. 151.

20 Stolz: Atlas, S. 18.
21 Stolz: Atlas, S. 19.
22 Stolz: Atlas, S. 22.

im Dunkel ein verborgener Schatz, der ein Dasein im Dornröschenschlaf fristet und endlich im Zeitalter der Digitalisierung geborgen und wiedererweckt werden sollte.
Eben diese von entsprechender Rhetorik flankierte Intention erzeugte eine vergleichsweise enorme öffentliche Resonanz für ein vergleichsweise abseitiges Thema. Diese manifestierte sich in zahlreichen Zuschriften und Meldungen von Einzelpersonen und Institutionen, von denen der Artikel höchst unterschiedlich rezipiert worden war. Spontan gab es etliche Meldungen, die freiwillige oder professionelle Mitarbeit bei der Sicherung offerierten. Des Weiteren ging die Anfrage einer Verlagslektorin ein, ob sich mit dem Atlasmaterial nicht ein populäres Sachbuch zur Alltagsgeschichte in Deutschland schreiben ließe. Es meldeten sich Angehörige ehemaliger Atlasmitarbeiterinnen, die aufschlussreiche biografische Informationen lieferten. Ein feinsinniger Schriftsteller, der unter anderem aussterbende Worte archiviert, bat um zusätzliche Hintergrundinformationen. Ein Fotograf warb für ein gemeinsames Projekt, das untergehende Lebenswelten im Bild- und Wortgedächtnis festhalten wollte. Einige Leser und Leserinnen hatten in Instituten volkskundlicher Kulturwissenschaft mögliche Depots für historisch relevante Selbstzeugnisse identifiziert. So gingen Anfragen zu Übernahmen von Familiennachlässen und Autobiografien ein. Mancherlei der Zuschriften waren interessant und erfreulich, andere weniger – vor allem dann, wenn die Interessenten im Atlasarchiv einen Speicher ungetrübter deutscher Volkskultur wähnten, der in Zeiten nationaler Selbstbesinnung als nährstoffreicher geistiger Humus aktiviert werden sollte. Prompt nahmen auch einige privatwirtschaftliche Dienstleister in Sachen Digitalisierung mit ihren Geschäftsofferten Tuchfühlung auf. Sie freuten sich schon jetzt auf die Zusammenarbeit.
Wesentlich erfreulicher erschienen die Interessen, die in wissenschaftlicher Absicht vorgetragen wurden, weil diese von der Hoffnung getragen waren, dass die Atlasdaten für eigene Forschungsaktivitäten anschlussfähig sein könnten. So zeitigte der Artikel jedenfalls auch den Effekt, potenzielle dateninteressierte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen miteinander in Verbindung gebracht zu haben. Ein deutsch-amerikanisches wirtschaftsgeschichtliches Projekt meldete Datenhunger an, weil es in historischer Perspektive den Wandel von Erwerbstätigkeit untersucht. Um längerfristige Veränderungen im Berufsleben beschreiben zu können, waren die Wissenschaftler auf der Suche nach Informationen und Daten aus der industriellen Arbeitswelt. Die Antwort musste abschlägig darauf hinweisen, dass im Volkskundeatlas nur bäuerliche Arbeit oder Handwerk von Interesse war. Ein weiteres wirtschaftshistorisches Forschungsprojekt widmet sich der sozialen Akzeptanz berufstätiger Frauen in den 1920er-Jahren. Tatsächlich spielten Aspekte der Aufteilung männlicher und weiblicher Arbeit im Atlas eine hochprominente Rolle, aber leider nur in bäuerlicher Arbeit.
Eine Anfrage kam vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung. Dort untersucht ein Projekt historische Einflüsse bei der Ausbildung von Vermögensunterschieden und war auf der Suche nach historischen Daten, die für ökonomische Analysen mit solchen des Sozio-ökonomischen Panels kombiniert werden könnten. Dabei wird die konkretere Frage verfolgt, welche Rolle

regionale Unterschiede bei Vermögensübertragungen von Eltern auf Kinder zu Beginn des 20. Jahrhunderts für Vermögensunterschiede heute spielen. Auch dies waren hochspannende Fragestellungen, zu deren Überprüfung es aus dem Atlasarchiv leider gleichfalls kein anschlussfähiges Datenmaterial gab. Oder aber waren rezente Daten nicht leicht zugänglich.

Eine weitere Gruppe von Reaktionen lieferte eher Anhaltspunkte zur öffentlichen Einschätzung von und Euphorie für Digitalisierungsprojekte. Einige Meldungen bekundeten nicht nur Sympathien, sondern mehr noch, wie es in einer E-Mail hieß: „Und spontan möchte ich meine Hilfe, beziehungsweise Mitarbeit anbieten, diesen wertvollen Schatz zu heben." Es fehlte jedenfalls nicht an hoffnungsfrohen Mutmachern, die per E-Mail etwa wissen ließen: „Karten auszuwerten ist natürlich auch für sich ein gewaltiges Unterfangen, doch mit ein wenig IT zusammen mit der ‚Schwarmintelligenz' des Internets scheint dies nicht unmöglich. (...) Ich kann mir gut vorstellen, dass es auch für den Atlas gelingen kann entsprechend Freiwillige zu finden, die dabei helfen die Digitalisierung vorzunehmen."

Begeisterung kam von Aktivisten und Aktivistinnen der Citizen Sciences, respektive Bürgerforschung. Sie verwiesen auf die Möglichkeiten der Digital Citizenship und auf gute Erfahrungen nicht nur in naturkundlichen Wissensgebieten wie der Erfassung von Wintervögeln oder Schmetterlingszügen, Feinstaubmessung, Stadtplanung oder Feldhasenzählung, sondern auch in Genealogie und historischer Forschung. Eine E-Mail enthielt die Anregung, dies mit Hilfe eines „Crowdsourcing-Projektes" zu bewerkstelligen, „und zwar mit einer speziell für solche Zwecke geschaffenen Software, dem DES." Eine weitere E-Mail war von ähnlich optimistischem Tenor getragen, was den Gemeinsinn als wissenschaftliche Ressource anbelangt: „Ich glaube die universitäre Wissenschaft unterschätzt das Potential der ehrenamtlichen Heimat- und Kulturforscher. [...] Frage: Warum binden Sie nicht die vielen Heimatvereine in diesem Projekt mit ein??? Meinen Kindern habe ich beim Aufräumen immer gesagt: ‚Viele Hände – flinke Hände!'"

„Viele Hände – flinke Hände!" Das wäre für die vorgetragene Problematik ein schönes, optimistisches Schlusswort. Leider sind die Dinge nicht so einfach. Das Datenmaterial ist – wie angedeutet – in vielerlei Hinsicht schwierig. Ob als Schatz oder etwas nüchterner betrachtet als aufschlussreicher Datenfundus: Dieses Atlasarchiv muss aufgrund der Einzigartigkeit des Materials gesichert werden. Ein Großteil seiner Daten wäre interessant und aufschlussreich genug, um digital verfügbar gemacht zu werden. Allerdings verweist die Unentschiedenheit gegenüber einem Digitalisierungsvorhaben nicht nur auf unentschiedene Haltungen gegenüber diesem Kapitel Fachgeschichte. Sie indiziert auch ambivalente Positionen zu den Digital Humanities. Diese erzeugen gegenüber einer kleinen, eher hermeneutisch orientierten kulturwissenschaftlichen Disziplin durchaus einen Szientifizierungsdruck. Zum einen ist da schlicht Erfahrungslosigkeit im Umgang mit solchen Datenmengen zu diagnostizieren. Zum anderen rühren die Herausforderungen an die kognitive Identität einer Disziplin, die in ihrer Geschichte – von unterströmigen Gegentendenzen abgesehen – meist zu qualitativen methodischen Zugängen neigte.

Literatur

Fritz Boehm: Volkskunde. Dem Atlas der deutschen Volkskunde zum Geleit, [Berlin 1930].

Heidi Gansohr-Meinel: „Fragen an das Volk". Der Atlas der deutschen Volkskunde 1928–1945. Ein Beitrag zur Geschichte einer Institution, Würzburg 1993.

Klaus Geiger/Utz Jeggle/Gottfried Korff (Red.): Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970.

Helmut Groschwitz: Rewriting „Atlas der deutschen Volkskunde" postcolonial, in: Berliner Blätter 67 (2014), S. 29-40.

Theodor Heppner: Der Atlas der deutschen Volkskunde. Eine Gegenwartsforderung der deutschen Wissenschaft, in: Münchner Neueste Nachrichten, 29.8.1931.

Holger Meyer/Alf-Christian Schering/Christoph Schmitt: WossiDiA – The Digital Wossidlo Archive, in: Holger Meyer/Christoph Schmitt/Stefanie Janssen/Alf-Christian Schering (Hg.): Corpora ethnographica online. Strategien der Digitalisierung kultureller Archive und ihrer Präsentation im Internet, Münster 2014, S. 61-84.

Jürgen Osterhammel: Die Wiederkehr des Raumes. Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie, in: Neue Politische Literatur 3 (1998), S. 374-397.

Herbert Schlenger: Methodische und technische Grundlagen des Atlas der deutschen Volkskunde (Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, H. 27), Berlin 1934.

Karl Schlögel: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München 2003.

Friedrich Schmidt-Ott: Zur Einführung, in: Deutsche Volkskunde (Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, H. 6), Berlin 1928, S. 5-6.

Friedemann Schmoll: Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutsche Volkskunde" und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1970, Stuttgart 2009.

Friedemann Schmoll: Wie kommt das Volk in die Karte? Zur Visualisierung volkskundlichen Wissens im Atlas der deutschen Volkskunde, in: Helge Gerndt/Michaela Haibl (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft, Münster 2005, S. 233-250.

Michael Simon: Der Atlas der deutschen Volkskunde – Kapitel oder Kapital des Faches?, in: Christoph Schmitt (Hg.): Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und ihre Zukunft. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Rostock, Münster 2005, S. 51-62.

Michael Simon/Thomas Schürmann: Ein Kapital für sich – der Atlas der deutschen Volkskunde, in: Zeitschrift für Volkskunde 90 (1994), S. 230-237.

Walther Steller: Der deutsche Volkskunde-Atlas, in: Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 30 (1929), S. 247-254.

Matthias Stolz: Der verlorene Atlas, in: ZEITmagazin 1 (2017), S. 16-23.

Teha: Fragen an das Volk, in: Simplicissimus 36 (1931), H. 7, S. 82.

Eduard Wildhagen: Der Atlas der deutschen Volkskunde, I. Grundlagen, Berlin 1938.

Matthias Zender: Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge. Erläuterungen zur 1. Lieferung, Marburg 1959.

‚Open Data' in den ethnologischen Fächern

Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts

Sabine Imeri

Die Forderung, Daten aus öffentlich geförderten Forschungen für die Nach- und Weiternutzung möglichst breit zugänglich zu machen, richtet sich heute an alle Wissenschaften. Aus der Perspektive der ethnologischen Fächer[1], mit Blick auf die Art und Weise der Datenproduktion, auf fachspezifischen Zugänge, Forschungsstile und die sich daraus ergebenden forschungsethischen Probleme und Anforderungen wirft dieser Anspruch eine Reihe von Fragen auf. Wie ‚offen' können ethnografische Daten sein? Unter welchen Bedingungen können sie zur Nachnutzung bereitgestellt werden? Welche Konsequenzen können sich daraus für die Forschungspraxis ergeben?

Das Konzept ‚Open Data'

Die Forderung nach ‚Offenheit' kann sich – nicht immer trennscharf – auf unterschiedliche Bereiche und Handlungsfelder beziehen, wie etwa Open Source, Open Access, Open Government, Open Science oder eben Open Data. Vertreten werden diese Forderungen von – oft als ‚Open-Bewegungen' bezeichneten – heterogenen Akteur/innen, Organisationen und Institutionen, die in gemeinschaftlichem Handeln an-

1 ‚Ethnologische Fächer' meint hier in erster Linie die Fächergruppen Europäische Ethnologie und Ethnologie. Für beide ist der Fachinformationsdienst „Sozial- und Kulturanthropologie" zuständig, der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Programm „Fachinformationsdienste für die Wissenschaft" gefördert wird und an der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt ist. Dieser Beitrag stützt sich auf Erhebungen, die ich im Rahmen der Arbeiten des Fachinformationsdiensts durchführen konnte.

streben, „die notwendigen Bedingungen für freie und kooperative Untersuchungsprozesse zu verbessern – etwa in Bezug auf den Austausch von Information, auf kooperative Lernprozesse und auf die mit den digitalen Technologien verbundenen Möglichkeiten der Zusammenarbeit in der wissenschaftlichen Forschung, in kulturellen und künstlerischen Tätigkeiten sowie im Regierungs- und Verwaltungshandeln."[2] Während ältere Wörterbücher für ‚offen' Bedeutungen wie: unverhüllt, nicht versperrt, nicht eingeengt, aber auch öffentlich oder zugänglich verzeichnen,[3] meint ‚Offenheit' dabei mit Blick auf Digitalität nicht nur die restriktionsfreie, sondern auch die kostenfreie Zugänglichkeit und Nutzung von Software, Daten oder Wissen einschließlich ihrer Veränderung und Weitergabe.

Mit der Forderung einzelner Aktivist/innen und zivilgesellschaftlicher Initiativen nach Open Data ist im Rahmen dieser breiteren Bewegungen ein am Gemeinwohl orientiertes Konzept formuliert worden, das sich ursprünglich auf die Öffnung von Regierungs- und Behördendaten für Bürger/innen und Wirtschaft bezogen hat. In diesem Konzept ist – darauf ist schon öfter hingewiesen worden – Immanuel Kants Prinzip der Publizität als Grundlage für Frieden verankert, also die aufklärerische Überzeugung, dass Regierungshandeln durch Transparenz und Überprüfbarkeit legitimiert und Misstrauen entsprechend minimiert werden könnte.[4] Favorisiert wird damit ein kooperatives Modell des Verhältnisses von Staat, Verwaltung und Bürger/innen.[5] „Hamburg zieht blank – über offene Verwaltungsdaten und mehr Mut zur Transparenz" hieß etwa ein Vortrag, den der Leiter des Transparenzportals Hamburgs, Dominic Panić, im Rahmen einer Ringvorlesung zu Open Knowledge im Mai 2018 gehalten hat.[6] Mit Open Data geht es aber nicht nur darum, Misstrauen zu minimieren, vielmehr soll mehr Partizipation genauso ermöglicht werden, wie mehr Innovation im öffentlichen Sektor. Effizienz von Behördendienstleistungen ist zum Beispiel ein wichtiges Stichwort. In diesem Sinn hat etwa das Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt ein Denkmalinformationssystem aufgebaut, das, in den Worten des Landesarchäologen Harald Meller, „mit der Bereitstellung der Denkmalgeodaten nicht nur seine Rechtsverpflichtungen" erfüllt, sondern auch „einen wichtigen Schritt hin zu mehr Transparenz, Effektivität und Bürgerbeteiligung", etwa mit Blick auf Bauplanungsprozesse, bedeutet.[7] Darüber hinaus ist aber ein wesentliches Ziel, durch die Kombination ver-

2 Antić: Digitale Öffentlichkeiten, S. 360.
3 Vgl. zum Beispiel Grimm/Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 13, Sp. 1164-1172.
4 Vgl. Schulzki-Haddouti: Wikileaks, S. 187; Kant: Zum ewigen Frieden.
5 Vgl. Antić: Digitale Öffentlichkeiten, S. 374 ff.
6 Das Transparenzportal ist ein Informationsregister, in dem alle nach dem Hamburgischen Transparenzgesetz (2012) veröffentlichungspflichtigen Informationen recherchierbar sind. Hamburg war das bundesweit erste Bundesland, das ein dezidiertes Transparenzgesetz verabschiedet hat. Das Transparenzportal ist beim Staatsarchiv Hamburg angesiedelt: http://transparenz.hamburg.de. Die Ringvorlesung „Open Knowledge" fand im Sommersemester 2018 an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg statt. Der Vortrag zum Nachhören unter http://ringvorlesung.info/archiv/open-knowledge-archiv.
7 Vgl. https://lda.sachsen-anhalt.de/denkmal-informationssystem; Zitat aus der Pressemitteilung https://www.lda-lsa.de/aktuelles/meldung/datum/2018/10/17/sachsen_anhalts_denkmallandschaft_aktueller_denn_je.

schiedener Datenquellen und mit Hilfe von Mustererkennung aus großen Datensammlungen neues Wissen zu generieren, Daten also nachnutzbar zu machen.[8] Die Möglichkeit weiterer Verwertung ist auch ein wichtiger Bestandteil von Definitionen von ‚Offenheit', etwa der Open Knowledge Foundation Deutschland e. V.: „Offene Daten sind Daten, die von jedermann frei verwendet, nachgenutzt und verbreitet werden können – maximal eingeschränkt durch Pflichten zur Quellennennung und ‚share-alike'."[9] Ökonomische Verwertungen sind dabei dezidiert eingeschlossen. Bei dieser Definition wird jedoch eine wichtige Einschränkung gemacht: „Davon ausgenommen sind personenbezogene Daten." Auf einer allgemeinen Ebene wird damit deutlich, dass ‚Offenheit' kein absoluter oder selbstverständlicher Wert ist beziehungsweise sein kann. Datenschutz, Urheberrechte, auch geheime Wahlen schränken Offenheit ein, mit guten, manchmal weniger guten Gründen. Offenheit ist dauerhaft in der Verhandlung und muss mit anderen Werten und Orientierungen abgewogen werden.[10]

Open Data in den Wissenschaften

War hier also zunächst an ‚Open Government Data' gedacht, ist die Forderung nach frei verfügbaren Forschungsdaten mittlerweile auch Teil eines breiteren Konzepts von Open Science. Unter diesem Stichwort verhandeln heterogene Akteure – darunter Wissenschaftler/innen, Politiker/innen, Softwareentwickler/innen, Verlage und interessierte Öffentlichkeiten – mit je unterschiedlichen Vorstellungen und Zielen wünschenswerte und/oder notwendige Konsequenzen von Digitalität für Wissensproduktionsprozesse, für die Verfügbarmachung ihrer Ergebnisse oder das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft. Benedikt Fecher und Sascha Friesike haben fünf Ansätze oder ‚Denkschulen' identifiziert, die den Open-Science-Diskurs prägen: eine pragmatische Perspektive, die die Verbesserung von Wissensprozessen im Blick hat, eine Perspektive, die Wissenschaft für Öffentlichkeiten verfügbar machen will, dann eine Perspektive, die sich vom breiteren Zugang zu Wissen Effekte der Demokratisierung erhofft, eine infrastrukturelle Perspektive und schließlich eine Perspektive, die an der Entwicklung alternativer Metriken zur Beurteilung wissenschaftlicher Qualität interessiert ist.[11] Die Idee, im Rahmen dieser Konzeptionen auch Forschungsdaten frei zu weiterer Verwendung zur Verfügung zu stellen, bezog sich zunächst auf Forschungsbereiche, die mehr oder weniger stark standardisierte Daten produzieren, mit dem Ziel, mehrfache Datenerhebung zu vermeiden, Synergieeffekte zu ermöglichen und letztlich zu produktiverer, ‚besserer' Wissenschaft zu kommen. Inzwischen haben wissenschaftspolitisch aktive Akteure und Gremien und vor allem die Forschungsförderinstitutionen den ‚Open Data'-Gedanken jedoch auf alle Wissenschaftsgebiete ausgedehnt. Unter dem Begriff ‚Forschungsdatenmanagement' wird die Anforde-

8 Vgl. Open Knowledge International: Wieso offene Daten; Lucke: Innovationsschub; Dietrich: Offene Daten.
9 https://okfn.de/themen/offene-daten.
10 Vgl. Koch: How open.
11 Vgl. Fecher/Friesike: Open Science.

rung formuliert, Daten aus öffentlich geförderter Forschung insgesamt dauerhaft zu archivieren und vor allem eben möglichst frei zugänglich zu machen. Mit klaren Zielen: „Die langfristige Sicherung und Bereitstellung der Forschungsdaten leistet einen Beitrag zur Nachvollziehbarkeit und Qualität der wissenschaftlichen Arbeit und eröffnet wichtige Anschlussmöglichkeiten für die weitere Forschung", heißt es etwa bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft[12], die „wissenschaftliche Nachnutzung qualitätsgesicherter Forschungsdaten schafft einen erheblichen Mehrwert öffentlicher Investitionen in die Forschung und birgt ein hohes Wertschöpfungspotenzial für Wissenschaft und Wirtschaft", beim Rat für Informationsinfrastrukturen[13] und bei der Europäischen Kommission mit Blick auf das Förderprogramm Horizon 2020: „Dies beschleunigt Innovationen und die Zusammenarbeit, erhöht die Transparenz und verhindert Überschneidungen, woraus sich Impulse für die Wettbewerbsfähigkeit ergeben."[14] Es geht also um die Einhaltung wissenschaftlicher Standards, um deren Überprüfbarkeit und Kontrolle, aber auch um Effizienz. Die Begrifflichkeiten von Ertrag und Nutzen, Verwertbarkeit und Bewertung verweisen darauf, dass die geforderte und geförderte Implementierung des Prinzips offener Forschungsdaten auch ein Element der Ökonomisierung akademischer Wissensproduktion ist.[15] Ähnlich dem vielfach formulierten Anspruch, Forschungsergebnisse im Open Access zu publizieren, ist die Forderung, die zugrundeliegenden Daten zugänglich zu machen, gleichzeitig Teil moralischer Ökonomien digitalisierter Wissensproduktion.[16]

Die Frage, ob und wie Daten langfristig archiviert und zur Nachnutzung zur Verfügung gestellt werden, wird damit wichtiger bei der Beurteilung der Förderwürdigkeit von Projekten – auch wenn die Bereitschaft zur Öffnung von Daten etwa bei Anträgen an die Deutsche Forschungsgemeinschaft zumindest im Moment nicht relevant für die Förderentscheidung ist. Zwar sollen Daten, den Regelungen zur ‚Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis' entsprechend, nach dem Ende einer Förderung zehn Jahre lang aufbewahrt werden – in welcher Form das geschieht, ist bisher aber nicht konkret festgelegt.[17]

Obwohl damit eine generelle Forderung nach der Zugänglichmachung von Forschungsdaten erhoben wird, hat sich auch in Förderinstitutionen mittlerweile der Gedanke durchgesetzt, dass Open Data im Sinne tatsächlich offener, publizierter Daten nicht als generelle Anforderung an alle Wissenschaften verstanden werden kann. Offenheit muss vielmehr als heterogenes Konzept gedacht werden, in Abhängigkeit von der Art der Daten und möglichen rechtlichen Anforderungen an deren Schutz sowie von der konkreten Forschungspraxis und forschungsethischen Erwägungen. So heißt es zum Beispiel im Förderprogramm Horizon 2020 der Europäischen Kommission: „The Commission's approach can be described as 'as open as possible, as closed as necessary.'"[18]

12 Deutsche Forschungsgemeinschaft: Leitlinien, S. 1.
13 Rat für Informationsinfrastrukturen: Leistung, S. 9.
14 Europäische Kommission: Horizont 2020.
15 Vgl. die Beiträge in Audehm/Binder/Dietze/Färber (Hg.): Der Preis der Wissenschaft.
16 Vgl. Bacevic/Muellerleile: The moral economy.
17 Vgl. Deutsche Forschungsgemeinschaft: Vorschläge, S. 21.
18 European Commission: Guidelines, S. 8.

Anstelle von ‚Open Data' werden mit Blick auf Forschungsdaten daher seit einiger Zeit die sogenannten FAIR-Prinzipien propagiert[19]: Ziel ist es hier, dass Daten künftig findbar (findable), zugänglich (accessible), interoperabel (interoperable) und nachnutzbar (re-usable) sein werden. Der Anspruch, Forschungsdaten in einer Form zu archivieren, die Nachnutzung möglich macht, bleibt damit im Grundsatz erhalten, das Konzept trägt aber dem Umstand Rechnung, dass Offenheit eben Unterschiedliches bedeuten kann oder muss. Transparent gemacht werden damit vor allem die Bedingungen, unter denen Daten nutzbar sind.[20]

Wie stellen sich nun (Europäische) Ethnolog/innen zu dieser Debatte? Was können oder sollten diese Forderungen für die ethnologischen Fächer bedeuten? Die im Folgenden skizzierten Positionen sind vor allem mit Blick auf die Feldforschung formuliert worden. Gleichwohl können sich manche Fragen für Material aus historischen Forschungen, etwa im Bereich der Oral History, in ähnlicher Weise stellen.

Positionen zur Debatte in den ethnologischen Fächern

Forschende in den Ethnologien stehen der Debatte häufig skeptisch gegenüber. Dass Daten aus ethnografischen Forschungen regelmäßig veröffentlicht und zur völlig freien Nachnutzung zur Verfügung gestellt werden könnten, wird nicht nur aus rechtlichen, sondern auch aus forschungsethischen Gründen vielfach abgelehnt. Wesentlich ist dabei auch der Verweis auf die Forschungspraxis: Feldforschungen sind komplexe soziale Situationen und Prozesse, in denen Forschende und Akteure im Forschungsfeld intensive, teils langfristige Beziehungen aufbauen und in denen wechselseitig Vertrauen entwickelt und kontinuierlich erhalten werden muss.[21] In diesen Forschungsbeziehungen verbürgen sich Forschende persönlich für einen verantwortungsvollen Umgang mit Daten, nicht nur mit Blick auf Auswertung und Publikation, sondern auch auf deren Verbleib und Verwendung nach dem Abschluss einer Forschung.[22] Die Vorstellung, dass unbekannte Dritte Zugang zu diesen Daten erhalten können, wirft deshalb Fragen auf: Wie lässt sich die in der Forschungsbeziehung zugesicherte Vertraulichkeit realisieren? Können Forschende Einfluss auf Nachnutzungsszenarien nehmen? Wird der Feldzugang unter dieser Prämisse erschwert oder gar unmöglich? Denn für die Übergabe an ein Datenarchiv ist die Zustimmung der Akteure ebenso notwendig wie zur Forschung selbst. Und nicht zuletzt: Wird sich – im Bewusstsein, dass Kolleginnen und Kollegen potenziell Materialien einsehen können – mit einer „Schere im Kopf" die eigene Aufzeichnungspraxis verändern (müssen)?

Obwohl solche und ähnliche Fragen und Bedenken erst noch beantwortet beziehungsweise bearbeitet werden müssen, haben in einer Umfrage des Fachinformationsdienstes „Sozial- und

19 Vgl. etwa Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten: Tätigkeitsbericht, S. 7.
20 Vgl. Kraft: FAIR Data.
21 Vgl. zum Beispiel Weißköppel: Gemischte Gefühle.
22 Sie tun dies auf der Grundlage forschungsethischer Standards und im Kontext kontinuierlicher Fachdebatten. Vgl. Unger/Dilger/Schönhuth: Ethikbegutachtung, Artikel 20.

Kulturanthropologie" viele Teilnehmer/innen den wissenschaftlichen Mehrwert recherchierbarer und nachnutzbarer ethnografischer Forschungsdaten ganz allgemein als ‚sehr hoch', ‚hoch' oder ‚eher hoch' eingeschätzt. Auch eine grundsätzliche Bereitschaft, Daten dauerhaft zu erhalten und künftig in Repositorien zugänglich zu machen, ist erkennbar – sofern bestimmte Bedingungen erfüllt sind.[23]

Notizen zum aktuellen Umgang mit Daten

In den ethnologischen Fächern gibt es derzeit (noch) keine etablierten, allgemein geteilten Standards und Routinen im Umgang mit Forschungsdaten. Das ist im Grunde kein überraschender Befund: Zum einen kommt das Thema – wie in vielen anderen Disziplinen auch – erst nach und nach auf die Agenda. Zum anderen sind digitale Methoden, mit denen etwa im Rahmen von Digital Humanities große Datenkorpora maschinell ausgewertet werden, bisher wenig verbreitet. Vielmehr sind die methodischen Zugänge ebenso wenig standardisiert, wie die Forschungsfelder selbst heterogen sind – Feldforschungen verlaufen situations- und beobachterabhängig, offen, unvorhersehbar. Entsprechend ist das Material, das in Feldforschungen entsteht, ausgesprochen vielfältig. Gleichwohl sind Fragen danach, wo und wie Daten und Dateien nach dem Ende einer Forschung sicher aufbewahrt und vor allem über raschen Technikwandel hinweg lesbar gehalten werden können, auch in den Ethnologien virulent. Es gibt also durchaus ein intrinsisches Interesse daran, eigene Daten dauerhaft und kontrolliert zu archivieren. Und spätestens mit dem Inkrafttreten der EU-Datenschutzgrundverordnung (EU-DGSVO) im Mai 2018 ist auch eine Überprüfung des Umgangs mit Daten im Forschungsprozess selbst und danach notwendig geworden.

Blickt man auf die aktuelle Praxis, sind Instrumente und Routinen des Datenmanagements während einer Forschung jedoch bisher kaum implementiert: Datenmanagementpläne – die als zentrales Instrument des kontrollierten Umgangs mit Forschungsdaten gelten und zunehmend bereits bei Antragstellung für Drittmittelforschung vorgelegt werden sollen – werden bisher nur selten erstellt, viele Projektmitarbeitende wissen nicht, ob es für ihr Projekt einen solchen Plan gibt, anderen sind solche Pläne gänzlich unbekannt.[24] Und auch von nachhaltiger Datensicherung kann nicht gesprochen werden, geschweige denn von Datenarchivierung: Den Erhebungen des Fachinformationsdienstes „Sozial- und Kulturanthropologie" zufolge verbleiben Daten aus abgeschlossenen Forschungen derzeit in aller Regel bei den Forschenden selbst, auf Rechnern, Festplatten, USB-Sticks oder bei kommerziellen Cloud-Diensten. Solche Speicherroutinen sind für viele Formen der Nachnutzung ungeeignet, entsprechend stehen Daten bestenfalls für Mitglieder einer Forschungsgruppe zur Verfügung oder werden auf Anfrage an – häufig persönlich bekannte – Kolleginnen und Kollegen weitergegeben. Der

23 Vgl. Imeri/Danciu (Mitarb.): Open Data, S. 19-20 und 24-25.

24 Vgl. Imeri/Danciu (Mitarb.): Open Data, S. 14 und 18.

Datenerhalt erfolgt somit im Grunde unsystematisch, individuell und eher zufällig. Dass das so ist, hat jedoch auch damit zu tun, dass es derzeit im nationalen Rahmen keine Datenrepositorien gibt, die geeignet wären, Daten aus der ethnografischen Feldforschung aufzunehmen.[25]

Datenschutz, Persönlichkeitsrechte und Forschungsethik

Die Auseinandersetzung mit Anforderungen und möglichen Verfahren des Datenmanagements forciert insbesondere die Auseinandersetzung mit Fragen des Datenschutzes. Entsprechende Regelungen waren zweifellos auch bisher schon zu beachten, vor allem im Fall von Publikationen. Was aber zum Beispiel im Rahmen von Privatheitsdiskursen breit diskutiert wird,[26] ist mit Blick auf die Forschungspraxis in den Ethnologien bisher weniger thematisiert worden: Digitale Daten bedürfen besonderer Sicherung, weil sie leicht vervielfältigt und ungewollt verbreitet werden können. Entsprechend wirft der Umgang mit digitalen Forschungsdaten Fragen des Datenschutzes, der Persönlichkeitsrechte neu und mit erheblicher Dringlichkeit auf und dehnt die Verantwortung der forschenden Person auf einen weiteren Aspekt aus. Daraus ergeben sich – analog zum Umgang mit Daten etwa in den sozialen Netzwerken – spezifische technische und soziale ‚digitale Kompetenzanforderungen'.[27] Denn in ethnografischen Forschungen entstehen regelmäßig personenbezogene Daten, die überdies im Rahmen der Datenschutzgesetze den „besonderen Kategorien personenbezogener Daten" zuzuordnen sind: Daten, „aus denen die rassische und ethnische Herkunft, politische Meinungen, religiöse oder weltanschauliche Überzeugungen oder die Gewerkschaftszugehörigkeit hervorgehen [...] Gesundheitsdaten oder Daten zum Sexualleben oder der sexuellen Orientierung".[28] Entsprechend ist Datenmanagement unmittelbar auch mit Datenschutzmanagement verbunden – nicht erst, wenn Publikationen vorbereitet werden oder wenn Material an ein Datenarchiv übergeben werden soll, sondern vom Moment der Erhebung an. Neben rechtlichen Vorgaben beziehungsweise über diese hinaus sind in hohem Maße forschungsethische Fragen relevant, wenn Daten weitergegeben werden. Zum Beispiel weil Daten (hoch-)sensibel sein können, auch ohne zwingend Personenbezüge aufzuweisen, mit Blick auf vulnerable Gruppen oder Milieus am Rand der Legalität, im Kontext von Migration, politischem Aktivismus oder Ähnlichem. Und – die Beispiele weisen darauf hin – es ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund expandierender Sicherheitsdiskurse und ihrer überwachungstechnologischen Realisierungen angebracht, die eigene Datensicherung noch-

25 Das gilt zumindest für die Breite beider Ethnologien, in spezifischen Segmenten kann das anders sein. Zum Beispiel beherbergt das Datenarchiv DOBES (Documentation of Endangered Languages) Daten aus ethnologischer Sprachforschung. Allerdings ist auch DOBES nicht nachhaltig abgesichert und kann derzeit nur eingeschränkt genutzt werden. http://dobes.mpi.nl.

26 Vgl. Ochs/Büttner/Hörster (Mitarb.): Das Internet.

27 Vgl. Ochs/Büttner/Hörster (Mitarb.): Das Internet, S. 71-75.

28 Verordnung (EU) 2016/679, Datenschutz-Grundverordnung: Artikel 9 DSGVO, Absatz 1.

mals stärker unter Datenschutzaspekten zu reflektieren, zumal ‚Sensibilität' ein dynamisches Resultat komplexer Bedeutungszuschreibung ist.[29] Gleichzeitig lässt sich hieraus eine wichtige Anforderung an künftige Datenarchive formulieren: Eine strikte Kontrolle des Zugangs zu festgelegten, in der Regel wissenschaftlichen Zwecken kann für viele Daten unverzichtbar sein. ‚Offenheit' würde hier zwar eine prinzipielle Zugänglichkeit meinen, aber eine kontrollierte, keine freie.

Die Erhebungen des Fachinformationsdienstes „Sozial- und Kulturanthropologie" zeigen allerdings, dass mit Blick auf die rechtlichen Fragen im Umgang mit Forschungsdaten teils erhebliche Unsicherheiten bestehen – sowohl hinsichtlich der datenschutzrechtlichen Anforderungen selbst, als auch ihrer Übersetzung in Forschungspraxis, etwa bei Datenschutzkonzepten oder der informierten Einwilligung von Gesprächs- und Forschungspartner/innen.[30] Sollen Forschungsdaten künftig weitergegeben werden, müssen außerdem Anonymisierungsstrategien neu überdacht und weiterentwickelt werden. Hier muss es dann darum gehen, einerseits rechtlichen und forschungsethischen Anforderungen zu genügen, andererseits die Interpretierbarkeit des Materials zu erhalten.[31]

Weil all das aber mit zunehmender Digitalität der Forschung ein sehr viel stärkeres Gewicht bekommt, sind nicht nur erhöhte Aufmerksamkeit und Sensibilität für die Problematik erforderlich, vielmehr muss entsprechender Wissens- und Kompetenzerwerb ermöglicht und forciert werden. Auch wenn es aufgrund der Spezifik der Forschungsfelder und der Individualität der Zugänge vermutlich keine globalen Empfehlungen und Lösungen für alle Fälle geben wird, wird eine Standardisierung der Verfahren in gewissem Umfang erforderlich sein, schon um ressourcenschonende Routinen erarbeiten zu können.

Insgesamt ist abzusehen, dass die datenschutzgerechte Aufbereitung für Langzeitarchivierung und Nachnutzung vor allem für Material mit hohem Schutzbedarf sehr komplex sein kann und dass man es hier mit einem Balanceakt zwischen Bürokratie und Machbarkeit zu hat, der weiter reflektiert werden muss. Unklar – und auch das gehört zu den Rahmenbedingungen ‚offener' Forschungsdaten – ist bisher zudem, wie zusätzlicher Dokumentations- und Begründungsaufwand mit Blick auf finanzielle und zeitliche Ressourcen bewältigt werden kann, denn schließlich bleibt die eigentliche Aufgabe das Forschen, in vielen Fällen zudem unter Qualifikationsdruck.

Nicht zuletzt ist die Frage, ob und wie offen Forschungsdaten sein können, auch abhängig von der Frage, wem Daten gehören. Breit diskutiert wird derzeit, ob und inwieweit urheber- und nutzungsrechtliche Regelungen hier greifen. Offen ist etwa, ob Forschungsdaten im Sinne des Urheberrechts Werkcharakter haben (können). Was für Messdaten in der Regel verneint wird, kann für Fotos, Videoaufnahmen, Interview-

29 Vgl. mit Blick auf ‚sensible Objekte' in Sammlungen und Museen Vogel: Sensibel werden.
30 Vgl. Imeri: Archivierung und Verantwortung.
31 Vgl. die Überlegungen aus dem Datenzentrum ‚Qualiservice' an der Universität Bremen zu Anonymisierungskonzepten in Kretzer: Arbeitspapier. Qualiservice beherbergt bisher Interviewstudien aus der qualitativen Sozialforschung. In den kommenden Jahren werden die dortigen Services in Kooperation mit dem Fachinformationsdienst Sozial- und Kulturanthropologie für die ethnologischen Fächer weiterentwickelt.

transkripte und Feldnotizen anders bewertet werden. Juristische Positionen können hier teils weit auseinanderliegen, und nicht immer existieren zu allen Fragen bereits adäquate rechtliche Regelungen.[32] In Abhängigkeit vom Forschungsfeld können in diesem Zusammenhang zudem Aspekte der vielschichtigen Problematiken von ‚Cultural Property' relevant werden und es wäre zu klären, wie gegebenenfalls Daten für ‚Source Communities' zugänglich gemacht werden können.[33]

Offene Fragen und Diskussionsfelder

Auch wenn in der Fachdiskussion rechtliche und forschungsethische Fragen häufig im Vordergrund stehen, gibt es eine Reihe weiterer offener Fragen oder besser Diskussionsfelder, die hier schlaglichtartig beleuchtet werden sollen.

Datenbegriff

In den ethnologischen Fächern wird der Datenbegriff mit Blick auf die eigene Produktion nicht gleichmäßig verwendet. Es gibt derzeit kein allgemein geteiltes Verständnis davon, was Forschungsdaten sind beziehungsweise ob und bei welchem Bearbeitungsstand von ‚Daten' gesprochen werden kann oder sollte. Während in der allgemeinen Debatte häufig der Blick auf die Big Data dominiert, ist im Umfeld der Diskussion zur Forschungsdatenarchivierung von Rohdaten, Primär- und Sekundärdaten, prozessierten Daten und ähnlichem die Rede, wobei in vielen Fällen ein informatorischer Datenbegriff verwendet wird.[34] Diese Begriffe können aufgrund der inhärenten Komplexitätsreduktion nicht ohne Weiteres auf die Forschung der ethnologischen Fächer übertragen werden. Überdies werden in der Feldforschung auch weiterhin analoge Materialien – Druckschriften, Plakate, Archivalien und Ähnliches – verarbeitet und analoge Techniken der Aufzeichnung verwendet, sei es, dass die konkrete Feldsituation keinen Technikeinsatz erlaubt oder dass etablierte Routinen nicht verändert werden. Auch haben Daten aus ethnografischer Forschung in der Regel kein ‚Verfallsdatum'. Es ist deshalb notwendig, die Frage, was ‚Daten' in den im weiteren Sinn qualitativ forschenden Fächern sind, welcher Datenbegriff zur Anwendung kommt, wenn im ethnografischen Forschungsprozess aus Materialien, Dokumenten oder Quellen Daten werden, stärker zu reflektieren. Unterschiede zu anderen Wissenschaften, aber auch zur allgemeineren Begriffsverwendung sind zu markieren und womöglich eigene Konzepte zu entwickeln. Das ist nicht zuletzt notwendig, um die gerade mit Blick auf die Datenarchivierung notwendige Kommunikation über Disziplin- und Domänengrenzen hinweg zu ermöglichen.

Kontextdokumentation

Eine weitere Frage, die bereits die mögliche Nachnutzung von Forschungsdaten im Blick hat, ist die nach der angemessenen Kontextualisierung. Es sind gewöhnlich Metadaten, mit denen Daten oder Datensets nach vorge-

32 Vgl. zum Beispiel Kuschel: Forschungsdaten.
33 Vgl. Widlok: The Archive.
34 Vgl. dazu die Überlegungen von Gertraud Koch in diesem Band sowie Imeri: Ordnen, archivieren, teilen.

gebenen Standards beschrieben werden. Sie erst ermöglichen, dass Daten auch mit Suchinstrumenten gefunden werden können, liefern aber angesichts der Komplexität von Feldforschungssituationen eher wenig Informationen. Entsprechend reicht die Feststellung: „Datasets don't speak for themselves"[35] weit darüber hinaus. Für die Interpretation und Einordnung ethnografischer Daten sind zusätzliche Informationen unverzichtbar. Was aber relevanter ‚Kontext' ist, entscheiden Forschende eher in einem dynamischen Prozess, als dass definierte Sets an Umständen, Bedingungen oder Elementen eines konkreten Settings zur Orientierung dienen würden.[36] Auch das in die Forschungsbeziehung eingebettete relationale, implizite und intuitive Wissen, das für die ethnografische Wissensproduktion wichtige körperlich-sinnliche Erleben und die „epistemic affects"[37] der Forschenden sind Kontext. Die weitgehende Unverfügbarkeit dieser Art von Kontext in den Forschungsdaten ist vermutlich auch das, was die Interpretationsmöglichkeiten von Sekundäranalysen gegenüber denen der Primärforschenden am meisten einschränkt. Insofern wird künftig auch zu reflektieren sein, welchen Status solches Material in der ethnografischen Forschung haben kann.[38] In welcher Form die komplexen Kontexte der Datenerhebung angesichts heterogenen Materials und begrenzter zeitlicher und finanzieller Ressourcen so dokumentiert werden können, dass sie für Dritte – vielleicht sogar fachfremde Forschende – verständlich und damit überhaupt sinnvoll nutzbar werden, ist eine offene Frage. Neben den Metadaten dürfte ein eigenes Format der Kontextdokumentation erforderlich sein.

Datenqualität

Mit den Überlegungen zur Kontextdokumentation ist auch die Frage nach der Datenqualität gestellt, die mit der Anforderung der Offenheit beziehungsweise Zugänglichkeit von Daten neues Gewicht bekommt. Gemeint ist im Forschungsdatendiskurs damit oft die technische Qualität von Daten, die sich etwa auf die Kompatibilität und Interoperabilität technischer Formate bezieht oder auf die Verwendung geeigneter Metadatenstandards. Datenqualität betrifft aber mindestens genauso eine inhaltliche Qualität. Die Erhebungen des Fachinformationsdienstes zeigen, dass die Haltungen dazu ambivalent sind. Einige Kolleg/innen würden es durchaus begrüßen, wenn die in der engen Bindung des methodischen Vorgehens und auch des Materials an die forschende Person oft wenig transparente „Black Box Feldforschung" – so eine Beschreibung einer Gesprächspartnerin – mit der Zugänglichmachung von Daten zumindest tendenziell geöffnet würde. Die Wahrnehmung einer ‚Black Box' spiegelt sich in Hinweisen darauf, dass Forschende ungern mehr Einblicke in ihre Arbeitsweisen, Interpretationsschritte und Analysen geben möchten, als sie das kontrolliert in ihren Publikationen tun. Verbunden damit sind aber auch Bedenken, dass sich die eigene Aufzeichnungspraxis oder Fragetechnik stark verändern müsse, wenn man sich nicht angreifbar machen möchte. Befürchtet werden Tendenzen zu Selbstzensur, allgemeiner Anpassungsdruck

35 Lederman: Archiving Fieldnotes, S. 261.
36 Vgl. Medjedović: Qualitative Sekundäranalyse. Anhaltspunkte für eine „gute Datendokumentation" bei Smioski: Archivierungsstrategien, Absatz 14-19.
37 Vgl. Stodulka/Selim/Mattes: Affective Scholarship.
38 Vgl. Imeri: Ordnen, archivieren, teilen.

und die Einschränkung von Experimentierfreude. Auch eigene forschungsethische Standards der Nachnutzung werden eingefordert.
Was aber sind ‚gute' Daten? Wie lassen sich disziplinär geteilte Bewertungskriterien etablieren? Eine Verständigung über diese Fragen wird notwendig sein, weil schon aus Gründen der Ressourcenökonomie nicht alle Daten aus jeder Forschung dauerhaft archiviert werden können. Es wird also darauf ankommen, Kriterien zu entwickeln, die als Grundlage für die Auswahl und Bewertung von zur Langzeitarchivierung geeigneten Daten dienen können. Nicht zuletzt erwarten Forschungsförderinstitutionen wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft, dass fachspezifische Daten-Policies künftig auch Auskunft darüber geben, welche Daten langfristig erhalten bleiben sollen und für welche Daten auf eine Archivierung verzichtet werden kann.[39] Sich über Datenqualität zu verständigen heißt deshalb nicht nur oder nicht in erster Linie, Kontrolle auszuüben, sondern den Wert ethnografischen Materials zu reflektieren und konsequent zur Geltung zu bringen – auch gegenüber anderen Disziplinen, der Wissenschaftspolitik und weiteren Öffentlichkeiten.

Offene Daten aus ethnografischer Forschung?

Offenheit, so viel ist mit Blick auf Daten aus ethnografischen Forschungen deutlich, ist nicht gleichmäßig wünschenswert. Sie können sicher nur in manchen Fällen tatsächlich publiziert werden. Das heißt jedoch nicht, dass es für die ethnografische Feldforschung dann eben keine Möglichkeiten der Langzeitarchivierung und der Nachnutzung geben kann oder sollte. Vielmehr muss in Abhängigkeit vom jeweiligen Forschungsfeld und dem konkreten Material sorgfältig abgewogen werden, ob und welche Daten hierfür infrage kommen. Zudem werden fachlich spezialisierte und professionalisierte Datenrepositorien in öffentlicher Hand benötigt, die langfristig abgesichert arbeiten und wissenschaftlich unabhängig geführt werden. Geeignete Datenrepositorien sollten nach Möglichkeit zertifiziert sein.[40] Benötigt werden Verfahren, die heterogen gedachte Offenheit in Konzepte gestufter Zugriffsmöglichkeiten übersetzen: Je nach Anforderung an Datenschutz und Persönlichkeitsrechte sollten Daten verschiedenen Schutzstufen zugeordnet und Zugangskontrollen bis hin zur Einrichtung besonders geschützter Räume (sogenannte Safe-Rooms) – wie sie in einer ganzen Reihe von Datenrepositorien bereits gängige Praxis sind – etabliert werden. Dort können Daten an Arbeitsplätzen nur vor Ort eingesehen, lediglich in begrenztem Umfang bearbeitet und nicht vervielfältigt werden.[41] Es wird zudem notwendig sein, Datennutzungsverträge abzuschließen. Forschende sollten – sofern sie es wünschen – bei Datenübergabe dem Einzelfall angemessene Regelungen zur Nachnutzung treffen können.[42] Aus der Perspektive der Nachnutzung kann die Möglichkeit, Kontakt zu

39 Förderung von Informationsinfrastrukturen für die Wissenschaft, S. 40.

40 Zum Beispiel im Rahmen einer Akkreditierung beim Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten. https://www.ratswd.de/forschungsdaten/akkreditierung.

41 Harbeck/Imeri/Sterzer: Feldnotizen, S. 135.

42 Vgl. Sterzer/Kretzer: Archivierungsstrategien.

den Primärforschenden aufnehmen zu können, wichtig sein, vor allem um zusätzliche Informationen über das Material einzuholen. Datenrepositorien sollten zudem fachspezifische Beratungsangebote entwickeln: zur Vorbereitung der Daten, zu Anonymisierungskonzepten, zur Metadatenerstellung und Ähnlichem.

Mit der Frage, wie offen ethnologische Forschungsdaten unter welchen Bedingungen eigentlich sein können, verbindet sich insgesamt die Aufforderung, den digitalen Wandel in den Wissenschaften auch für die ethnologischen Fächer und damit Schwierigkeiten und Chancen von Digitalität in der ethnografischen Praxis zu diskutieren und zu reflektieren. Die Fragen nach dem Datenbegriff, der Kontextdokumentation und der Datenqualität weisen darauf hin, dass Datenmanagement bei weitem kein Feld ist, das sich rein technisch bearbeiten ließe. Es geht dabei nicht nur um den Einsatz digitaler Tools in der Erhebung und Analyse von Daten und dessen Konsequenzen, sondern um Methodenentwicklung und Methodenreflexion, nicht zuletzt mit Blick auf neue Möglichkeiten kollaborativen Arbeitens. Zu diskutieren wäre etwa auch eine Hierarchie der Werte, in der Offenheit womöglich nachgeordnet ist. Offenheit – im hier skizzierten, modifizierten Sinn – sollte deshalb nicht erzwungen, insgesamt aber doch befördert werden: Indem geeignete und mit Blick auf forschungspraktische und forschungsethische Erwägungen angemessene Verfahren etabliert und technische Lösungen entwickelt werden, und indem Datenarchivierung nicht nur als zusätzliche Aufgabe verstanden wird, sondern als Schaffung zusätzlicher Ressourcen, die womöglich neue Fragestellungen und Perspektivierungen erlauben. Nur so können Handlungs- und Gestaltungsspielräume eröffnet und genutzt werden, denn die Zukunft auch der ethnologischen Fächer wird (noch) digitaler sein. Und dafür wird nicht einfach ein Mehr an Technologie benötigt, sondern vor allem ein reflexiver Umgang mit digitalen Verfahren und mit den eigenen Forschungsdaten.

Linksammlung

Alle Zugriffe am 18.10.2018.

http://dobes.mpi.nl

http://ringvorlesung.info/archiv/open-knowledge-archiv

http://transparenz.hamburg.de

https://eur-lex.europa.eu/homepage.html

https://lda.sachsen-anhalt.de/denkmalinformationssystem

https://okfn.de/themen/offene-daten

https://www.lda-lsa.de/aktuelles/meldung/datum/2018/10/17/sachsen_anhalts_denkmallandschaft_aktueller_denn_je

https://www.ratswd.de/forschungsdaten/akkreditierung

Literatur

Andreas Antić: Digitale Öffentlichkeiten und intelligente Kooperation. Zur Aktualität des demokratischen Experimentalismus von John Dewey, Potsdam 2018; online unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus4-410964.

Kathrin Audehm/Beate Binder/Gabriele Dietze/Alexa Färber (Hg.): Der Preis der Wissenschaft, Bielefeld 2015.

Jana Bacevic/Chris Muellerleile: The moral economy of open access, in: European Journal of Social Theory 21 (2018), H. 2, S. 169-188; online unter: https://cronfa.swan.ac.uk/Record/cronfa33142.

Deutsche Forschungsgemeinschaft: Leitlinien zum Umgang mit Forschungsdaten, 2015; online unter: http://www.dfg.de/foerderung/info_wissenschaft/2015/info_wissenschaft_15_66.

Deutsche Forschungsgemeinschaft: Förderung von Informationsinfrastrukturen für die Wissenschaft. Ein Positionspapier der Deutschen Forschungsgemeinschaft 2018; online unter: http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/positionspapier_informationsinfrastrukturen.pdf.

Deutsche Forschungsgemeinschaft: Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Denkschrift, Bonn 2013; online unter: https://doi.org/10.1002/9783527679188.oth1.

Daniel Dietrich: Was sind offene Daten?, in: Open Data. Dossier. Bundeszentrale für politische Bildung 2011; online unter: http://www.bpb.de/gesellschaft/digitales/opendata.

Europäische Kommission: Horizont 2020. Aktualisiertes Arbeitsprogramm unterstützt Wettbewerbsfähigkeit durch offene Wissenschaft, Brüssel 2016; online unter: http://europa.eu/rapid/press-release_MEMO-16-2604_de.htm.

European Commission: Guidelines to the Rules on Open Access to Scientific Publications and Open Access to Research Data in Horizon 2020, März 2017; online unter: http://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/grants_manual/hi/oa_pilot/h2020-hi-oa-pilot-guide_en.pdf.

Benedikt Fecher/Sascha Friesike: Open Science. One Term, Five Schools of Thought, in: Sönke Bartling/Sascha Friesike (Hg.): Opening Science – The Evolving Guide on How the Internet is Changing Research, Collaboration and Scholarly Publishing, Cham u. a. 2014, S. 17-47; online unter: https://doi.org/10.1007/978-3-319-00026-8.

Jacob Grimm/Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 13, Leipzig 1889.

Matthias Harbeck/Sabine Imeri/Wjatscheslaw Sterzer: Feldnotizen und Videomitschnitte. Zum Forschungsdatenmanagement qualitativer Daten am Beispiel der ethnologischen Fächer, in: O-Bib. Das Offene Bibliotheksjournal 5 (2018), H. 2, S. 123-141; online unter: https://doi.org/10.5282/o-bib/2018H2S123-141.

Sabine Imeri: Archivierung und Verantwortung. Zum Stand der Debatte über den Umgang mit Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern, in: Betina Hollstein/Jörg Strübing (Hg.): Archivierung und Zugang zu Qualitativen Daten, Berlin 2018, S. 69-79; online unter: https://doi.org/10.17620/02671.35.

Sabine Imeri: Ordnen, archivieren, teilen. Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXII/121 (2018), H. 2, S. 213-243.

Sabine Imeri/Ida Danciu (Mitarb.): Open Data. Forschungsdatenmanagement in den ethnologischen Fächern. Auswertung einer Umfrage des Fachinformationsdienstes Sozial- und Kulturanthropologie an der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin 2016. Teil I: Statistiken, Berlin 2017; online unter: http://www.evifa.de/v2/de/assets/dokumente/umfrage_bericht_statistiken_1-0_14-06-2017.pdf.

Immanuel Kant: Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf, Königsberg 1795.

Gertraud Koch: How open are open cultural data? Some critical remarks on an ongoing discussion, in: Hamburger Journal für Kulturanthropologie 7 (2017), S. 113-117; online unter: https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/article/view/1197/1051.

Angelina Kraft: Die FAIR Data Prinzipien für Forschungsdaten, Blog der Technischen Informationsbibliothek Hannover, September 2017, https://blogs.tib.eu/wp/tib/2017/09/12/die-fair-data-prinzipien-fuer-forschungsdaten.

Susanne Kretzer: Arbeitspapier zur Konzeptentwicklung der Anonymisierungs-/Pseudonymisierung in Qualiservice, 2013, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-47605-2.

Linda Kuschel: Wem „gehören" Forschungsdaten?, in: Forschung & Lehre. Alles was die Wissenschaft bewegt 9 (2018), https://www.forschung-und-lehre.de/wem-gehoeren-forschungsdaten-1013.

Rena Lederman: Archiving Fieldnotes? Placing „Anthropological Records" Among Plural Digital Worlds, in: Roger Sanjek/Susan W. Tratner (Hg.): eFieldnotes. The Makings of Anthropology in the Digital World, Philadelphia 2016, S. 251-271.

Jörn von Lucke: Innovationsschub durch Open Data, Datenportale und Umsetzungswettbewerbe, in: Reinbert Schauer/Nerbert Thom/Dennis Hilgers (Hg.): Innovative Verwaltungen. Innovationsmanagement als Instrument von Verwaltungsreformen. Internationales Forschungscolloquium „Public Management" an der Johannes Kepler Universität Linz. Eine Dokumentation, Linz 2011, S. 261-272.

Irena Medjedović: Qualitative Sekundäranalyse. Zum Potenzial einer neuen Forschungsstrategie in der empirischen Sozialforschung, Wiesbaden 2014, S. 144-163.

Carsten Ochs/Barbara Büttner/Enrico Hörster (Mitarb.): Das Internet als „Sauerstoff" und „Bedrohung". Privatheitspraktiken zwischen analoger und digital-vernetzter Subjektivierung, in: Michael Friedewald (Hg.): Privatheit und selbstbestimmtes Leben in der digitalen Welt. Interdisziplinäre Perspektiven auf aktuelle Herausforderungen des Datenschutzes, Wiesbaden 2018, S. 33-75.

Open Knowledge International: Wieso eigentlich offene Daten?, in: open data handbook, http://opendatahandbook.org/guide/de/why-open-data.

Rat für Informationsinfrastrukturen: Leistung aus Vielfalt. Empfehlungen zu Strukturen, Prozessen und Finanzierung des Forschungsdatenmanagements in Deutschland, Göttingen 2016; online unter: http://www.rfii.de/?p=1998.

Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten: Tätigkeitsbericht 2017 der vom Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten akkreditierten Forschungsdatenzentren, Berlin 2018; online unter: https://doi.org/10.17620/02671.33.

Christiane Schulzki-Haddouti: Wikileaks und das Ideal der Öffentlichkeit, in: Ulrich Herb (Hg.): Open Initiatives. Offenheit in der digitalen Welt und Wissenschaft, Saarbrücken 2012, S. 185-203; online unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:291-universaar-873.

Andrea Smioski: Archivierungsstrategien für qualitative Daten, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum. Qualitative Social Research 14 (2013), H. 3, Artikel 5, Absatz 14-19; online unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs130350.

Wjatscheslaw Sterzer/Susanne Kretzer: Archivierungsstrategien anpassen. Herausforderungen und Lösungen für die Archivierung und Sekundärnutzung von ethnologischen Forschungsdaten, in: Bibliothek. Forschung und Praxis 43 (2019), H. 1, S. 110-117; online unter: http://edoc.hu-berlin.de/18452/20448.

Thomas Stodulka/Nasima Selim/Dominik Mattes: Affective Scholarship. Doing Anthropology with Epistemic Affects, in: ETHOS 46 (2018), H. 4, S. 519-536; online unter: http://10.1111/etho.12219.

Hella von Unger/Hansjörg Dilger/Michael Schönhuth: Ethikbegutachtung in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung? Ein Debattenbeitrag aus soziologischer und ethnologischer Sicht. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum. Qualitative Social Research 17 (2016), H. 3, Artikel 20; online unter: http://dx.doi.org/10.17169/fqs-17.3.2719.

Verordnung (EU) 2016/679 des Europäischen Parlaments und des Rates: vom 27. April 2016 zum Schutz natürlicher Personen bei der Verarbeitung personenbezogener Daten, zum freien Datenverkehr und zur Aufhebung der Richtlinie 95/46/EG (Datenschutz-Grundverordnung), in: Amtsblatt der Europäischen Union, 4.5.2016, L119/1; online unter: http://data.europa.eu/eli/reg/2016/679/oj.

Christian Vogel: Sensibel werden. Theoretische Annäherungen an sensible Objekte und Sammlungen, in: Anna-Maria Brandstetter/Vera Hierholzer (Hg.): Nicht nur Raubkunst! Sensible Dinge in Museen und universitären Sammlungen, Göttingen 2018, S. 31-44.

Cordula Weißköppel: Gemischte Gefühle. Prekäre Dynamiken in der Forschung mit politischen Flüchtlingen, in: EthnoScripts. Analysen und Informationen aus dem Institut für Ethnologie der Universität Hamburg 8 (2006), H. 2, S. 124-144.

Thomas Widlok: The Archive Strikes Back. Effects of Online Digital Language Archiving on Research Relations and Property Rights, in: Mark Turin/Claire Wheeler/

Eleanor Wilkinson (Hg.): Oral Literature in the Digital Age Archiving Orality and Connecting with Communities, Cambridge 2013, S. 3-19; online unter: https://www.openbookpublishers.com/product/186.

Prinzipielle Verfügbarkeit und strategische Transparenz

Zur Rolle von Dokumenten aus politischen Prozessen in Forschungsdesigns

Stefan Groth

1. Einleitung

Immer häufiger werden Forderungen nach erhöhter Transparenz von politischen Prozessen und nach einer gesicherten Verantwortlichkeit politischer Entscheidungen (Accountability) erhoben. Zwar sind solche Forderungen durch zivilgesellschaftliche Akteure oder politische Gegenspieler nicht neu, in ihrer Intensität und in ihrem Umfang sind sie jedoch gestiegen. Hierzu tragen unter anderem die Möglichkeiten der Digitalisierung bei, durch die Dokumentationen von Entscheidungsprozessen einem größeren Publikum – darunter auch Forscher/innen – einfacher zugänglich gemacht werden können. So wurde zum Beispiel im Rahmen der Live-Übertragung der Schlichtungsgespräche zum Großprojekt „Stuttgart 21" durch den öffentlich-rechtlichen Sender Phoenix[1] eine Begleithomepage eingerichtet, auf der die umfangreiche Dokumentation der Planungen, Expertenberichte sowie auch Wortprotokolle der einzelnen Sitzungen zur Verfügung gestellt wurden.[2] Als Reaktion auf Vorwürfe der Intransparenz unterscheiden sich die veröffentlichten Dokumente und weiteren Informationen zu diesem Planungsprozess von früheren Fällen sowohl in ihrer Dichte als auch in der zeitlichen und räumlichen Verfügbarkeit: Man musste weder vor Ort sein, noch lange warten, um einen Einblick in das Verhandlungsgeschehen zu erhalten. Vor dem Hintergrund einer „audit culture"[3], in der die inhaltliche und formale Prüfung von

1 https://www.presseportal.de/pm/6511/1705294.
2 http://www.schlichtung-s21.de.
3 Vgl. Strathern: Audit Cultures.

Abläufen und Entscheidungen eine große Rolle einnimmt, dient die Transparenz und Dokumentation solcher Prozesse nicht nur der Absicherung rechtlicher oder demokratischer Prinzipien oder ermöglicht eine größere Beteiligung. Zudem – darauf weist unter anderem Marilyn Strathern hin[4] – bedeutet die Nachvollziehbarkeit von Abläufen und Zuständen auch größere Kontrollmöglichkeiten, durch die Vergleichbarkeit hergestellt wird und Prozesse vermessen, rationalisiert und standardisiert werden können. Im Fall von „Stuttgart 21" führte dies dazu, dass die Gegner/innen des Großprojektes einige ihrer Forderungen durchsetzen konnten, da sie zu effizienteren und günstigeren Lösungen führten. Deutlich wurde am Schlichtungsverfahren jedoch, wie wesentlich Expertenmeinungen, Gutachten und Spezialwissen in solchen Auseinandersetzungen sind: Faktoren wie der hohe Bildungsgrad der Protestierenden,[5] deren Kenntnis politischer Prozesse wie auch die Fähigkeit, Expertenwissen zu mobilisieren, spielten für ihren Teilerfolg bei „Stuttgart 21" eine große Rolle. Für regionale Bürgerbeteiligungsverfahren ist dieser Zusammenhang sowie die Bedeutung von Kompetenz generell hervorgehoben worden.[6] Dies heißt im Umkehrschluss, dass ohne diese Kompetenz die Beteiligung auch der oberflächlichen Einbindung kritischer Stimmen und der Legitimierung von Verfahren dienen kann und weniger auf die Berücksichtigung unterschiedlicher Akteur/innen abzielt. Die Transparenz von Verfahren und deren Dokumentation sind entsprechend nicht Selbstzweck, sondern können unter Umständen genutzt werden, um Forderungen nach Beteiligung und Berücksichtigung von Interessen zwar prozedural zu entsprechen, inhaltlich jedoch mit Verweis auf Expertisen und Standards zurückzuweisen. Die Wirkmacht einer solchen strategischen Transparenz sowie die Rolle von scheinbar objektiven Indikatoren[7] als Mittel zur Legitimation für nationale und internationale Institutionen und Unternehmen[8] verdeutlichen, dass mit dem Einblick in politische Prozesse keine neutrale Vermittlung von Informationen geleistet wird.

Dies betrifft auch den Status von Dokumenten, die im Zuge solcher Bemühungen um Transparenz und Accountability vermehrt und in größerem Umfang zur Verfügung gestellt werden. Die prinzipielle Tatsache, dass mehr Dokumente vorliegen, die neue Einblicke in Prozesse bieten, die bislang entweder nur schwer zugänglich oder gänzlich intransparent waren, ist nicht nur aus Sicht beteiligter Akteur/innen, sondern auch für Wissenschaftler/innen positiv zu werten. So sind als Effekt von Digitalisierungsmaßnahmen zum Beispiel Dokumente, die bereits prinzipiell verfügbar waren, schneller und einfacher einsehbar; der Archivbesuch am Standort einer Institution kann in vielen Fällen zugunsten der Online-Recherche entfallen. Eine Potenzierung von Quellen und Daten über politische Prozesse bringt allerdings auch das Pro-

4 Strathern: Tyranny of Transparency; vgl. auch Shore/Wright: Governing by Numbers.

5 Vgl. Göttinger Institut für Demokratieforschung: Neue Dimensionen des Protests, http://www.demokratie-goettingen.de/content/uploads/2010/11/Neue-Dimensionen-des-Protests.pdf.

6 Vgl. Walter/Butzlaff/Marg/Geiges: Macht der Bürger.

7 Für die Europäische Union vgl. unter anderem Thedvall: Negotiating Impartial Indicators; für die Vereinten Nationen vgl. unter anderem Freistein: Effects of Indicator Use.

8 Garsten/Jacobsson: Transparency and Legibility.

blem der Handhabbarkeit mit sich: So werden zur Vorbereitung und Dokumentation von Verhandlungen im Rahmen internationaler Organisationen wie der Weltorganisation für Geistiges Eigentum (WIPO) zum Teil mehrere hundert Seiten Material pro Sitzung produziert,[9] die gewichtet und in ihrer tatsächlichen Relevanz für die multilateralen Prozesse verstanden werden müssen. Ganz ähnlich sieht dies mit den Dokumentenregistern der Europäischen Union aus, die vertraglich nach Verordnung (EG) Nr. 1049/2001 zur Veröffentlichung von Dokumenten des Europäischen Parlaments, des Rates und der Kommission verpflichtend sind.[10] Für die unterschiedlichen Gegenstandsbereiche der EU-Organe liegt damit eine Fülle von Dokumenten vor, die in den meisten Fällen direkt zugänglich sind, die heruntergeladen und deren Volltexte durchsucht werden können.[11] Auch hier ist angesichts der Menge an potenziell relevanten Dokumenten zunächst unklar, welche Dokumente für die politischen Prozesse wichtig sind oder Relevanz erlangen können. Die ethnografische Kontextualisierung von Dokumenten und die Befragung involvierter Akteur/innen können hilfreich sein, um zentrale Dokumente zu identifizieren. So kann zum Beispiel die Wichtigkeit bestimmter zentraler Dokumente oder Verordnungen für Forschungsfelder und die relative Irrelevanz anderer Dokumente erst über eine in die Tiefe gehende Forschung gezeigt werden.[12] Daran schließt die Frage an, in welcher Beziehung solche zentralen Dokumente zu anderen Texten stehen, ob sie also beispielsweise auf diese aufbauen, sie ergänzen oder eher davon abgegrenzt sind – unter Umständen verweisen solche Verknüpfungen zwischen Dokumenten dabei auf Verbindungen zwischen unterschiedlichen Organisationen oder Ebenen, die ethnografisch nachverfolgt werden können. Thematisiert werden muss in diesem Zusammenhang auch die Zeitlichkeit von Dokumenten: Wie lange werden sie überhaupt referenziert, ab welchem Zeitpunkt verringert sich ihre Relevanz und wie werden sie durch neue Texte und Prozesse überlagert? Vor den Problemen der Handhabbarkeit und Relevanz stehen nota bene aber nicht nur Forscher/innen, sondern auch politische Akteur/innen selbst: Die Menge führt zum Teil dazu, dass Sitzungsdokumente teils nur kursorisch, teils nicht gelesen werden.[13] Die grundlegende Kenntnis der Verhandlungspositionen, -fortschritte und -hintergründe sowie Sitzungsdynamiken und externe Informationen vermö-

9 Hierbei kann es sich neben grundlegenden Entwürfen internationaler Verträge um Stellungnahmen von Mitgliedsstaaten, um die Dokumentation des Verhandlungsprozesses, um inhaltliche Anträge oder um Definitionsvorschläge handeln. Eine beispielhafte Übersicht über online verfügbare Dokumente einer Sitzung eines WIPO-Komitees findet sich unter http://www.wipo.int/meetings/en/details.jsp?meeting_id=46445; vgl. zur Ethnografie solcher Verhandlungen der WIPO: Groth: Negotiating Tradition.

10 Für das Dokumentenregister des Europaparlaments vgl. http://www.europarl.europa.eu/RegistreWeb/home/welcome.htm?language=EN, für die Europäische Kommission vgl. http://ec.europa.eu/transparency/regdoc; für den Europarat http://www.consilium.europa.eu/en/documents-publications.

11 Ausnahmen bilden als vertraulich eingestufte Dokumente, für die der Zugang schriftlich begründet und beantragt werden muss.

12 Vgl. etwa am Beispiel einer EU-Verordnung zu geografischen Herkunftsangaben May/Sidali/Spiller/Tschofen: Geographische Herkunftsangaben.

13 Aussage einer Verhandlungsteilnehmerin der elften Sitzung des Intergovernmental Committee on Intellectual Property and Genetic Resources, Traditional Knowledge and Traditional Cultural Expressions der WIPO, Genf, Februar 2008, Feldtagebuch S. G.

gen dies oftmals zu kompensieren – wenn neue zentrale Dokumente aufscheinen, erfahren involvierte Akteure davon auch auf anderen Wegen. Für Forscher/innen gilt dies wohl nur in Ausnahmefällen, was beim Einbezug von Dokumenten in Forschungsdesigns in Feldern, die durch politische Prozesse beeinflusst werden[14], berücksichtigt werden muss.

Dieses Nicht-Lesen von Dokumenten verweist nicht unbedingt auf eine Überforderung, ein mangelndes Engagement oder fehlendes Interesse an den jeweiligen Prozessen, sondern darauf, dass der konkrete Inhalt von Dokumenten weniger wichtig sein kann als die sozialen Funktionen von Dokumenten in multilateralen Organisationen wie der WIPO und generell in politischen Prozessen.[15] Als „ethnographic artefacts"[16] sind Dokumente eingebunden in die soziale Reproduktionen von Organisationen, in der neben der Vermittlung von konkreten Inhalten und Informationen zwischen Orten und Gruppen[17] auch andere Funktionen erfüllt werden: Dokumente strukturieren Abläufe[18], etablieren Sichtweisen auf Sachverhalte[19] oder gewährleisten den sozialen Zusammenhalt zwischen Akteuren[20]. Bei der Produktion und Zirkulation von Dokumenten handelt es sich nicht um den „neutralen" oder „transparenten" Austausch von Informationen, sondern um strategische Koproduktionen und Interaktionen mit Dokumenten. Solche sozialen Funktionen können situativ wichtiger als deren Inhalt werden. Diese sozialen und politischen Funktionen von Dokumenten erstrecken sich überdies auf deren Verfügbarkeit: Nicht nur was in Dokumenten steht, sondern auch wie sie oder wie sie nicht veröffentlicht werden, ist von Bedeutung. So gibt es für die Veröffentlichung von Dokumenten neben rechtlichen Vorgaben auch strategische und politische Gründe. Hierzu gehören ganz pragmatische Faktoren wie die Überlegung, dass in deutscher Sprache vorliegende Dokumente aus WIPO-Verhandlungen auch nationalen Gremien zur Vorlage präsentiert werden müssten. Auf die Forderung, neben Englisch, Französisch, Spanisch, Arabisch, Russisch und Chinesisch auch Deutsch als offizielle Sprache der Organisation einzuführen, wird daher verzichtet, da dies mit einem zu großem Arbeitsaufwand verbunden wäre und die Interessen Deutschlands in der WIPO in den meisten Fällen ohnehin durch die Europäische Union vertreten werden.[21] Weitergehend kann die Geheimhaltung von Verhandlungsdokumenten als strategischer Vorteil gesehen werden. So ist bei den Verhandlungen zum transatlantischen Freihandelsabkommen

14 Es lässt sich letztlich argumentieren, dass dies auf alle Felder in unterschiedlichem Maß zutrifft, da alle Bereiche des Alltagslebens von politischen Steuerungsprozessen betroffen sind. Für Forschungen zu Klima-, Kultur- oder Migrationspolitik und die mit ihnen verbundenen Institutionen ist dies unmittelbar einleuchtend; aber auch Studien über Jugendkulturen, Breitensport oder Urbanisierungsprozesse sind mittelwie unmittelbar von politischen Institutionen und Prozessen beeinflusst, in deren Kontext Dokumente produziert, rezipiert und verhandelt werden.

15 Vgl. Prior: Using Documents; Smith: Things with Documents.

16 Riles: Documents, S. 1.

17 Bueger: Pathways to Practice, S. 389.

18 Abram: Contradiction.

19 Riles: Outputs.

20 Neumann: Speech.

21 Aussage eines deutschen Delegierten bei der elften Sitzung des Intergovernmental Committee on Intellectual Property and Genetic Resources, Traditional Knowledge and Traditional Cultural Expressions der WIPO, Genf, Februar 2008, Feldtagebuch S. G.

TTIP (Transatlantic Trade and Investment Partnership) über einen langen Zeitraum hinter verschlossenen Türen diskutiert worden. EU-Parlamentarier und Bundestagsabgeordnete erhielten nur in einem separaten Raum Einsicht in Dokumente. Kopien und Mitschriften waren ebenso untersagt wie die mündliche Weitergabe der Inhalte.[22] Auf Drängen zivilgesellschaftlicher Initiativen wurden die Verhandlungspositionen der Europäischen Union im Internet veröffentlicht[23] und schließlich sind umfangreiche Dokumente aus dem Prozess geleakt worden.[24] Die Kritik an den Geheimverhandlungen fokussierte insbesondere auf den Punkt, dass Öffentlichkeit und Stakeholder ohne Zugang zu den Verhandlungen vor vollendete Tatsachen gestellt werden würden und dass eine größere Transparenz erforderlich sei, um demokratischen Prinzipien zu genügen. Eine zu große Öffentlichkeit würde – so die Gegenposition – die Verhandlungen zu stark verkomplizieren. Die Diskussion um die TTIP-Verhandlungen zeigt, dass es je nach Position situativ ein Vorteil oder ein Nachteil sein kann, wenn Dokumente veröffentlicht werden. Zu berücksichtigen ist an dieser Stelle auch, dass sich die zeitnahe Publikation und freie Verfügbarkeit von Dokumenten auf Verhandlungsprozesse und somit auch auf die Produktion von Dokumenten selbst auswirken kann. Auch die weiter oben diskutierte strategische Transparenz kommt hier ins Spiel: Die teilweise Veröffentlichung von Dokumenten aus politischen Prozessen kann rhetorisch genutzt werden, um Forderungen nach einer vollständigen Transparenz zu entkräften. So kann dann zum Beispiel in Pressemeldungen der Europäischen Kommission getitelt werden, dass die „Europäische Kommission […] ihre Transparenz-Zusagen in Sachen TTIP“ einlöst, ohne dass ein weitreichender Zugang zu den oder Einblick in die Verhandlungen gewährt werden muss.[25]

Das Vorliegen und die prinzipielle Verfügbarkeit von Dokumenten aus politischen Prozessen erfordert im Kontext von Forschungsdesigns damit eine mehrfache Problematisierung, um solche Modalitäten der Veröffentlichung zu berücksichtigen und um Fehlschlüsse zu vermeiden – und dies sowohl bezüglich des Inhalts als auch der Funktion von Dokumenten. Im vorliegenden Beitrag soll daher beleuchtet werden, welche Rolle Dokumente aus politischen Prozessen in Forschungsdesigns spielen können und was bei deren Einbezug beachtet werden muss. Dazu wird zunächst (1.) die Verfügbarkeit von Dokumenten als möglicher Bias diskutiert und (2.) mit unterschiedlichen Politiken der Dokumentation in Beziehung gesetzt. Daran anschließend (3.) wird die vermeintliche Herstellung von Transparenz politischer Prozesse durch Dokumente und (4.) die daraus erwachsende Notwendigkeit zur Kontextualisierung zum Thema gemacht. Der Beitrag schließt (5.) mit einer Reflexion über die Temporalität von Dokumentation, über die Zusammenhänge zwischen Dokumenten auf unterschiedlichen inhaltlichen, räumlichen sowie zeitlichen

22 https://www.bundesregierung.de/Content/DE/Artikel/2016/01/2016-01-27-ttip-leseraum-im-bmwi.html.
23 https://ec.europa.eu/germany/news/transparenz-bei-ttip-kommission-veröffentlicht-verhandlungspositionen-aus-laufender-runde_de.
24 https://trade-leaks.org.
25 https://ec.europa.eu/germany/news/transparenz-bei-ttip-kommission-veröffentlicht-verhandlungspositionen-aus-laufender-runde_de.

Ebenen und diskutiert die Konsequenzen für Forschungsdesigns.

2. Verfügbarkeit als Bias?

Eine erste Problematisierung der prinzipiellen Verfügbarkeit von Dokumenten aus politischen und anderen Prozessen ist genereller Natur und erstreckt sich auf alle Quellen, die in Forschungsdesigns und laufende Forschungen einbezogen werden. Der Rückgriff auf Daten im Forschungsprozess folgt einer einfachen Pragmatik der Verfügbarkeit, orientiert sich also zunächst in den meisten Fällen an verfügbaren Quellen jeglicher Art, die systematisch gesichtet werden oder zufällig in den Blick geraten. In einem ersten Schritt werden dadurch solche Dokumente zu Quellen, zu denen ein Zugang auch möglich ist. Das Wissen über die Existenz von Dokumenten, die für die Forschungsfrage von Bedeutung sind, kann dabei aus explorativen Forschungen oder aus der Sekundärliteratur stammen. Leicht auffindbare und direkt verfügbare Quellen finden schneller Eingang in den Forschungsprozess als solche, nach denen zuerst aufwändig gesucht werden muss oder die nur umständlich zu finden sind. Die Möglichkeit zu Online-Suchen nach Dokumenten, die oftmals volltextindiziert sind und damit bei der Recherche nach Schlagworten und Formulierungen aufscheinen, begünstigt das Finden von potenziell relevanten Quellen. Auch Dokumente aus Kontexten und Organisationen, die eigentlich nicht im Blick sind, können so gefunden werden. Die Auffindbarkeit und Zugänglichkeit von Dokumenten erhöht entsprechend die Wahrscheinlichkeit, dass sie als Quelle referenziert werden. In seltenen Fällen kann auch das Fehlen von Dokumenten oder deren Nicht-Zugänglichkeit den Ausgangspunkt bilden, wenn also etwa ein Forschungsdesiderat thematisiert wird, dessen Bearbeitung durch neue, nicht erschlossene Quellen erleichtert werden kann. Insbesondere für historisch-archivalische Forschungen lässt sich ein solches Vorgehen konstatieren. Vielfach dienen solche Dokumente jedoch nicht als Hauptquelle, sondern werden insbesondere in gegenwartsorientierten empirischen Kulturwissenschaften als ergänzendes Material betrachtet, das im Forschungsdesign andere qualitative Zugänge wie Interviews und teilnehmende Beobachtungen flankiert. Damit geht eine spezifische Gewichtung von Archivbesuchen oder etwa Bemühungen um Zugriffe auf gesperrte Dokumente einher: Sofern Dokumente nur als ergänzende, also nicht notwendige Quellen betrachtet werden oder sie zur Illustration einzelner Punkte dienen, kann der Aufwand, sie zu erschließen, finanziell oder zeitlich als zu groß erachtet werden.

Diese Gewichtung kann auch als eine Art „Sättigungseffekt" verstanden werden, bei dem bei vielen leicht auffindbaren und durchsuchbaren Dokumenten darauf verzichtet wird, Archivbesuche durchzuführen, Anfragen für gesperrte Quellen zu stellen, Feldforschung für Kontextualisierungen zu betreiben oder intensiver zu recherchieren. Eine Begrenzung auf leichter aufzufindende Dokumente kann in solchen Fällen eine Verzerrung darstellen, da keine inhaltsgeleitete, sondern eine pragmatische oder koinzidentielle Erschließung vorliegt. Die Entscheidung, welche Dokumente in den Forschungsprozess einbezogen werden, folgt dabei den unterschiedlichen Beschränkungen von Forschungsprozessen und

nicht den Logiken und Praktiken des Feldes. Mit der reinen Verfügbarkeit kann jedoch noch nichts über die Bedeutung von Dokumenten gesagt werden und es ist schwierig, deren Relevanz für das Forschungsfeld sowie bezüglich ihrer Beziehung zu anderen Dokumenten einzuordnen. Die Aussagen, die so über Dokumente getroffen werden können, sind begrenzt. Wie bei anderen Quellen auch ist daher eine Quellenkritik[26] notwendig, über die mögliche Fehlschlüsse vermieden werden können. Eine Pragmatik der Verfügbarkeit als potenzielles Problem tritt zwar bei anderen Zugängen auch auf, bei Dokumenten aus politischen Prozessen aber in besonderer Weise. Logiken der Recherche, die ein Verfügbarkeitsparadigma nicht reflektieren, das nur gefundene Dokumente einbeziehen, aber damit noch keine Aussagen über nicht gefundene Quellen treffen kann, sind hier damit konfrontiert, dass Dokumente aus bestimmten Intentionen und zu spezifischen Zwecken verfügbar gemacht werden können.

3. Politiken der Verfügbarkeit

Es gilt damit, unterschiedliche Politiken der Verfügbarkeit zu thematisieren, als deren Resultat manche Dokumente und Dokumententypen veröffentlicht werden, um politische Ziele zu verwirklichen. Die grundsätzliche Vervielfältigung von Forschungsdaten über konkrete politische Ereignisse wie Verhandlungen oder Beschlüsse suggeriert eine prinzipielle und zudem auch zeitnahe Verfügbarkeit und Zugänglichkeit von Daten über politische Prozesse. Diese zum Teil fast gleichzeitige Zurverfügungstellung, bei der zwischen Ereignis und dessen Dokumentation nur wenig Zeit liegt, ist in Diskurse um Transparenz, Legitimität und Accountability einzuordnen. Aus Sicht der beteiligten Institutionen wie den Vereinten Nationen, der Europäischen Union oder auch nationalen und regionalen Gremien wie zum Beispiel Landtagen oder Stadtparlamenten ist die Bereitstellung von Dokumenten kein Selbstzweck, sondern verbunden mit rechtlichen oder politischen Rahmenbedingungen, die die Veröffentlichung erforderlich oder für Akteur/innen opportun machen. Die Aufzeichnung, Transkription, Übersetzung, Bereitstellung wie auch digitale Infrastrukturen sind mit teils großen Kosten verbunden, die einen Rechtfertigungsdruck erzeugen oder eine Begründung erfordern. Dazu können rechtliche Regelungen gehören, die eine Veröffentlichung etwa im Sinne einer Parlamentsdokumentation vorschreiben – dies ist zum Beispiel bei Bundestagsdebatten der Fall, für die gemäß Grundgesetz und Geschäftsordnung des Bundestages sogenannte Plenarprotokolle öffentlich zugänglich sein müssen.[27] Darüber hinaus gibt es auch Organisationen, die Dokumente zu spezifischen Zwecken

26 Vgl. grundlegend zur Quellenkritik in den empirischen Kulturwissenschaften Göttsch: Archivalische Quellen; zur Quellenkritik in den Geschichtswissenschaften exemplarisch Borowsky/Vogel/Wunder: Geschichtswissenschaft, S. 160-176.

27 Vgl. Kissler: Parlamentsöffentlichkeit, S. 1000. Initiativen wie „Offenes Parlament" fordern trotz der generellen Verfügbarkeit eine größere Transparenz und Zugänglichkeit zur Parlamentsdokumentation, als dies gegenwärtig durch das offizielle „Dokumentations- und Informationssystem für Parlamentarische Vorgänge" (http://dipbt.bundestag.de/dip21.web/bt) ermöglicht wird, und stellen Plenarprotokolle als offene Daten zur Verfügung (https://offenesparlament.de).

übersetzen, kontextualisieren und veröffentlichen. Ein Beispiel hierfür sind etwa die Aktivitäten des „Centre de documentation, de recherche et d'information des peuples autochtones" (Docip)[28], das sich zur Aufgabe gemacht hat, für indigene Gemeinschaften relevante politische Prozesse zu begleiten. Die Dokumentation erfolgt in solchen Fällen als strategische Unterstützung und als Versuch des Wissenstransfers, durch den eine effektivere und effizientere Teilnahme indigener Gemeinschaften an politischen Prozessen gewährleistet werden soll.

Eine wichtige und grundlegende Rolle bei der Veröffentlichung spielen jedoch auch gesellschaftliche Forderungen nach einer Transparenz politischer Prozesse als Ausweis demokratischer Verfahren. Die Zurverfügungstellung von Dokumenten kann dabei als Bemühung verstanden werden, Legitimationsdefizite zu kompensieren und Vertrauen zu schaffen. Der Politikwissenschaftler Colin Crouch hat mit seinem Essay zur „Postdemokratie"[29] darauf hingewiesen, dass etwa die Erzeugung von Transparenz als Reaktion auf Autoritätsverluste formal demokratische Merkmale aufweisen kann, aber keine weitergehende politische Partizipation ermöglichen muss. Dies verweist darauf, dass Transparenzmaßnahmen eine Strategie sein können, die zwar oberflächliche Einblicke in Prozesse bietet, dabei aber weder größere Einflussmöglichkeiten noch Einsicht in Hintergründe bietet. Die Sozialanthropologinnen Christina Garsten und Kerstin Jacobsson sprechen im Kontext internationaler Unternehmen von einer „post-politischen globalen Ethik"[30], innerhalb derer Versuche, über Transparenz Akzeptanz zu schaffen, als Managementstrategien fungieren können. Am Beispiel einer Initiative der Vereinten Nationen, das Handeln von Unternehmen nachhaltiger und sozialer zu gestalten, zeigen sie, dass Verpflichtungen zur Transparenz zwar auch Nachteile haben können, jedoch für „brand management, corporate culture, trust and legitimacy" vorteilhaft sind. Über „complex negotiations regarding what shall be displayed and what shall remain hidden"[31] können damit Unternehmen, die Mitglied im sogenannten Global Compact[32] werden, signalisieren, dass sie Normen folgen, die als stark formalisierte und standardisierte Maßnahmen jedoch nur schwer zu messen und überprüfen sind. Unter solchen Gesichtspunkten sind die Bereitstellung von Dokumenten und die Schaffung von Transparenz nicht einfach neutrale Prozesse der Information, sondern müssen auch als Versuche der Konstruktion von Legitimität und Akzeptanz verstanden werden.

Die Diagnose der politisch oder strategisch motivierten Verfügbarkeit ist eng verknüpft mit übergreifenden Annahmen, dass Archive als Institutionen der Aufbewahrung, Erhaltung und Zurverfügungstellung auch als Orte der Herrschaftspraxis verstanden werden müssen[33] und zu bestimmten politischen Zwecken wie etwa der Konstruktion eines nationalen Bewusst-

28 https://www.docip.org.
29 Crouch: Postdemokratie.

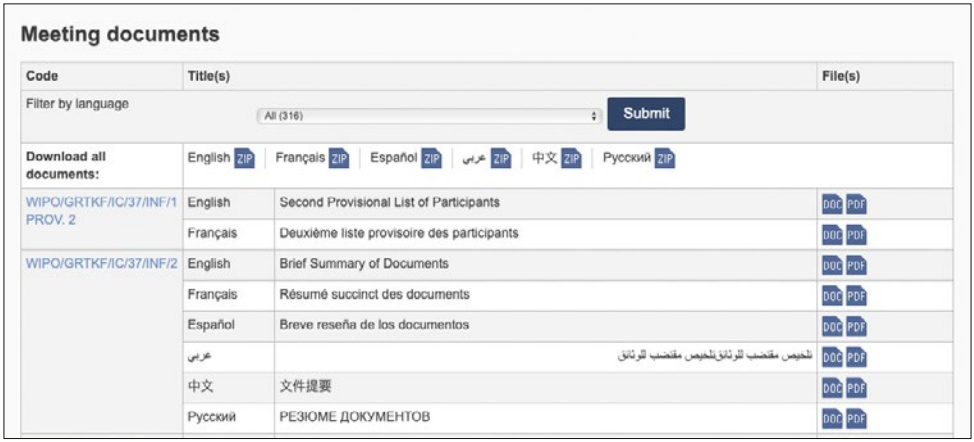
30 Garsten/Jacobsson: Transparency and Legibility, S. 378.
31 Garsten/Jacobsson: Transparency and Legibility, S. 379.
32 https://www.unglobalcompact.org.
33 Vgl. einführend zum Zusammenhang von Archiv und Macht Horstmann/Kopp (Hg.): Archiv – Macht – Wissen.

seins[34] oder der Durchsetzung von Partikularinteressen nicht-staatlicher Gruppen[35] eingesetzt werden können. Als privilegierte Orte der Aufbewahrung und Interpretation – Jacques Derrida spricht hier von der „archontic power"[36] – werden in Archiven Prozesse der Auswahl, Identifikation und Klassifikation vollzogen, in denen entschieden wird, welche Inhalte bewahrt, wie aufbereitet und verfügbar gemacht werden. Das Vorliegen und die Online-Zugänglichkeit von Dokumenten erfordert insofern die Reflexion über den Status solcher Quellen als Teil von Archiven in Forschungsprozessen. Dazu gehören zum Beispiel die Fragen, welche Ziele mit einer Transparenz politischer Prozesse verfolgt werden, welche Aspekte nicht dokumentiert oder zugänglich gemacht werden oder welchen Einfluss Materialität, Formalisierung und Standardisierung von Dokumenten auf das, was abgebildet wird, haben. Solche und weitere Fragen richten sich an das Format „Dokument" als Quelle unter den Bedingungen ihrer Verfügbarkeit, insbesondere auch in digitalen Archiven.

Neben politischen Gründen wie der Herstellung von Legitimität, Transparenz und Accountability auf unterschiedlichen Ebenen kann dabei auch das Aufscheinen in Archiven für Akteur/innen wichtig sein. So können unter anderem bestimmte Formulierungen und Positionen, auch wenn sie für den spezifischen Kontext, in dem sie aufscheinen, keine große Bedeutung haben, als Präzedenzfälle in Dokumente eingebracht und zu einem späteren Zeitpunkt erneut referenziert werden.[37] In solchen Fällen ist die im Dokument textualisierte Äußerung für den konkreten Zeitpunkt ihrer Entextualisierung nur von nachrangiger Bedeutung, kann jedoch später im politischen Prozess wichtig werden. Für Repräsentant/innen von Nichtregierungsorganisationen oder anderen beobachtenden Institutionen kann es zudem wichtig sein, namentlich in Protokollen erwähnt zu werden, um für Förderer oder Organisationsmitglieder sichtbar zu sein und Rechenschaft über ihre Teilnahme ablegen zu können. Der inhaltliche Gehalt von Dokumenten ist mitunter gar nicht das wichtigste Element, sondern eine strategische Positionierung in Dokumenten. Politiken der Verfügbarkeit erfordern entsprechend aus einem weiteren Grund eine Problematisierung. Wenn Inhalte von Dokumenten in den Hintergrund rücken und eher Signalfunktionen erfüllen, stellt sich die Frage, inwieweit Intentionen aus Dokumenten ablesbar sind. Die Verfügbarkeit von Aussagen von Verhandlungsteilnehmer/innen oder einzelner – natürlicher oder institutioneller – Autoren ist unter diesem Gesichtspunkt noch keine Grundlage, um solche strategischen oder funktionalen Aspekte bewerten zu können. Bei Aussagen aus nicht-kontextualisierten Dokumenten bleibt damit immer unklar, ob diese dem Wortlaut nach interpretiert werden können oder ob hinter diesem weitere, nicht direkt zugängliche Implikationen stehen. Die Annahme, dass es Intentionen gibt, die in geronnener Form in Dokumente – Entscheidungen, Konventionen oder anderen Publikationen verschiedenen Institutionen – einfließen und damit les- und analysierbar

34 Brown/Davis-Brown: Making of Memory.
35 Pell: Radicalizing the Politics.
36 Derrida: Archive Fever, S. 10.

37 Groth: Negotiating Tradition, S. 131-133.



Meeting documents

Code	Title(s)		File(s)
Filter by language	All (316)	Submit	
Download all documents:	English ZIP Français ZIP Español ZIP عربي ZIP 中文 ZIP Русский ZIP		
WIPO/GRTKF/IC/37/INF/1 PROV. 2	English	Second Provisional List of Participants	DOC PDF
	Français	Deuxième liste provisoire des participants	DOC PDF
WIPO/GRTKF/IC/37/INF/2	English	Brief Summary of Documents	DOC PDF
	Français	Résumé succinct des documents	DOC PDF
	Español	Breve reseña de los documentos	DOC PDF
	عربي	تلخيص مقتضب للوثائق تلخيص مقتضب للوثائق	DOC PDF
	中文	文件提要	DOC PDF
	Русский	РЕЗЮМЕ ДОКУМЕНТОВ	DOC PDF

Abbildung 1: Überblicksseite der Sitzungsdokumente eines Komitees der WIPO (Quelle: http://www.wipo.int/meetings/en/details.jsp?meeting_id=46445).

werden, ist noch aus weiteren Gründen problematisch.[38] Sie setzt voraus, dass Entscheidungen relativ eindeutig sind, nicht mehrdeutig formuliert werden und als Grundlage für wörtliche Interpretationen von Aussagen in Dokumenten dienen können. Gegen einen solchen „technical empiricist approach" argumentiert zum Beispiel John A. Codd,[39] da er strategische Implikationen und Mehrdeutigkeiten vernachlässigt, die in Dokumenten inhärent sind.

4. Illusion der Transparenz

Zusätzlich zu einer solchen Problematik, nach der Dokumente und deren Inhalte durch strategische Überlegungen, Politiken der Verfügbarkeit und Mehrdeutigkeit geprägt sind, spielt auch der Kontext, aus dem heraus Dokumente entstehen, eine Rolle für deren Einbezug in Forschungsdesigns. Im Zuge der zunehmenden Verfügbarkeit von Dokumenten aus politischen Prozessen hat man es mit der Situation zu tun, dass Verhandlungsprotokolle, Policy Papers und andere Dokumente in vielen Forschungsfeldern in frei zugänglichen Online-Archiven vorliegen und sich als Quellen anbieten. Solche Dokumente haben zum Teil den Charakter von umfassenden Verhandlungsdokumentationen, geben also mitunter verbatim die Stellungnahmen von an Verhandlungen beteiligten Akteuren wieder. Ein Beispiel für solche dokumentarischen Maßnahmen ist die WIPO, die auf ihrer Homepage für einige ihrer Komitees umfangreiche Dokumentensammlungen zusammenstellt und frei verfügbar macht (Abbildung 1). Teil solcher Sammlungen sind Berichte von Verhandlungen, die im

38 Vgl. zu dieser Problematik unter anderem Groth: Entstehungskontext, S. 60 ff.; Groth: EU/Kultur, S. 206; Groth/Bendix: Flexible Concept.

39 Codd: Construction and Deconstruction, S. 237-238.

WIPO/GRTKF/IC/35/10
page 5

AGENDA ITEM 3: ADOPTION OF THE AGENDA

Decision on Agenda Item 3:

12. The Chair submitted the draft agenda circulated as WIPO/GRTKF/IC/35/1 Prov. 2 for adoption and it was adopted.

13. The Chair opened the floor for opening statements. [Note from the Secretariat: Many delegations which took the floor for the first time congratulated and thanked the Chair, the Vice-Chairs and the Secretariat and expressed their gratitude for the preparation of the session, as well as for the preparation of the documents.]

14. The Delegation of Indonesia, speaking on behalf of the Asia-Pacific Group, believed that the Chair's guidance would result in a progressive and successful session. It supported the working methodology and the work program proposed by the Chair. It took note and welcomed the reports produced by the Secretariat, compiling materials and studies on databases and disclosure regimes relating to GRs and associated TK. The Group was pleased that the mandate of the IGC had been renewed and looked forward to addressing unresolved issues

Abbildung 2: Ausschnitt aus dem Bericht über eine Komiteesitzung der WIPO, in dem Aussagen von beteiligten Akteuren in leicht veränderter Form wiedergegeben werden (Quelle: http://www.wipo.int/edocs/mdocs/tk/en/wipo_grtkf_ic_36/wipo_grtkf_ic_36_ref_igc_35_report.pdf).

Fall der WIPO ausführlich ausfallen und Positionen von Verhandlungsteilnehmer/innen zwar nicht wortgetreu, jedoch detailliert protokollieren (Abbildung 2).

Die Verfügbarkeit einer solchen umfassenden Dokumentation, die über reine Beschlusstexte hinausgeht und in ausführlicher Form Verhandlungsgeschehen abbildet, erzeugt zugleich die Illusion der Zugänglichkeit von Entstehungskontexten. Zum Teil existieren Einblicke in diese Kontexte als Videoaufzeichnungen, die auch eigentlich nicht-öffentliche Sitzungen[40] vollständig dokumentieren und online verfügbar halten (Abbildung 3).

Eine Videoaufzeichnung ist für multilaterale Verhandlungen keineswegs der Standard, jedoch vermehrt zu beobachten. Dass solche verdoppelten Quellen aus konkreten Interaktionssituationen auf der einen und textuellen oder audiovisuellen Dokumentation auf der anderen Seite aus empirisch-kulturwissenschaftlicher

40 Die Teilnahme an Verhandlungen ist Repräsentant/innen der Mitgliedsstaaten und akkreditierten Nichtregierungsorganisationen – hierzu können auch universitäre Einrichtungen gehören – gestattet. Medienvertreter/innen und andere Interessierte sind von den Verhandlungen ausgeschlossen, haben jedoch Zugriff sowohl auf das Dokumentenarchiv als auch auf das Videoportal.

Abbildung 3: Video-on-Demand-Portal der WIPO, in dem Plenarsitzungen von einigen Komitees live übertragen oder zu späterem Abruf bereitgestellt werden (Quelle: http://www.wipo.int/webcasting/en/index.jsp#vod).

Perspektive immer bereits als skaliert verstanden werden und dass diese Skalierung problematisiert werden muss, ist eingängig. Der Einblick in politische Prozesse, der hier gewährt wird, ist immer fragmentarisch, bietet nur Zugang zu ganz bestimmten Bühnen und blendet Situationen aus, die für ein Verständnis politischer Prozesse essentiell sind. So haben etwa ethnografische Erforschungen internationaler Institutionen gezeigt, dass wichtige Entscheidungen und Konsultationen in nicht-öffentlichen und nicht-dokumentieren Sitzungen – in Cafeteria-Gesprächen oder auf Fluren von Organisationen – stattfinden und so für außenstehende Beobachter/innen trotz Zugriff auf unterschiedliche Formen der Dokumentation notwendigerweise verschlossen bleiben.[41] Die teilnehmende Beobachtung vor Ort hat hier den Vorteil, zunächst die Existenz der Vielzahl solcher informeller Schauplätze erkunden und mit Glück auch erforschen zu können. Das reine Vorliegen von Dokumenten hingegen ist damit konfrontiert, dass wichtige Verhandlungsdynamiken, Ereignisse und Feinheiten, die keinen Eingang in Protokolle finden, für den Forschungsprozess verschlossen bleiben. Die Problematisierung der Illusion der Transparenz ist insbesondere wichtig, da Dokumente textuelle Repräsentationen von Performanzen sind. Sie müssen zunächst

41 Für ethnografische Zugänge zu multilateralen Verhandlungen, die auch Nebenbühnen und informelle Konsultationen zwischen Akteur/innen aus methodologischer Sicht thematisieren, vgl. unter anderem Groth: Negotiating Tradition; Bendix: Wenn viele Felder; Bendix: Power of Perseverance; Brumann: Kulturgut; Deeb/Marcus: Green Room.

produziert werden und ihr Entstehungskontext sollte bei der Analyse berücksichtigt werden. Was in Dokumente bezüglich Form und Inhalt einfließt, ist Ergebnis und Gegenstand von Verhandlungen. Prozesse, in denen Text verhandelt und produziert wird, erstrecken sich zudem auf performative Aspekte wie Stil, sprachliche Codes und Register, Rhetoriken oder Genres – Aspekte also, die in entextualisierter Form in Dokumenten in den Hintergrund treten oder ganz verschwinden. Durch Videoaufzeichnungen können solche Faktoren zum Teil berücksichtigt werden, wiewohl auch hier informelle Kontexte aus dem Blick geraten. Für Dokumente selbst ist dies nicht der Fall. Die Transparenz, die sich präsentiert, ist nur eine scheinbare, die von Politiken des Archivs geprägt ist und keine Aussagen über Inhalte und Ereignisse jenseits protokollierter Sitzungen treffen kann. Diese Erkenntnis ist für das methodische Vorgehen qualitativ ausgerichteter empirischer Kultur- und Sozialwissenschaften nicht neu, bedarf jedoch in dem Sinne eine Erweiterung, dass auch die Aussagekraft vorliegender Dokumente ohne Kontextualisierung begrenzt ist. Relativ einfache Inhaltsanalysen, die über das Vorkommen bestimmter Begriffe versuchen, Positionen und Interessen von Akteuren aus Dokumenten abzulesen – zum Beispiel über statistische Analysesoftware wie das R-Plugin „Wordfish"[42] – sind in den entsprechenden Disziplinen selten. Viel eher lässt sich in der Europäischen Ethnologie, in der Sozialanthropologie und immer stärker auch in den Politikwissenschaften[43] eine Hinwendung zu einer ethnografischen Erkundung politischer Prozesse beobachten, die Aushandlungsprozesse in Gremien selbst in den Blick nimmt. Wie Dokumente produziert werden, veranschaulichen in diesem Zusammenhang beispielsweise Birgit Müller und Gilles Cloiseau,[44] Ellen Hertz[45] oder Ruth Wodak[46], wenn sie die Verhandlung bestimmter Beschlusstexte ethnografisch in den Blick nehmen und zeigen, wie unterschiedliche Akteure daran teilhaben und wie sprachliche Feinheiten zum Gegenstand von komplexen Debatten werden können.[47] Die Analyse von Dokumenten als Verdopplung konkreter Interaktionssituationen bleibt in vielen Fällen jedoch eine Black Box, die erst über eine differenzierte Kontextualisierung geöffnet werden kann.

5. Kontextualisierung von Dokumenten

Es stellt sich die Frage, wie eine solche Kontextualisierung von Dokumenten konkret aussehen kann. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass die Illusion der Zugänglichkeit problematisiert wird, die in vielen Fällen mit der Zugänglichkeit von digitalen Dokumenten und ihrer Volltext-Indizierung einhergeht. Damit wird eine kontextualisierende Quellenkritik von Dokumenten

42 Vgl. http://www.wordfish.org.

43 Siehe den Überblick bei Solomon/Steele: Micro-Moves; exemplarisch zudem Esguerra: Politics of Beginning; Deitelhoff: Process of Legalization.

44 Müller/Cloiseau: Real Dirt.

45 Hertz: Excessively Up.

46 Wodak: Conflict to Consensus.

47 Vgl. hierzu auch Groth: Negotiating Tradition.

notwendig, die die Spezifika der Settings sowie grundlegende Unsicherheiten und Ambivalenzen berücksichtigt. Zuvorderst bedeutet dies, die eingeschränkte Aussagekraft von Dokumenten über politische Prozesse zu konstatieren. Mit Bezug auf die Verfügbarkeit und den Inhalt von Dokumenten können Anhaltspunkte für weitere Analysen gegeben sein, die jedoch tiefergehende Nachforschungen erfordern. Über eine solche generelle Einschränkung hinaus lassen sich noch weitere Punkte ausmachen, die bei der Kontextualisierung von Dokumenten hilfreich sind.[48] Ein erster Aspekt betrifft die Performativität von Dokumenten. Nicht nur die Art und Weise, wie Dokumente verhandelt, produziert und verfügbar gemacht werden, sondern auch wie sie rezipiert, interpretiert und geteilt werden, ist für ein Verständnis der Rolle von Dokumenten in politischen Prozessen wichtig. Dazu zählt auch, dass Dokumente vielfach eine Eigenlogik haben, die über einen hohen Grad von Standardisierung darauf abzielt, Vergleichbarkeit herzustellen und diverse Kontexte und soziale Situationen für Institutionen und ihre Verwaltungsprozesse lesbar zu machen.[49] Daher kommt es in der Dokumentenanalyse nicht nur darauf an, zu fragen, was Autor/innen eines Textes durch ihre Formulierungen zum Ausdruck bringen wollen, sondern auch darauf, aufzuzeigen, was ein Dokument in einer spezifischen Situation sein kann, welche Funktionen es also jenseits der Intendiertheit in politischen Kontexten erfüllen kann.

Ein zweiter Punkt betrifft den Entstehungskontext von Dokumenten und Prozesse der Entextualisierung: Performanzen wie Stellungnahmen in Verhandlungen oder das Aushandeln von Text in Abteilungen von Organisationen sind in situativen Kontexten und in sozialen Situationen verankert. In Prozessen der Entextualisierung werden Dokumente als „bounded objects"[50] produziert, die nicht unmittelbar mit dieser performativen Emergenz verknüpft sind. Der spezifische Kontext, in dem sie in politischen Prozessen ausgehandelt und produziert werden, wird damit bis zu einem gewissen Grad gelöscht. Aus einer analytischen Perspektive müssen solche Prozesse der Entextualisierung und Dekontextualisierung untersucht werden, um zu verstehen, wie Dokumente produziert werden und in welchem Ausmaß performative Aspekte des Entstehungskontextes Verhandlungen oder andere politische Prozesse beeinflussen. Dazu gehören auch Angemessenheitskriterien, also Faktoren, die darüber entscheiden, was sagbar und sprachlich opportun ist und was nicht, was also in spezifischen Situationen von spezifischen Akteur/innen ohne negative Implikationen gesagt werden kann und dann entsprechend in Dokumente einfließt. So kann es unter Umständen Verhandlungssituationen geben, in denen es den eigenen Interessen abträglich wäre, allzu explizite normative Forderungen zu erheben. Das Fehlen normativer Forderungen – also beispielsweise Verweise auf Menschenrechtskonventionen, Konzepte von Gerechtigkeit oder Fairness – in der Verhandlungsdokumentation deutet damit nicht zwangsläufig darauf

48 Für eine ausführliche Diskussion der Kontextualisierung von Dokumenten vgl. Groth: Entstehungskontext.
49 Berger: Global Norms.

50 Park/Bucholtz: Introduction, S. 485.

hin, dass sie keine Rolle spielen. Eine Aussage kann entsprechend nur darüber getroffen werden, dass sie in der spezifischen Situation nicht geäußert worden sind.[51]

Drittens muss beachtet werden, dass sprachliche Performanzen und ihre Textualisierungen in Dokumenten von unterschiedlichen Autor/innen verfasst werden und an unterschiedliche Rezipient/innen gerichtet sind. In politischen Prozessen sind die konkreten Verfasser/innen von Dokumenten oftmals opak, sei es, weil sie als Teil einer größeren Organisation Dokumente nur im Auftrag kompilieren oder weil eine möglichst „neutrale" und nicht subjektiv geprägte Darstellung angestrebt wird: Es macht in Bezug auf Objektivität und Legitimität von Dokumenten einen Unterschied, ob als Verfasser/in eines Dokumentes eine Organisation oder eine individuelle Person genannt wird. Überdies ist von Bedeutung, ob Dokumente vorwiegend informative Funktion haben, also zum Beispiel verbatim den Verlauf von Sitzungen wiedergegeben; oder ob durch Zusammenstellung, Betonungen und Auslassungen spezifische Perspektiven gestärkt werden. Die Erforschung der Entstehungskontexte kann dabei helfen, die unterschiedlichen Modi der Autorenschaft von Dokumenten genauer zu beleuchten. Zudem beeinflusst auch die Zusammensetzung des realen oder imaginierten Publikums die Art und Weise, wie Akteur/innen sprechen, welche Wörter sie benutzen und wie sie bestimmte Sachverhalte oder Anliegen formulieren und vortragen. Das ist zum Beispiel auch dann der Fall, wenn ein bestimmtes Publikum gar nicht direkt adressiert wird, aber beispielsweise ein direkter Konflikt vermieden oder Kooperationen angebahnt werden sollen. Ein Beispiel hierfür sind internationale Verhandlungen, bei denen indigene Gruppen als Teilnehmende oder Beobachtende anwesend sind. Die sprachlichen Register, die benutzt werden, verschieben sich in solchen Fällen, um deren Anwesenheit Rechenschaft zu tragen. So werden etwa normative Forderungen solcher Gemeinschaften nicht direkt abgewiesen, sondern zunächst begrüßt – dies aber in einem sprachlichen Register, dass ohne rechtliche oder sonstige Konsequenzen bleibt. In Sitzungsprotokollen, die Statements von Delegationen und Verhandlungsentscheidungen reproduzieren, ist dieser Aspekt nicht notwendigerweise sichtbar. So kann eine positive Bezugnahme etwa auf die Rechte indigener Gemeinschaften in Dokumenten als tatsächliche Unterstützung von Anliegen verstanden werden, obwohl sie nur ideell ist.

Viertens und damit verbunden sind Ambivalenz, Ambiguität und Vagheit Schlüsselcharakteristika von Sprache in politischen Kontexten.[52] Die Uneindeutigkeit von Sprache wird strategisch eingesetzt und muss entsprechend beim Einbezug von Dokumenten als Quelle in Forschungsdesigns mitgedacht werden. Um diesen unterschiedlichen Settings angemessen entgegenzutreten, ist es aus methodischer Perspektive notwendig, sprachliche Äußerungen zu kontextualisieren und ihre Entstehungszusammenhänge inklusive der in ihnen gültigen Regeln der Interaktion und Interpretation mit in die Analyse einzubeziehen. Insbesondere dort, wo Sprache

51 Groth: Entstehungskontext, S. 65-66.

52 Groth: Negotiating Tradition, S. 169-170.

strategisch und mit Blick auf ihre Wirkung bei unterschiedlichen Rezipient/innen, auf ihre Verbindlichkeit und auf ihre Konnotationen zum Einsatz kommt, kann nicht von ihrer Neutralität ausgegangen werden – dies bezieht sich wohlgemerkt nicht nur auf ihre Verwendung, sondern auch auf ihre Analyse. So wie der Versuch, eigene „Intentionen" und „Akzente" über Sprache zu vermitteln, ein komplizierter Prozess ist, erfordert der Versuch der Entschlüsselung eben auch Dekonstruktionsleistungen.

6. Fazit

Mit der prinzipiellen Verfügbarkeit von Dokumenten für Forschungsdesigns geht eine Reihe von Problemen einher, die forschungspragmatischer, insbesondere aber analytischer Natur sind. Der Umgang mit einer großen Menge von Dokumenten, die Gewichtung relevanter wie irrelevanter Dokumente für den Forschungsprozess oder bereits die Sichtung von Dokumenten, die nicht direkt zugänglich sind, ist für Forschungsdesigns ein erster, wesentlicher Komplex, der reflektiert werden muss. Das Vorliegen von Dokumenten in digitalen Archiven, die Volltextindizierung und diverse Suchportale erleichtern zwar die Recherche, werfen aber eine Reihe von Problemen auf, die beachtet werden müssen. Der Einsatz von Transparenz als politische Strategie, die Rolle von Online-Archiven für unterschiedliche Akteur/innen wie auch die Illusion der Zugänglichkeit von Forschungskontexten sind dabei zentral zu nennen. Aus inhaltsanalytischer Perspektive ist dabei zu beachten, dass Dokumente multiple Bedeutungen haben, also verschiedene Interpretationen, Strategien und Interessen zusammenbringen. Indem sie unterschiedliche Stimmen und Lesarten vereinen, sind sie Ausdruck offener und ambivalenter Konsense, von Unentschiedenheit oder Konflikt. Eindeutige politische Absichten, Programme oder Strategien abzulesen ist entsprechend ein Unterfangen, das meistens scheitern wird. Für ein Verständnis von Dokumenten bedarf es daher eine Fokusverschiebung weg von Text und Inhalt und hin zu kontextuellen, pragmatischen und performativen Aspekten der Aushandlung, Produktion, Zirkulation und Rezeption von Dokumenten. David Mosse spricht sich in diesem Zusammenhang auch für eine „Soziologie des Dokumentes" aus, um eine positiv-idealistische Lesart von Dokumenten zu umgehen. Der Einbezug von Dokumenten in Forschungsdesigns muss entsprechend die Spezifika und Entstehungskontexte dieses Genres berücksichtigen, um die „sozial organisierte[n] Praktiken der Produktion und Rezeption"[53] von Dokumenten nicht zu vernachlässigen. Zum einen impliziert dies die Erforschung von Entstehungskontexten und eine kontextualisierende ethnografische Annäherung an Dokumente, da hier die Modalitäten der Produktion von Dokumenten und sprachliche Besonderheiten nachvollzogen und auf ihren Einfluss auf Interpretation von und Interaktion mit Dokumenten befragt werden können. Das beinhaltet die Notwendigkeit der Aufmerksamkeit für linguistische Ambivalenzen, Kriterien der Angemessenheit, multiple Publika wie auch für Entwurfs- und Produktionspraktiken von Dokumenten in unterschiedlichen Kontexten. Zum anderen folgt daraus für solche Felder,

53 Mosse: Cultivating Development, S. 15.

in denen die Entstehungskontexte von Dokumenten nicht erforscht oder nicht rekonstruiert werden können, dass Dokumente nur eine begrenzte Aussagekraft haben und beispielsweise Folgerungen über Intentionen und kohärente Strategien nur schwer möglich sind.

Abschließend möchte ich kurz auf zwei forschungspragmatische Punkte eingehen, die mit Bezug auf Dokumente neben generellen Überlegungen zu qualitativen Daten im Forschungsdatenmanagement eine Rolle spielen.[54] Erstens stellt sich die Frage, wie angesichts einer Vermehrung verfügbarer Quellen ephemere Online-Daten so gespeichert werden können, dass aus ihrer prinzipiellen Verfügbarkeit auch eine längerfristige Referenzierbarkeit entstehen kann. Für klassische Dokumente in institutionellen Archiven ist dies in den meisten Fällen gewährleistet, wobei bei Umstellungen die Zugänglichkeit nicht gewährleistet sein muss. Zwar liegen hier überwiegend eindeutige Codes für Dokumente vor,[55] die jedoch nicht die Qualitäten von Persistent Identifiers aufweisen. Wie auch bei anderen Forschungsdaten hat man es mit der Herausforderung der Nachnutzbarkeit zu tun, die zwischen einer Verdopplung von Forschungsdaten oder dem Vertrauen in institutionelle Speicherpraktiken abwägen muss. Etwas anders sieht es mit Quellen aus, die nicht explizit in Repositorien gespeichert sind, also beispielsweise Videostreams, Videoaufzeichnungen oder darüber hinaus auch weitere ephemere Online-Daten. Hier ist offen, wie sie so gespeichert werden können, dass aus ihrer prinzipiellen Verfügbarkeit auch eine längerfristige Referenzierbarkeit entstehen kann. Ich gehe davon aus, dass dies relativ einfach lösbare, technische Probleme sind, die sich beispielsweise über den Einsatz von Plugins oder die Nutzung bestehender Infrastrukturen und Logiken der Langzeitarchivierung prinzipiell bereits lösen lassen. Die Nachnutzbarkeit von Daten und technische Kompetenz zur Speicherung und Referenzierung sind dennoch zwei wichtige Punkte, die in diesem Zusammenhang thematisiert werden müssen.

Zu klären sind hier meines Erachtens aus forschungspragmatischer Sicht aber zweitens auch rechtliche Fragen des geistigen Eigentums und des Datenschutzes, wenn beispielsweise Videostreams von Verhandlungen oder aber auch Social-Media-Livestreams gespeichert, archiviert und zugänglich gemacht werden. Für institutionelle Repositorien wie das Archiv der WIPO liegt die Möglichkeit vor, Videoaufzeichnungen on Demand abzuspielen. Rechtliche Regelungen oder Best Practices zur Speicherung dieser Inhalte stellen jedoch einen Problembereich dar. Zudem ist für stärker private Inhalte zu vermuten, dass auch bei einer Anonymisierung das technische Abgreifen von Inhalten einer weiteren Abklärung auch der rechtlichen Durchführbarkeit bedarf. Das betrifft anders gewendet aber wiederum auch multilaterale Verhandlungen, da hier natürlich auch unterschiedliche Kommunikationskanäle zwischen Delegierten, Beobachter/innen und Forscher/innen zustande kommen, also beispielsweise WhatsApp- oder

54 Vgl. Harbeck/Imeri/Sterzer: Feldnotizen und Videomitschnitte.

55 Für die WIPO lautet ein solcher Code: WIPO/GRTKF/IC/35/10. Neben dem Organisationsnamen (WIPO) wird der thematische Bereich (GRTKF für Genetic Resources, Traditional Knowledge and Folklore), das jeweilige Komitee (IC für Intergovernmental Committee), die Sitzungsnummer (35) und die Dokumentennummer (10) angegeben.

Skype-Chats, in denen laufende Verhandlungen kommentiert werden. Die ex-post Anonymisierung von Forschungsdaten ist hier sicherlich ein notwendiger und wichtiger Schritt, ersetzt aber nicht die weitergehende Frage rechtlicher Rahmenbedingungen insbesondere der Speicherung größerer Mengen an Daten. Diese beiden Aspekte sollten Teil von Reflexionen über die Anlage von Forschungsdesigns sein – ganz besonders deshalb, da eine stärkere Institutionalisierung forschungsethischer Überprüfungen zu erwarten ist.

Linksammlung

Alle Zugriffe am 3.8.2018.

http://dipbt.bundestag.de/dip21.web/bt

http://ec.europa.eu/transparency/regdoc

http://www.consilium.europa.eu/en/documents-publications

http://www.europarl.europa.eu/RegistreWeb/home/welcome.htm?language=EN

http://www.schlichtung-s21.de

http://www.wipo.int/edocs/mdocs/tk/en/wipo_grtkf_ic_36/wipo_grtkf_ic_36_ref_igc_35_report.pdf

http://www.wipo.int/meetings/en/details.jsp?meeting_id=46445

http://www.wipo.int/webcasting/en/index.jsp#vod

http://www.wordfish.org

https://ec.europa.eu/germany/news/transparenz-bei-ttip-kommission-veröffentlicht-verhandlungspositionen-aus-laufender-runde_de

https://offenesparlament.de

https://trade-leaks.org

https://www.bundesregierung.de/Content/DE/Artikel/2016/01/2016-01-27-ttip-leseraum-im-bmwi.html

https://www.docip.org

https://www.presseportal.de/pm/6511/1705294

https://www.unglobalcompact.org

Literatur

Simone Abram: Contradiction in Contemporary Political Life. Meeting Bureaucracy in Norwegian Municipal Government, in: Journal of the Royal Anthropological Institute 23 (2017), H. S1, S. 27-44.

Regina F. Bendix: The Power of Perseverance. Exploring Negotiation Dynamics at the WIPO, in: Birgit Müller (Hg.): The Gloss of Harmony. The Politics of Policy-Making within Intergovernmental Organizations, London 2013, S. 23-49.

Regina F. Bendix: Wenn viele Felder sich in einem Raum vereinen. Feldforschung in internationalen Gremien, in: Tobias Berger: Global Norms and Local Courts. Translating the Rule of Law in Bangladesh, Oxford 2017.

Peter Borowsky/Barbara Vogel/Heide Wunder: Einführung in die Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Grundprobleme, Arbeitsorganisation, Hilfsmittel, Opladen 1989.

Richard Harvey Brown/Beth Davis-Brown: The Making of Memory. The Politics of Archives, Libraries and Museums in the Construction of National Consciousness, in: History of the Human Sciences 11 (2016), H. 4, S. 17-32.

Christoph Brumann: Unser aller Kulturgut. Eine ethnologische Annäherung an das UNESCO-Welterbe, in: Sociologus 61 (2011), H. 1, S. 19-43.

Christian Bueger: Pathways to Practice. Praxiography and International Politics, in: European Political Science Review 6 (2013), H. 3, S. 383-406.

John A. Codd: The Construction and Deconstruction of Educational Policy Documents, in: Journal of Education Policy 3 (1988), H. 3, S. 235-247.

Colin Crouch: Postdemokratie, Frankfurt am Main 2008.

Hadi Nicholas Deeb/George E. Marcus: In the Green Room. An Experiment in Ethnographic Method at the

WTO, in: PoLAR. Political and Legal Anthropology Review 34 (2011), H. 1, S. 51-76.

Nicole Deitelhoff: The Discursive Process of Legalization. Charting Islands of Persuasion in the ICC Case, in: International Organizations 63 (2009), S. 33-65.

Jacques Derrida: Archive Fever. A Freudian Impression, in: Diacritics 25 (1995), H. 2, S. 9-63.

Alejandro Esguerra: The Politics of Beginning. An Inquiry into Transnational Governance in Action, Berlin 2014.

Katja Freistein: Effects of Indicator Use. A Comparison of Poverty Measuring Instruments at the World Bank, in: Journal of Comparative Policy Analysis. Research and Practice 18 (2016), H. 4, S. 366-381.

Christina Garsten/Kerstin Jacobsson: Transparency and Legibility in International Institutions. The UN Global Compact and Post-Political Global Ethics, in: Social Anthropology 19 (2011), H. 4, S. 378-393.

Göttinger Institut für Demokratieforschung: Neue Dimensionen des Protests? Ergebnisse einer explorativen Studie zu den Protesten gegen Stuttgart 21 (2010), http://www.demokratie-goettingen.de/content/uploads/2010/11/Neue-Dimensionen-des-Protests.pdf.

Silke Göttsch: Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung, in: Silke Göttsch/Alfred Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 15-32.

Stefan Groth: Entstehungskontext, Materialität und Sprachspezifik. Elemente eines empirisch-kulturwissenschaftlichen Umgangs mit Dokumenten aus politischen Prozessen, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 114 (2018), H. 1, S. 57-75.

Stefan Groth: EU/Kultur. Zu Flexibilität und Kohärenz des Kulturbegriffes im Rahmen europäischer Kulturpolitik, in: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 61 (2016), S. 205-224.

Stefan Groth: Negotiating Tradition. The Pragmatics of International Deliberations on Cultural Property, Göttingen 2012.

Stefan Groth/Regina F. Bendix: Culture as a Flexible Concept for the Legitimation of Policies in the EU, in: Jane Anderson/Haidy Geismar (Hg.): The Routledge Companion to Cultural Property, London 2017, S. 315-338.

Matthias Harbeck/Sabine Imeri/Wjatscheslaw Sterzer: Feldnotizen und Videomitschnitte. Zum Forschungsdatenmanagement qualitativer Daten am Beispiel der ethnologischen Fächer, in: O-Bib. Das Offene Bibliotheksjournal 5 (2018), H. 2, S. 123-141.

Ellen Hertz: Excessively Up at the International Labour Organisation. Notes on „Note on the Proceedings TMI-TI/2007/10", in: MAPS Working Paper Series 9 (2010), S. 1-21.

Anja Horstmann/Vanina Kopp (Hg.): Archiv – Macht – Wissen. Organisation und Konstruktion von Wissen und Wirklichkeiten in Archiven, Frankfurt am Main 2010.

Leo Kissler: Parlamentsöffentlichkeit. Transparenz und Artikulation, in: Hans-Peter Schneider/Wolfgang Zeh (Hg.): Parlamentsrecht und Parlamentspraxis in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1989, S. 993-1020.

Sarah May/Katia Laura Sidali/Achim Spiller/Bernhard Tschofen: Geographische Herkunftsangaben. Schutzinstrument der Europäischen Union für regionale Spezialitäten, in: Stefan Groth/Regina F. Bendix/Achim Spiller (Hg.): Kultur als Eigentum. Instrumente, Querschnitte und Fallstudien, Göttingen 2015, S. 31-49.

David Mosse: Cultivating Development. An Ethnography Of Aid Policy And Practice, London 2010.

Birgit Müller/Gilles Cloiseau: The Real Dirt on Responsible Agricultural Investments at Rio+20. Multilateralism versus Corporate Self-Regulation, in: Law & Society Review 49 (2015), H. 1, S. 39-67.

Iver B. Neumann: „A Speech That the Entire Ministry May Stand for", or: Why Diplomats Never Produce Anything New, in: International Political Sociology 1 (2007), S. 183-200.

Susan Pell: Radicalizing the Politics of the Archive. An Ethnographic Reading of an Activist Archive, in: Archivaria 80 (2015), S. 33-57.

Lindsay Prior: Using Documents in Social Research, London 2003.

Annelise Riles: Documents. Artifacts of Modern Knowledge, Ann Arbor 2006.

Annelise Riles: Outputs. The Promises and Perils of Ethnographic Engagement after the Loss of Faith in Transnational Dialogue, in: Journal of the Royal Anthropological Institute 23 (2017), H. S1, S. 182-197.

Chris Shore/Susan Wright: Governing by Numbers. Audit Culture, Rankings and the New World Order, in: Social Anthropology 23 (2015), H. 1, S. 22-28.

Barry Smith: How to Do Things with Documents, in: Rivista di Estetica 50 (2012), S. 179-198.

Ty Solomon/Brent J. Steele: Micro-Moves in International Relations Theory, in: European Journal of International Relations 23 (2016), H. 2, S. 267-291.

Marilyn Strathern: Audit Cultures. Anthropological Studies in Accountability, Ethics and the Academy, London 2003.

Marilyn Strathern: The Tyranny of Transparency, in: British Educational Research Journal 26 (2000), H. 3, S. 309-321.

Joseph Sung-Yul Park/Mary Bucholtz: Introduction. Public Transcripts. Entextualization and Linguistic Representation in Institutional Contexts, in: Text & Talk 29 (2009), H. 5, S. 485-502.

Renita Thedvall: Negotiating Impartial Indicators. Putting Transparency into Practice in the EU, in: Journal of the Royal Anthropological Institute 18 (2012), H. 2, S. 311-329.

Franz Walter/Felix Butzlaff/Stine Marg/Lars Geiges: Die neue Macht der Bürger. Was motiviert die Protestbewegungen?, Reinbek bei Hamburg 2013.

Ruth Wodak: From Conflict to Consensus? The Co-Construction of a Policy Paper, in: Peter Muntigl/Gilbert Weiss/Ruth Wodak (Hg.): European Union Discourses on Un/employment. An Interdisciplinary Approach to Employment Policy-Making and Organizational Change, Amsterdam 2003, S. 73-114.

Mapping Cyberspaces

Potenziale und Herausforderungen der Anwendung von Mental Maps als Methode in digitalen Onlineräumen

Ruth Dorothea Eggel

In der (kulturwissenschaftlichen) Raumforschung werden zunehmend die Begriffe „virtueller" oder „digitaler Raum" verwendet. Durch die wissenschaftliche Forschung mit und zu „Raum" weckten diese Bezeichnungen meine Aufmerksamkeit, denn es stellt sich die Frage, ob diese scheinbaren „Räume" tatsächlich auch in einem kulturanalytischen Sinne als „Raum" funktionieren.[1]

In meiner Masterarbeit habe ich mich dieser Frage nach „digitalen Onlineräumen" in kulturanthropologischer Perspektive gewidmet und dazu ethnografisch ein Bündel von Methoden eingesetzt.[2] Neben teilnehmenden Beobachtungen online und offline, Einzel- und Gruppeninterviews kamen auch Mental Maps zum Einsatz, die im Zentrum dieses Beitrages stehen. Nach einigen allgemeinen Überlegungen zu Raum in kulturanthropologischer Perspektive werden die Anwendung von Mental Maps auf digitale Räume diskutiert und die daran geknüpften Potenziale und Herausforderungen gezeigt. Zusammen mit Theorien und Werkzeugen der Raumforschung verweisen Mental Maps als Repräsentationen eines subjektiven Raums insbesondere auf die Raumpraktiken von Akteur/innen. Anhand der Darstellungsweisen des Internets in Mental Maps wird dargelegt, wie digitale

1 Die akkurate Bezeichnung der hier untersuchten Räume ist aufgrund verschiedener Überlegungen die umständliche Beschreibung als elektronische digitale Onlineräume. Weil der Begriff des Cyberspace oder der Cyberräume auf einen erlebten Raum verweist, wird er in dieser Arbeit ebenfalls verwendet. Vgl. etwa Lessig: Code and other laws, S. 9.

2 Vgl. Eggel: Online-Räume.

Alltagspraktiken in ihren kulturellen Zusammenhängen verbildlicht werden. Anhand von empirischen Beispielen wird außerdem deutlich gemacht, wie Darstellungen von Cyberräumen als „Wolken", „Netze" und „Fenster" auf eine spezifische Kulturalität digitaler Räume verweisen.

Wie kommt der Raum ins Internet?

Die Kulturanthropologie arbeitet seit dem „spatial turn"[3] in den 1980er-Jahren mit einer akteurszentrierten Raumperspektive. Im Unterschied zum Ort, der lokal verankert ist, wird davon ausgegangen, dass Raum erst im Erleben und in der Interaktion von Akteur/innen entsteht. Martina Löw beschreibt das Raumverständnis in der Spätmoderne als Beziehungsstruktur von sich ständig bewegenden Körpern.[4] In Anlehnung an Michel de Certeau wird in der Kulturwissenschaft ein Ort als eine fixe Konstellation von Punkten verstanden, während der Raum ein Ort ist, mit dem „etwas gemacht", also interagiert wird.[5] Er entsteht somit zwischen Subjekten mit ihren kulturell geprägten Erfahrungen und einer Umgebung, die andere Akteur/innen, aber auch materielle Artefakte und Ähnliches umfasst. Estrid Sørensen versteht Raum etwa als einen Ort, „an dem sich Praktiken und Kulturen entfalten, die von diesem Ort geprägt sind".[6] Räume sind, laut Martina Löw, Silke Steets und Sergej Stoetzer, eine „Organisationsform des Nebeneinander" und „bezeichnen somit eine Relation zwischen gleichzeitigen Platzierungen".[7] Räume werden nach Löw als Handlungsergebnis und Voraussetzung in einem verstanden, als sich gegenseitig bedingende Prozesse von Raum und Handeln.[8] Dieses Raumverständnis begreift Menschen folglich nicht als Objekte oder Gegenstände in einem Raum, sondern als Subjekte, die nur in ihrem Verhältnis zum Raum existieren und ihn gleichzeitig konstruieren.[9]
Wenn über digitale Technologie wie das Internet gesprochen wird, werden allerdings häufig symbolische Aspekte und die Abwesenheit von physischen Manifestationen in den Mittelpunkt gerückt. Das Internet wird als „Medium" diskutiert, für das „Raum" oft nur als Metapher dient. Elemente des Graphic User Interface (GUI), Text und Bild, werden oft als Repräsentationen analysiert, ohne Beachtung von anderen Aspekten, die über eine rein symbolische Form hinausreichen. Das Internet konfrontiert uns hier mit neuartigen „Räumen", die andere Implikationen mit sich bringen als „physische" Räume.
Wie lässt sich also die Vorstellung eines „virtuellen Raums" mit einem akteurszentrierten Raumbegriff verbinden? Da kulturwissenschaftliche Betrachtungen die Handlungsdimension in ihren Raumzugängen ins Zentrum rücken, ist die Beschreibung einer Raumerfahrung durch Akteur/innen ein wesentlicher Punkt. Denn wenn ein Raum ein Ort ist, mit dem etwas gemacht

3 Vgl. Bachmann-Medick: Cultural Turns, S. 284-328.
4 Vgl. Löw: Raumsoziologie, S. 34.
5 Vgl. de Certeau: Praktiken, S. 345.
6 Sørensen: Materiality, S. 1.
7 Löw/Steets/Stoetzer: Stadt- und Raumsoziologie, S. 51.
8 Vgl. Löw/Steets/Stoetzer: Stadt- und Raumsoziologie, S. 64.
9 Vgl. Bollnow: Mensch und Raum, S. 22.

wird,[10] wenn ein Raum durch das Wechselspiel zwischen Ort und Akteur/innen entsteht, dann muss auch argumentiert werden können, dass der Raum, wenn er von so vielen Akteur/innen als solcher erlebt wird, wohl tatsächlich als solcher erforscht werden könne. Daher ergaben sich als leitende Forschungsfragen jene danach, wie diese digitalen Räume konstruiert werden und welche Mittel, Methoden und Werkzeuge der Raumforschung dabei helfen können, diese Räume kulturanalytisch zu kontextualisieren.
Die Raumforschung, oder Raumkulturforschung[11] wie Johanna Rolshoven sie nennt, hat Methoden und Werkzeuge entwickelt, um Räume – und insbesondere alltagsweltliche Praktiken in diesen Räumen – vor dem Hintergrund ihrer kulturellen oder gesellschaftlichen Zusammenhänge zu untersuchen.
Henri Lefebvre entwickelte in den 1970er-Jahren ein triadisches Raumverständnis und betrachtet, wie Räume etwa durch Materialität und Sprache konstruiert werden und in welcher Beziehung sie zueinander stehen.[12] Diese Dreiteilung in der Betrachtung von Räumen beobachtet Gertraud Koch auch bei Rolf Lindner, der ihre symbolische Dimension, ihre materielle Substanz und ihre handlungspraktische Dimension unterscheidet.[13] Johanna Rolshoven entwickelte in Anlehnung daran das Modell der Raumtriade. Sie setzt gelebten/erlebten Raum, symbolischen oder Repräsentationsraum und gebauten Raum in Beziehung und stellt damit ein Werkzeug für kulturanalytische Interpretation und Deutung von Raumpraktiken zur Verfügung.[14]
Im Zentrum meiner Überlegungen stand die Suche nach Raumkonzepten und Werkzeugen, die zukünftig helfen können, Interneträume aus kulturanthropologischer Perspektive multifaktoriell zu betrachten. Da etablierte Raumtheorien oft nicht dazu geeignet sind, die Eigenheiten digitaler Onlineräume zu berücksichtigen, wurde versucht, verschiedene Methoden der Raumforschung in digitalen Räumen anzuwenden und methodische Instrumentarien zu testen. Darauf aufbauend befasste sich meine Masterarbeit mit dem Aufzeigen von Vorteilen und Grenzen dieser Methoden in digitalen Räumen und lieferte dementsprechende Vorschläge zur Adaptierung.

Warum Mental Maps?

Meine ethnografische Forschung umfasste (digitale) Wahrnehmungsspaziergänge, Interviews, teilnehmende Beobachtungen und die in diesem Beitrag besprochene Mental-Mapping-Methode. Wieso aber wurden gerade Mental Maps zur Erforschung digitaler Räume eingesetzt?
Seit den 1960er-Jahren verbreitete sich die Methode des Mental Mapping – also das Zeichnen räumlicher Arrangements durch die Forschungssubjekte – in den Raumwissenschaften. Insbesondere die Experimente des US-amerikanischen Geografen Kevin Lynch[15] trugen zu ihrer Popularität bei, aber auch in der kulturanthropologischen Stadtforschung fand

10 Vgl. de Certeau: Praktiken, S. 345.
11 Vgl. Rolshoven: Raumkulturforschung.
12 Vgl. Lefebvre: The production, S. 1.
13 Vgl. Koch: Digitale, S. 1.
14 Vgl. Rolshoven: Raumkulturforschung, S. 133.
15 Vgl. Lynch: Bild der Stadt.

die Methode Niederschlag, etwa bei Thomas Hengartner[16] oder Ina-Maria Greverus[17]. Aufbauend auf de Certeaus prozessualem Raumverständnis, das Raum nicht als starr und gegeben ansieht, sondern als ein Produkt alltäglicher Handlungen,[18] wird die vermeintlich „objektive" Beschreibung eines Stadtraums und seiner Beschaffenheit als unzureichend erachtet, und – etwa von Johanna Rolshoven – argumentiert, dass subjektive Sinnzusammenhänge, Bedeutungen und Praxen in einem kulturanalytischen Raumbegriff mitgedacht werden müssen.[19]
Raum wird aber nicht nur jeden Tag aufs Neue konstruiert, sondern Wege, Wahrnehmungen und Deutungen des Raumes verfestigen sich auch zu kognitiven Karten in den Köpfen der Menschen. Die Mental Map mit ihren Verflechtungen des gelebten und gedachten Raumes, die mittels zeichnerischer Übersetzung Ausdruck findet, ist daher aus kulturanalytischer Perspektive interessant – besonders in Kombination mit anderen methodischen Werkzeugen wie etwa narrativen Interviews. Mental Maps helfen, die Bedeutung von Plätzen und Alltagspraktiken in einem Raum zu verstehen. Im Gegensatz zu Landkarten sollen sie keine maßstabgerechten Abbildungen der genutzten Räume darstellen, sondern dazu dienen, Bedeutungen zu verstehen, die Akteur/innen bestimmten Plätzen zuweisen.[20] Zusätzlich verraten sie viel über die Bewegung und Orientierung in diesen Räumen. Sie zeigen „Landmarks", die beim Zurechtfinden helfen, oder machen sichtbar, wie bestimmte Orte durch Bewegungen verknüpft werden. Auf Mental Maps im Stadtraum ist oft zu erkennen, dass sie von bekannten Landkarten inspiriert sind. Es werden etwa die Anordnung der Himmelsrichtungen oder geografische Raumelemente wie Flüsse eingezeichnet.
Als bewährtes Mittel in der geografischen und kulturanthropologischen Stadt- und Raumforschung ist die Anwendung dieser Methode in Räumen des Internets ein experimentelles Verfahren, da das Internet, im Gegensatz zu traditionelleren Räumen, nicht auf geografischen oder kartografischen Standards aufbaut, weshalb nicht auf etablierte, sondern nur auf eigene Vorstellungen zurückgegriffen werden kann. Es ist daher eine Herausforderung, Mental Maps für die Erhebung der Bedeutung von Cyberspaces anzuwenden. Für digitale Räume gibt es keine Übereinkünfte über ihre topografische Darstellbarkeit. Es gibt keine gültige „Landkarte des Internets". Umso schwieriger ist es, diese abstrakten Räume auf Papier darzustellen. „So ist die Geographie des Cyberspace nicht Teil der gewöhnlichen Geographie. Vielmehr ergeben sich Phänomene, die geographisch nicht lokalisierbar sind."[21] Gerade weil in der Erstellung von Mental Maps des Cyberspace nicht auf kartografische Vorlagen zurückgegriffen werden kann, verweisen Mental Maps von digitalen Onlineräumen umso stärker auf die persönlichen Bedeutungen, Erfahrungen und Praktiken von Akteur/innen. Die Schwierigkeit der Darstellung zeigte sich bei allen Zeichner/innen.[22] Nicht alle

16 Vgl. Hengartner: Stadt im Kopf.
17 Vgl. Greverus: Anthropologe in der Stadt.
18 Vgl. de Certeau: Gehen in der Stadt.
19 Vgl. Rolshoven: Zwischen den Dingen.
20 Vgl. Hengartner: Stadt im Kopf, S. 93.

21 Von Barloewen: Mensch im Cyberspace, S. 69.
22 Bei den leitfadengestützten Interviews im Rahmen der Masterarbeit wurden insgesamt von 17 Personen Mental Maps angefertigt.

Gesprächspartner/innen konnten mir eine Mental Map gestalten. Ein Gesprächspartner verbalisierte dies und meinte, diesen Raum adäquat abzubilden, stelle für ihn eine vollkommene Überforderung dar. Obwohl auch geografische Landkarten einen hohen Abstraktionsgehalt aufweisen, erlernen wir bereits früh den Umgang mit ihnen, sodass sie als vertraut wahrgenommen werden. Bei Cyberräumen hingegen entstehen Bilder, die keinen generellen Übereinkünften über die Abbildung der Räume folgen können. Das Verhältnis von Landkarten zu diesen experimentellen Mental Maps digitaler Räume wurde häufig spontan von meinen Gesprächspartner/innen[23] thematisiert:

> Wir haben schon geredet, wie das ist, wenn wir Karten zeichnen. Wenn wir eine runde Fläche auf eine plane Fläche abbilden wollen. Das ist vielleicht das gleiche Problem mit dem Internet. Das Internet ist mehr wie der runde Planet als wie die flache Karte. Wenn du das Internet auf eine flache Karte bringen willst, wirst du mit den gleichen Verzerrungen rechnen müssen, wie wenn du den Planeten auf eine flache Karte bringst. Das Internet ist für mich mehr die Substanz dahinter. Das Internet an sich, ist für mich mehr die Dreidimensionalität, das Plastische dahinter und was ich sehe – und deswegen Device, Fenster und Konsumieren an der Oberfläche – ist für mich mehr die Projektion quasi, die ich davon sehe. (Pause). Aber das ist natürlich verzerrt.[24]

Die Aufgabe, die eigene Erfahrung in Cyberräumen in einer abstrakten Zeichnung abzubilden wird mit einer Weltkarte verglichen. Der Verlust einer Dimension, durch die zweidimensionale Abbildung eines dreidimensionalen Objekts, wird mit der eigenen Raumerfahrung im Internet in Bezug gesetzt. Die zweidimensionale Abbildung am Bildschirm wird als Verzerrung des „eigentlichen", also erfahrenen Raumes interpretiert, da die erlebten Qualitäten keinen Niederschlag in den Visualisierungen am Bildschirm finden.

Beispiele der Mental Maps von Cyberspaces

Trotz der großen Abstraktion zeichneten sich bei den erhobenen Mental Maps bestimmte Formen der Darstellungen des Internets ab. (1) Manche Zeichner/innen orientierten sich an der sogenannten technischen Infrastruktur des Internets und zeichneten die (teilweise physischen) Verbindungen zwischen den Servern („Netz") nach. (2) Andere konzentrierten sich ganz darauf, wie die Räume des Internets von ihnen erlebt werden und was sie repräsentieren, wofür sie in einem übertragenen Sinne stehen („Wolke"). (3) Wieder andere gingen von visualisierten Elementen der digitalen Onlineräume

23 Alle Namen der Interviewpartner/innen sind anonymisiert.

24 Kroxigore, Interview am 24.1.2015.

Abbildung 1: Mental Map: „Wolke".

Abbildung 2: Mental Map: „Partikelwolke".

aus und zeichneten grafische Interface-Elemente auf, wie etwa Browser oder Website-Fenster. Beim Zeichenprozess selbst fiel auf, dass einmal gezeichnete Linien von vielen meiner Gesprächspartner/innen während ihrer Erklärungen mehrmals nachgezogen wurden. Dies endete in Bildern, die durch die multipel nachgezogenen Linien mitunter unübersichtlich wirkten. Was dadurch zu betonen versucht wurde, ist die Vielschichtigkeit des Internets, aber auch die Ambivalenz, dass ein Weg, ein Fenster, ein Ort nicht nur einmal besteht, sondern zugleich unzählige Vervielfachungen beinhalten kann.

Die Kommunikationswolke

Eine häufig gewählte Form der Zeichnung und Beschreibung bei den Mental Maps ist jene des Internets als Wolke (Abbildungen 1 und 2). Die Besonderheiten, die im Zusammenhang mit der Wolke betont wurden, sind Kommunikation und Vernetzung einzelner Elemente, die scheinbar unbegrenzt möglich sind.

> Wenn du mit jemandem reden möchtest, dann gehst du einfach durch die Wolke. Es ist einfach ein freier Raum, wo du dich frei bewegen kannst. Es gibt keine Wände, keine Bäume, keine Straße, es gibt gar nichts und du kannst dich einfach frei bewegen. Und jederzeit, wenn du mit jemand anderem reden möchtest, schaust du, ob er frei ist, beziehungsweise ob er gerade mit jemand anderem redet, und gehst und redest mit ihm.[25]

Ein Detail, das bei der Wolke oft angesprochen wurde, ist das Endlose, dem keine Grenzen des Raumes entgegenstehen. Dies ist ein Aspekt, der auch bei anderen Formen der Darstellung betont wurde. Die Vermischung der einzelnen Elemente, ihr scheinbar unlimitiertes Potenzial zur Kommunikation und Interaktion mit jedem anderen Element, wurde von einer anderen Person konkreter als „Partikelwolke" beschrieben:

> Oder ist es beim Internet nicht gescheiter, das ohne Connections darzustellen, sondern als Partikelwolke. Weil

25 Natalie, Interview mit Natalie, Mr. Murauer und Elise am 19.3.2015.

> das ist vielleicht eher [eine] Partikelwolke mit Vernetzung. In der Partikelwolke ist ja alles vernetzt. Das ist der Zustand ultimativer Vernetzung quasi. Wo sich jedes Molekül frei bewegen kann und mit jedem interagieren kann, wie's lustig ist. Nicht wie bei einem Feststoff, wo es in einem Kristallgitter angeordnet ist, sondern ich meine jetzt wie in einer Flüssigkeit oder in einem idealen Gas oder in einem Plasma, wo sich Teilchen in sehr vielen verschiedenen Zuständen sehr frei bewegen können, und dabei natürlich immer interagieren können, aber trotzdem eine organische Ganzmasse bilden.[26]

Onlineräume werden hier als Foyer, als offener Raum beschrieben. In der Beschreibung der Raumqualitäten des Internets wird wiederholt von einer „Wolke" gesprochen. Zum einen verweist dies auf den populär verwendeten Begriff der „cloud", der sonst auf die Datenspeicherung im Internet verweist. Zum anderen ging diese Beschreibung immer Hand in Hand mit der Betonung der Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme zu allen anderen Menschen. Die Interaktion mit anderen Menschen, in die man sich nach Belieben einbringen kann, steht dabei im Vordergrund. Imaginationen von grenzenlosem Austausch mit anderen Personen werden reproduziert und „das Internet" wird als Möglichkeitsraum mit unlimitierten Potenzialen wahrgenommen.

Das Informationsnetz

Eine zweite häufig gewählte Darstellungsform ist die eines Netzwerkes, das aus verschiedenen miteinander verbundenen Punkten aufgebaut ist (Abbildungen 3 und 4).
Im Gegensatz zur „Wolke", die, wie im letzten Satz des Zitates angesprochen, die Kommunikation und Interaktion mit anderen Menschen in den Vordergrund stellt, greift die Darstellung als „Netz" auf technische Vorstellungen von der Konstruktion des Internets zurück, in der Daten über Leitungen oder drahtlose Verbindungen zwischen den verschiedenen Punkten des Internets ausgetauscht werden.

> Man kriegt, glaub ich, durch die Ausdrucksweise und Beschreibung des Internets das Gefühl, dass es einen umgibt. Und es ist ja eigentlich so, weil, wenn ich an die Datenpakete denke, die da jetzt herumschwirren, dann haben wir doch schon was im Raum. Aber man kann es vielleicht so sagen, dass jetzt vielleicht die Blätter von dem Baum die Access-Points sind und dort, wo das Wasser runter tropft, das sind dann die Pakete.[27]

Das Internet wird als Raum erlebt, der die Menschen immer und überall umgibt, allerdings wird die Vorstellung von Datenpaketen dominiert, die gesendet und empfangen werden. All jene, die das Internet als „Netz" sehen, verweisen darauf, dass die Beschäftigung mit der technischen Konstruktion des Internets ausschlaggebend

26 Kroxigore, Interview am 24.1.2015.

27 Lukas, Interview am 8.4.2015.

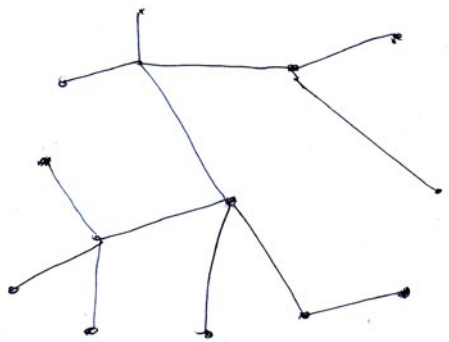


Abbildung 3: Mental Map: „Netzwerk".

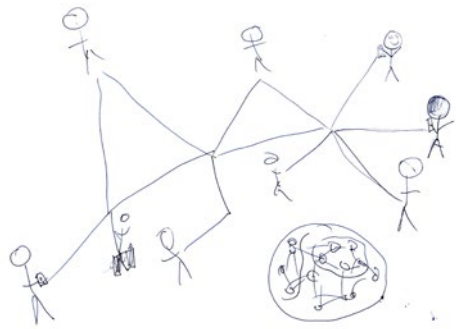


Abbildung 4: Mental Map: „Netzwerk mit Personen".

für ihre Vorstellung des Internets als „Netz" ist. Ganz konkret wurden auch Bilder genannt, die das Internet in dieser Form visualisieren, die als Grundlage für die eigene Zeichnung des Internets dienten, etwa jenes Bild, das bei dem Wikipedia-Eintrag zum Begriff Internet gezeigt wird (Abbildung 5).

> Nein, also ich habe das sicher irgendwo gesehen und es erscheint für mich ja auch logisch, das kann ich mir

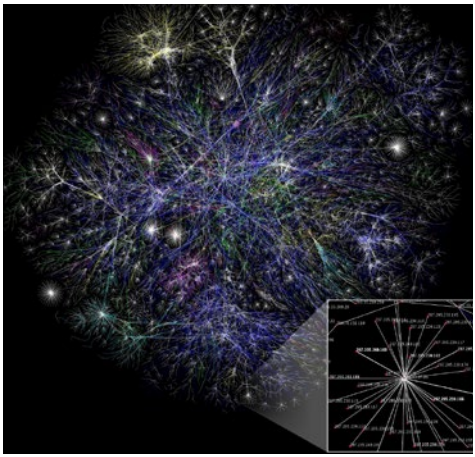


Abbildung 5: Bild des Wikipedia-Eintrags „Internet", CC BY 2.5.: Wikipedia (Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Internet).

> vorstellen, das macht Sinn, deshalb hat es mir gut gefallen. Obwohl, wenn man wirklich die technischen Aspekte betrachtet, die Leitungen und so, da ist das vielleicht in Wirklichkeit eh nicht so. Also, da ist sicher in Amerika viel mehr und in anderen Gebieten eher nicht. Da funktioniert es nicht so. Dass es ausdünnt oder dass viele Endknoten zum gleichen Punkt führen, beides, dass es vielleicht nicht so gleichmäßig verteilt wird wie in dem Modell.[28]

Es zeigt sich, dass symbolische Vorstellungen von bekannten Repräsentationen des Internets geprägt sind. Obwohl die „technische Konstruktion" des Internets als Vorlage beschrieben wird, wird im obigen Zitat darauf eingegangen, dass

28 Georg, Interview am 25.3.2015.

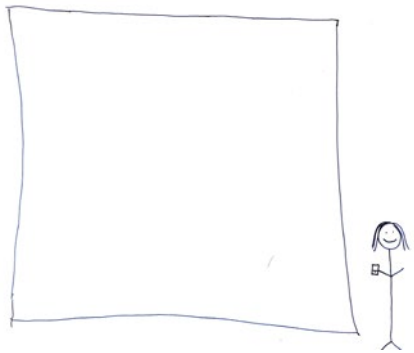


Abbildung 6: Mental Map: „Fenster".

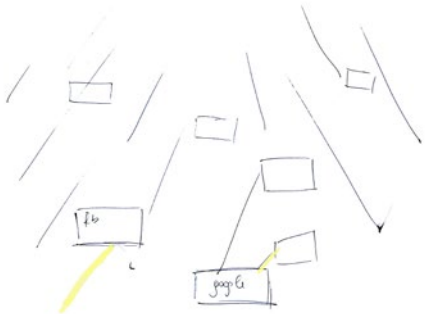


Abbildung 7: Mental Map: „Multiple Interface Fenster".

die Dezentralität des Internets, die Idee, dass jeder Punkt mit jedem anderen verknüpft ist, keiner reellen Umsetzung entspricht. Die zentralisierte Konstruktion durch Backbones[29] wird in einigen Gesprächen kritisiert, da sie vom beschriebenen Idealbild des Internets als dezentrales Netzwerk abweicht.

Das Interface-Fenster

Die Darstellung von Interface-Fenstern hebt sich von jener der „Wolke" und des „Netzes" auf den ersten Blick ab, da hier keine abstrakten Ideen gezeichnet werden, sondern die visualisierte Form eines Programms oder Dienstes verwendet wird (Abbildungen 6 und 7). Besonders die interviewten Jugendlichen brachten zumeist Interface-Fenster zu Papier, wobei sie sich selbst oft nicht als Teil dieses Raumes wahrnahmen und sogar betonten, dass man sich nicht in, sondern außerhalb dieser Darstellung befinde.

> Ich bin vor dem Computer und das Internet ist dahinter [malt mit beiden Zeigefingern einen Bildschirm in die Luft und deutet mit der Hand hinter den imaginären Bildschirm]. Schon so ein bisschen wie eine Parallelwelt. Also ich hole es her, also ziehe es zu mir. Wenn ich auf einen Link klicke und dann kommt es zu mir. Oder zu dem Computer.[30]

29 Backbone (englisch) wörtlich „Rückgrat" des Internets. Als Internet-Backbone werden die Hauptstränge, die zentralen (gebündelten) Leitungen verstanden, von denen alle anderen – hierarchisch untergeordnet – wegführen.

30 CoolGirl, Interview am 13.4.2015.

Neben jenen Elementen, die in bestimmten Formen durch das Interface visualisiert sind, werden von den Jugendlichen aber auch Spekulationen über die Daten und ihren Transfer angestellt, die nicht in den gezeichneten Mental Maps Niederschlag finden.
Eine auf den ersten Blick ähnliche Darstellung wählte auch ein erwachsener Gesprächspartner, der in der ersten von drei Darstellungen ebenfalls Fenster zeichnete, wobei sie jedoch nicht für einzelne Programme und deren Visualisierung standen, sondern für die Art und Weise der Nutzung (Abbildung 8), nämlich (1) die Konsumation von Inhalten, die in einem dahinterliegenden Raum verortet wurden, (2) die Interaktion mit diesen oder anderen Personen und (3) dem Beitragen, der Kreation, das in dieser Darstellung am weitesten in den beschriebenen Raum ‚dahinter' eingreift. Diese Darstellung verweist dezidiert auf die verschiedenen Praktiken in diesen Räumen. Während das Fenster des Konsumierens flach bleibt und nur an der Oberfläche des digitalen Onlineraumes liegt, ist jenes des Produzierens eines, das dreidimensional in die Tiefe gezeichnet wird, was damit erklärt wird, dass es in den Raum eingreift und hier, anders als beim reinen Konsumieren, erst zu einer Praxis wird, die im Raum stattfindet anstatt an seiner Oberfläche.

Orientierung, Bewegung und Landmarks im Internet

Um die Raumqualitäten zu erforschen, die digitale Onlineräume für meine Gesprächspartner/innen einnehmen, ließ ich mir innerhalb der be-

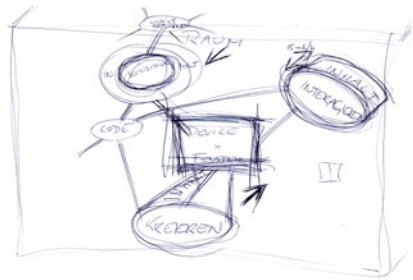


Abbildung 8: Mental Map: „Nutzungsweisen".

schriebenen Räume die Bewegungen und Möglichkeiten zur Orientierung erklären. Durch diese Schilderungen wurde deutlich, wie man lernt, sich in digitalen Räumen zurechtzufinden und welche „Landmarks" oder andere Orientierungspunkte hier wichtig sind. Es sind alltägliche, eingeübte Prozesse, die nicht bei jeder Wiederholung reflektiert werden. Gerade bei jenen Personen, die davon berichten, Probleme bei der Orientierung und Bewegung im Internet zu haben, wird deutlich, welches Wissen für die reibungslose Benutzung des Internets nötig ist:

> Auch für meinen Mann, der hat das jetzt erst gelernt, der hat das gar nicht gewusst, wie das funktioniert. Aber er kann jetzt Mail schreiben, weil ich ihm natürlich nur das zeige, worauf es ankommt. Ich sage: so als erstes einschalten, das zweite ist, dann drückst du hier drauf. Und dann schreibt er das auf, also hier drauf drücken, da drauf drücken, da drauf drücken, die Liste

> anschauen, damit er ein E-Mail schreiben oder ins Internet gehen kann.[31]

Die hier beschriebene Komplexität wird durch die häufige und eingeübte Nutzung von vielen Gesprächspartner/innen nicht mehr als solche wahrgenommen. Je öfter man bestimmte Räume besucht, desto leichter fällt ihre Nutzung. Die Bewegung ist dabei eine ambivalente Erfahrung, da der physische Körper nicht bewegt wird, aber dennoch viele Menschen das Gefühl beschreiben, irgendwo „hinzugehen".

> Also, ich gehe hin, die Website kommt nicht zu mir. Man bewegt sich schon eher selbst durch. Obwohl ich mir auch oft vorstelle, weil ich es ja auch weiß, wie das funktioniert, wie die Daten da geschickt werden. Zum Beispiel was passiert, wenn ich eine URL eingebe, also die wird dann dorthin weitergeleitet, dann werden die Daten gesendet, aber das stelle ich mir nur manchmal vor. Sonst habe ich einfach das Gefühl, ich gehe dorthin. Die Sachen sind ja immer am gleichen Ort und dort kann ich hingehen oder eben wieder weggehen.[32]

Klar wird hier, dass digitale Onlineräume für die Nutzer/innen auch dann als „Orte" existieren, wenn sie gerade nicht benutzt werden. Verstärkt wird dies dadurch, dass auch in der eigenen „Abwesenheit" etwas passieren kann und es das Wissen gibt, dass andere Nutzer/innen den Raum weiterhin benutzen und hier interagieren. Obwohl die Einschätzung vieler Nutzer/innen nahelegt, dass es sich hier um eine räumliche Orientierung handelt, argumentiert Johnson, dass es sich in digitalen Räumen, durch fluide Fenster und Ordnerstrukturen häufig um ein textliches Ordnungssystem handle.[33] Dennoch sind ausgewählte Interface-Elemente innerhalb eines Dienstes lokal fixiert – sie sind immer an der gleichen Stelle des Bildschirms/Fensters zu finden – und bauen auf „räumliche" Konsistenz, um für die Nutzer/innen die Bedienbarkeit zu erleichtern. Ob die „Orte" des Internets durch Akteur/innen an eine bestimmte lokale Visualisierung geknüpft oder als Elemente begriffen werden, die auf verschiedene Weisen adressiert werden können, hat Auswirkungen auf die Orientierungs- und Bewegungsmöglichkeiten der Nutzer/innen:

> Du gehst zu einem Fixpunkt in einer unvorstellbar großen Partikelwolke. Wo du nicht einmal den Weg dorthin kennst, sondern nur den Fixpunkt. Der Weg dorthin würde dir nämlich überhaupt nichts helfen. Weil im Internet gibt es schon Wegweiser, aber wenn du dich durchprobieren musst, kann es lange dauern. Wenn du dir alle Seiten anschaust, wirst du nie fertig werden. Also zu wissen, wie du hinkommst hilft dir schon, aber besser ist, wenn du den fixen Punkt weißt.[34]

31 Esther, Interview am 8.4.2015.
32 Georg, Interview am 25.3.2015.
33 Vgl. Johnson: Interface culture, S. 77-78.
34 Kroxigore, Interview am 24.1.2015.

Hier beginnt das Wissen über die Möglichkeiten der Bewegung in digitalen Onlineräumen bei verschiedenen Nutzer/innen auseinanderzuklaffen. Manche Personen vertrauen ausschließlich auf Suchmaschinen und Hinweise (Links) aus sozialen Netzwerken oder Ähnlichem, wie sich auch in den Mental Maps zeigt (Abbildung 9). Suchmaschinen, konkret meist Google, nehmen eine Monopolstellung als „Landmark" ein und stellen nicht nur den einzigen Orientierungspunkt dar, sondern bestimmen zudem die Bewegungsmöglichkeiten zu allen anderen Orten des Internets. Andere wissen um die Möglichkeiten der Kontaktierung eines Servers über die IP-Adresse, selbst wenn die zugeordneten URLs gesperrt sind.

> So, wie aktuell die Blockaden funktionieren, ist es so, dass sie den Namen, den Link, die URL, blockieren. Wenn ich die IP-Adresse kenne, wenn ich weiß, wie ich dorthin komme, dann komme ich wieder dazu. Und die Blockaden greifen nur innerhalb von einer Ländergrenze und nachdem ich mich virtuell im Internet von einem Land in ein anderes begeben kann, über eine Proxy, die technische Umleitung, gibt es die Einschränkung nicht.[35]

Das Wissen über verschiedene Funktionen und Kenntnisse der technischen Prozesse des Internets kann in digitalen Onlineräumen also maßgeblich mitbestimmend sein, welche Räume man nutzen und betreten kann, beziehungsweise, ob man bestimmte Räume „findet". Verlässt man sich auf Vermittler, wie etwa Suchmaschinen, liegt es in deren Händen, ob der Zugang zu bestimmten Räumen gewährt wird.

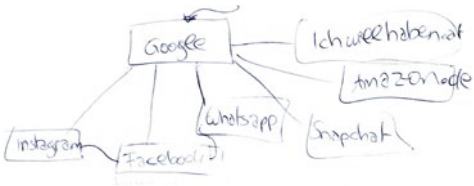


Abbildung 9: Mental Map: „Bibliothekar Google".

Resümee

Das Internet kann als Raum beziehungsweise als Räume betrachtet werden, weil es von den Akteur/innen als solcher erlebt und konstruiert wird. Obwohl nicht jeder Onlinedienst Raumqualitäten aufweist, würde ein Verzicht auf die Analysekategorie Raum diesen erlebten Raum „dahinter" verschwinden lassen. Da das Erleben eines neuartigen Raumes für viele Akteur/innen einen großen Teil der Faszination des Internets ausmacht, sollte er unbedingt in den Blick genommen werden. Zusätzlich wurde gezeigt, dass es für eine kulturanalytische Herangehensweise von Vorteil sein kann, das Internet als spezifischen Raum zu betrachten, da mit den Methoden der Raumkulturforschung wesentliche Elemente des gesellschaftlichen Kontexts von Handlungen als Raumpraktiken Beachtung finden. Obwohl die Anwendung von Mental-Mapping-Methoden auf digitale Onlineräume experimentell ist, erweist sie sich in vielen Aspekten als fruchtbares Werkzeug, das die für die Kulturanthropologie relevanten und

35 Lukas, Interview am 8.4.2015.

spannenden digitalen Alltagspraktiken in den Fokus rückt. Da physische Komponenten in digitalen Räumen zunehmend unwichtiger und ihre Abgrenzungen immer unklarer werden, plädiere ich dafür, die „Architektur" von Cyberräumen in den Blick zu nehmen, um Strukturen mit und ohne physische Manifestation verstehen und beschreiben zu können, die neben dem gelebten und dem Repräsentationsraum maßgeblich am Prozess der Raumkonstituierung mitwirken. Die hier gezeigten Mental Maps machen deutlich, wie solche „architektonischen" Elemente, etwa einzelne Interface-Elemente, Suchmaschinen oder die Möglichkeit einer Adressierung über IP-Adressen, den Zutritt, die Wahrnehmung und die Alltagspraktiken von Akteur/innen maßgeblich mitbestimmen.

Der ge- oder erlebte Raum ist immer hybrid und vielschichtig zu verstehen, da wir es bei zeitgenössischer Computertechnologie immer mit parallelen Raumerfahrungen in der digitalen Welt und außerhalb zu tun haben. Derzeit ist eine Erfahrung digitaler Onlineräume nur als Teil einer Erfahrung anderer (auch physischer) Räume möglich. Interagiert wird sowohl mit der Hardware, die im architektonischen Raum verortet wird, als auch mit einem Software-Interface. In den Mental Maps von Cyberräumen zeigen sich hier grundsätzlich unterschiedliche Erfahrungen von digitalen Räumen. Während einige Akteur/innen sich nicht als Teil dieser „Räume" verstehen, ist für andere die umgebende, permanent präsente Raumerfahrung im Internet zentral.

Wie auch bei physischen Orten, sind die Darstellungsformen von Cyberräumen von bekannten Bildern und Repräsentationen des Internets geprägt. Durch die fehlenden topografischen Übereinkünfte werden die individuellen Praktiken und subjektiven Sinnzusammenhänge der Zeichner/innen in der Anwendung der Mental-Mapping-Methode auf digitale Onlineräume umso deutlicher. Bereits die grundsätzlich gewählte Darstellungsform des Internets in den Mental Maps verwies in meiner Forschung auf spezifische Prioritäten in der Nutzung dieser Cyberräume: Die „Wolke", die Kommunikationspraktiken in den Vordergrund stellt, das „Netz", das Informations- und Datenaustausch in den Fokus rückt und die Interface-Fenster, die neben der Dominanz des Graphical User Interfaces, die Hybridität, das Abstrakte und die eigene Distanz zu diesen Räumen betonen. Zwischen individueller Praxis und Gesellschaft zeigen sich die Verbindungen von Akteur/innen, Servern und Programmen, die Bedeutung von Vernetzung, Kommunikation und Interaktion und die Dialektik von visuellen und semantischen Verknüpfungen in Wechselwirkung:

> Technisch gesehen ist das Internet eigentlich ein Netz, wo alle Knoten miteinander verbunden sind. Ganz viele Rechner über verschiedene Arten von Leitungen. Und das Internet als solches, das World Wide Web, ist wie eine Bibliothek. Und Google ist der Bibliothekar. Oder jede andere Suchmaschine. Und wenn man die Kommunikation nimmt, also Skype, Instant-Messenger, Videotelefonie und so weiter, wenn man es als Kommunikationsplattform sieht, dann trifft die Wolke-Vorstellung zu.[36]

36 Mr. Murauer, Interview mit Natalie, Mr. Murauer und Elise am 19.3.2015.

Literatur

Doris Bachmann-Medick: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, 4. Auflage, Reinbek bei Hamburg 2010.

Constantin von Barloewen: Der Mensch im Cyberspace. Vom Verlust der Metaphysik und dem Aufbruch in den virtuellen Raum, München 1998.

Otto Friedrich Bollnow: Mensch und Raum, 4. Auflage, Stuttgart 1976.

Michel de Certeau: Gehen in der Stadt (1980), in: Susanne Hauser/Christa Kamleithner/Roland Meyer (Hg.): Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften, Bd. 1: Zur Ästhetik des sozialen Raumes, Bielefeld 2011, S. 341-345.

Michel de Certeau: Praktiken im Raum, in: Jorg Dünne/Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main 2006, S. 343-353.

Ruth Dorothea Eggel: Online-Räume und Cyber-Spaces. „Der eigentliche Raum des Internets erstreckt sich erst dahinter in die Tiefe", Graz 2015; online unter: http://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/848004.

Ina-Maria Greverus: Was sucht der Anthropologe in der Stadt? Eine Collage, in: Ina-Maria Greverus/Johannes Moser/Kirsten Salein (Hg.): STADTgedanken aus und über Frankfurt am Main, Der Stadt Frankfurt zum 1200. Geburtstag, Frankfurt am Main 1994, S. 11-74.

Thomas Hengartner: Die Stadt im Kopf, in: Thomas Hengartner/Waltraud Kokot/Katrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung, Berlin 2000, S. 87-105.

Steven Johnson: Interface culture. How new technology transforms the way we create and communicate, San Francisco 1997.

Gertraud Koch: Digitale Texturen urbaner Räume. Überlegungen zum Ortsbezug von Öffentlichkeit und Privatheit, Hamburg 2014.

Henri Lefebvre: The production of space, Oxford/Cambridge 1991.

Lawrence Lessig: Code and other laws of cyberspace. Version 2.0, New York 2006.

Martina Löw: Raumsoziologie, Frankfurt am Main 2001.

Martina Löw/Silke Steets/Sergej Stoetzer: Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie, Opladen/Farmington Hills 2008.

Kevin Lynch: Das Bild der Stadt, in: Susanne Hauser/Christa Kamleithner/Roland Meyer (Hg.): Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften, Bd. 2: Zur Logistik des sozialen Raumes, Bielefeld 2013, S. 258-268.

Johanna Rolshoven: Raumkulturforschung – Der phänomenologische Raumbegriff der Volkskunde, in: Petra Ernst/Alexandra Strohmaier (Hg.): Raum. Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften, Baden-Baden 2013, S. 125-140.

Johanna Rolshoven: Zwischen den Dingen. Der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012), S. 156-169.

Estrid Sørensen: The Time of Materiality, in: Forum qualitative Sozialforschung 8/1 (2007), Artikel 2; online unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070122.

Ethnografisch (um)denken

Zu den Besonderheiten und Herausforderungen von Digitaler und Virtueller Ethnografie

Julia Fleischhack

Das Phänomen der Online-Präsenz – Einleitende Beobachtungen

Was sind die Besonderheiten der Online-Ethnografie beziehungsweise des ethnografischen Forschens im Internet? Die zwei Internetforscher Jason Rutter und Gregory W.H. Smith haben darauf schon Mitte der 2000er-Jahre eine einfache Antwort gefunden, die sie aus ihrem eigenen Untersuchungsfeld ableiten. Das Internet, mit seinen verschiedenen Umgebungen wie Chat-Räumen oder Foren, mache für sie „different degrees of participation for the online ethnographer" möglich.[1] Mit diesen Worten beschreiben sie in einer methodologischen Rückschau ihre Erfahrungen und Erkenntnisse aus ihrer Untersuchung von Nachrichtenforen von verschiedenen nordenglischen Internet-Providern. Ihr Interesse galt der Frage danach, wie Sozialität diskursiv in einer textbasierten Umgebung konstruiert wird und welche Themen die Mitglieder dieser Nachrichtengruppen als interessant, relevant und wertvoll zum Antworten befanden.

Über einen Zeitraum von fünf Monaten des Jahres 1998 archivierten die beiden Forscher 17.000 Nachrichten. Diese enthielten neben dem Suchen und Bereitstellen von Informationen auch Neckereien, Witzeleien und Konflikte. Nach kurzer Zeit lernten sie die Hauptcharaktere der verschiedenen Forengruppen kennen, ihre Selbstverständnisse und Interessen. Neben Gesprächen über Telefon besuchten sie eine Reihe von Nutzern und Nutzerinnen auch Zuhause, um mit ihnen ‚face-to-face'-Interviews zu führen. Dazu nahmen sie an ‚offline'-Treffen der ‚Rum-

1 Rutter/Smith: Ethnographic Presence, S. 87.

Rendevouz'-Gemeinschaft teil, die an verschiedenen Orten in Großbritannien stattfanden und sendeten Fragebögen an jene, die etwas gepostet hatten.

Ihre Beobachtungspraxis sehen Rutter und Smith nicht als teilnehmende Beobachtung im konventionellen Sinne an: „We veered more to the ‚observer' than to the ‚participant' pole."[2] Sie heben hervor, dass sie im Untersuchungszeitraum regelmäßig in dem Nachrichtenforen ‚präsent' gewesen seien, auch haben sie wiederholt durch Ankündigungen sich selbst und das Forschungsvorhaben vorgestellt. Insgesamt war ihre Forschungsumgebung davon geprägt, dass neue Personen dazu kommen und andere unbemerkt wieder daraus verschwinden. Es sei daher, so Rutter und Smith, eine ständige wechselnde Umgebung gewesen. Auch ihre Interaktion mit den anderen Forum-Nutzern und Nutzerinnen sei dort eher eingeschränkt gewesen.

Dennoch haben sie am Geschehen in den Nachrichtengruppen in einer limitierten Art und Weise teilgenommen, obgleich sie ihre ‚Teilnahme' als zurückhaltend ansahen und ihrer Auffassung nach eher selten etwas in die Gruppe gepostet haben.[3] Aus ihrem Forschungsfeld heraus summieren sie die folgende Erfahrung und Herausforderung: „The online ethnographer faces the issue of ‚being there', while also, in a non-trivial sense, the issue of ‚not being there.'"[4]

Rutter und Smith machen Eigentümlichkeiten ihrer ethnografischen Forschungspraxis – insbesondere in den Möglichkeiten ihrer ‚Präsenz' – aus, die sie auf ihre Untersuchungsumgebung, einem nachrichtenbasierten Internetforum, zurückführen.

Die hier beschriebenen Beobachtungen und Überlegungen sind symptomatisch für die methodologische Diskussion um das Internet als Forschungsumgebung, welche in den 1990er-Jahren einsetzte und sich in den frühen 2000er-Jahre vor allem mit der Entwicklung zum Web 2.0 intensivierte.[5] Zahlreiche Studien und Schriften begannen zu der Zeit die methodologischen Besonderheiten der neuen Forschungsumgebungen zu reflektieren, herauszuarbeiten und systematisieren.[6] Man nahm an, dass es etwas Distinktives in diesem Untersuchungsfeld gebe, etwas, was es von anderen „sorts of tools, venues, or phenomena for qualitative research" unterscheide, wie Annette N. Markham rückblickend über die frühen 2000er-Jahre und das aufkommende spezifische ethnografische Interesse am Digitalen wie auch der parallel entstehenden Auseinandersetzung zur Methodik der Erforschung schreibt.[7] Dies schlug sich auch mit ‚Virtual Ethnography', ‚Internet Ethnography' oder auch ‚Digital Ethnography' in eigenen Begrifflichkeiten nieder.[8] Dahinter verbargen sich zwar auch unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und Ansätze, die zum Teil den unterschiedlichen Untersuchungs-

2 Rutter/Smith: Ethnographic Presence, S. 84
3 Vgl. Rutter/Smith: Ethnographic Presence, S. 82-91.
4 Rutter/Smith: Ethnographic Presence, S. 91.

5 Deren Anfänge reichen in die 1990er-Jahre zurück.
6 Das Interesse an diesen Fragen und die Auseinandersetzung waren und sind bis heute interdisziplinär. Baym/Markham: Introduction, S. XIII.
7 Markham: Ethnography, S. 650.
8 Zu nennen sind hier unter anderem die folgenden Methodenbände von Pink/Horst/Postill/Hjorth/Lewis/Tacchi (Hg.): Digital Ethnography; oder auch Boellstorff/Nardi/Pearce/Taylor (Hg.): Ethnography and virtual worlds. In den letzten Jahren ist auch vermehrt der Begriff Social-Media-Ethnography aufgekommen.

umgebungen geschuldet waren, doch hatten diese Forschungsprogrammatiken das gemeinsame Anliegen, den Besonderheiten beim ethnografischen Forschen im Internet und mit digitalen Medien nachzugehen.

Dieser Beitrag untersucht, welche spezifischen Erkenntnisse und Erfahrungen beim ethnografischen Forschen in digitalen und virtuellen Umgebungen identifiziert, thematisiert, problematisiert werden und wie diese von Forschungen in nicht-digitalen Feldern abweichen. Welche methodischen Prinzipien und Forschungspraxen wie auch epistemologischen Voraussetzungen geraten – durch das Forschen im und mit dem Internet und digitalen Medien – besonders in den Blick? Ziel ist es, an konkreten empirischen Beispielen einen Einblick zu geben, wie Prinzipien und Prämissen der ethnografischen Praxis in diesem Forschungszusammenhang ausgehandelt werden und welche methodologischen Fragen und Herausforderungen entstehen. Empirische Basis bilden methodische Reflexionen nicht nur aus der Kulturanthropologie wie auch der breiteren kulturanthropologisch-ethnologischen Disziplin, sondern auch aus anderen Fächern wie etwa der Soziologie, den ‚Internet Studies' oder ‚Science and Technology Studies', die sich zur gleichen Zeit damit beschäftigten, wie die „ethnographic study of the ‚digital'"[9] zu definieren sei.

Mehr mediatisierter als direkter Kontakt

Mit der Frage der zunehmenden Bedeutung von Medien gerade in der multilokal ausgerichteten ethnografischen Forschung hat sich Ulf Hannerz in seinem 2003 erschienenen Aufsatz ‚Being there ... and there ... and there! Reflections on multi-site ethnography' auseinandergesetzt. Laut Hannerz erfolgen längst nicht mehr alle Forschungsbeziehungen von Angesicht zu Angesicht. Er summiert: „Media, personal or impersonal, seem to leave their mark on most multi-site studies."[10] Hannerz analysiert hier die wachsende Rolle von Medien als Forschungsinstrument (wie etwa Telefon), die es erlauben Interviews mit Gewährspersonen zu führen, die sonst nicht erreichbar wären. Doch bezog sich seine Beobachtung ebenfalls auf seine damaligen Untersuchungsfelder und die Aktivitäten seiner Gewährspersonen. Die Auslandskorrespondenten und -korrespondentinnen, die er teilnehmend begleitet hat, verbrachten viel Zeit vor ihrem Computer-Bildschirm.[11] Auch in seiner Untersuchung eines Washingtoner Stadtteils hatte er viel Zeit mit dem Schauen von ‚schlechten' TV-Programmen in halb-dunklen Räumen verbracht. Laut Hannerz aber habe man in den 1960er-Jahren die Mediennutzung noch nicht in die zeitgenössische ethnografische Praxis miteinbezogen.[12]

Seit diesen über anderthalb Jahrzehnten alten Überlegungen von Hannerz hat sich die Bedeutung von Medien und Medienumgebungen in ethnografischen Forschungen vor allem durch die wachsende Bedeutung des Internets und digitaler Medien als Forschungsgegenstand und -feld radikal verändert, was sich nicht zuletzt auch in der aufkommenden methodologischen Auseinandersetzung um Digital Ethnography,

9 Markham: Ethnography, S. 650.

10 Hannerz: Being there, S. 212.
11 Hannerz: Being there, S. 211.
12 Hannerz: Studying Down, S. 25-26.

Media Ethnography oder auch Virtual Ethnography widerspiegelt. In diesem neuen Vokabular zeigt sich nach Christine Hine ein Bedürfnis nach Abgrenzung von früheren Methodenansätzen.[13] Welche Besonderheiten und Neuerungen beim ethnografischen Zugang werden darunter verstanden und verhandelt?

Das Autorenteam um Sarah Pink sieht etwa die mediatisierten Bedingungen, wie sie eingangs von Rutters und Smith und auch bei Hannerz beschrieben werden, als ein primäres Merkmal von digitaler Ethnografie an. Dort heißt es: „In digital ethnography we are often in mediated contact with participants rather in direct contact."[14] Der direkte Kontakt zu Gewährspersonen wird hier eher als Ausnahme formuliert.

Wie vielfältig diese Formen mediatisierten Kontakts oder auch Interaktionen beim ethnografischen Forschen in digitalen oder virtuellen Umgebungen ausfallen können, haben inzwischen schon eine ganze Reihe von Studien gezeigt. In ihrer Forschung zu Sexarbeiterinnen, die zunächst offline begann, stellte Sanders fest, dass ein großer Teil der Organisation der Sexarbeit auch über computer-mediatisierte Kommunikation verlief und sie daher einen Teil ihrer empirischen Daten in Internetforen und Live-Chat-Sitzungen erhob.[15] In ihrer Untersuchung der Anonymous-Bewegung hat Gabriella Coleman gar einen großen Teil ihrer Interviews und Beobachtungen über verschlüsselte Kanäle, sogenannte ‚Internet Relay Chats' (IRC), geführt, die die zentrale Infrastruktur von Hacker- und Geek-Interaktionen bilden.[16] Als einer der ersten im Fach hat der US-amerikanische Kulturanthropologe Tom Boellstorff seine Feldforschung sogar ausschließlich in der virtuellen Welt ‚Second Life' durchgeführt. Im Zentrum seiner Studie stand die teilnehmende Beobachtung des Online-Spiels, ergänzt von Interviews und Umfragen. Boellstorff erschuf sich dazu einen Avatar mit dem Namen Tom Bukowski. Er richtete sich ein Büro ein, das er ‚Ethnographia' nannte und begleitete die Bewohner- und Bewohnerinnen bei ihren sozialen Aktivitäten in dieser Welt teilnehmend – vom Spielen und Sprachenlernen bis zum Häuserbauen.[17]

Gerade die beiden ethnografischen Untersuchungen von Boellstorff und Coleman machen deutlich, dass es hier – um noch einmal auf die bei Pink gemachte Distinktion zurückzukommen – kaum (bei Coleman) oder gar keinen (bei Boellstorff) ‚direkten Kontakt' zu Gewährspersonen im Feld gab. Bei beiden verlief fast die gesamte Feldforschung – ob Interviews, der Aufbau von Forschungsbeziehungen oder Beobachtungsverfahren – unter mediatisierten Bedingungen. Dabei kamen auch die den Umgebungen eigenen Kommunikations- und Interaktionstechnologien zum Einsatz und wurden damit Teil der ethnografischen Praxis.[18] Bei Coleman waren es in erster Linie die ‚Internet Relay Chats', bei Boellstorff die Avatarfunktion von ‚Second Life'. Boellstorff sah für seine Forschungsfrage und Erkenntnisinteresse keine Notwendigkeit darin, die Bewohner und Bewohnerinnen der von ihm untersuchten virtuellen Welt in ihrer eigentlichen

13 Hine: Virtual Methods, S. 5.
14 Pink/Horst/Postill/Hjorth/Lewis/Tacchi (Hg.): Digital Ethnography, S. 3.
15 Sanders: Online Sex Work Community, S. 67.
16 Coleman: Hacker.
17 Boellstorff: Coming of Age, S. 60-86.
18 Postill/Pink: Social Media Ethnography, S. 123.

Welt aufzusuchen. Er begründet das mit der Tatsache, dass die meisten Bewohner und Bewohnerinnen von virtuellen Welten ihre dortigen Bekannten nie offline treffen.[19] Mit seinem methodischen Vorgehen bildet Boellstorff eher die Ausnahme. Die Mehrheit der ethnografischen Forschungen zum Internet und digitalen Medien hat immer eine offline-Komponente. In ihrer Untersuchung zu Brustkrebs-Online-Foren erfuhr Shani Orgad erst durch ‚face-to-face'-Interviews mit betroffenen Patientinnen mehr über zuvor ‚unsichtbare' Nutzungspraxen und deren Bedeutung für den Umgang mit der Krankheit. Manche Patientinnen sprachen von einem therapeutischen Effekt, wenn sie ihre Brustkrebs-Erfahrungen niederschrieben, noch bevor sie diese online veröffentlichten. Von anderen Patientinnen erfuhr sie wiederum, dass sich diese nur auf das Lesen von Kommentaren anderer Patientinnen beschränkten, ohne dabei selbst notwendigerweise in dem Forum aktiv zu werden. Diesen Frauen war es nicht wichtig, ihre eigenen Erfahrungen und Gefühle öffentlich darzulegen. Wenn Orgad sich selbst nur auf die beobachtbaren Online-Aktivitäten beschränkt hätte, wäre es nicht möglich gewesen, die unterschiedliche Bedeutung der Nutzungspraxen des Online-Forums zu erklären, wie auch die Komplexität von Aktivitäten der Patientinnen im Zusammenhang mit dem Forum zu dokumentieren.

Eine Reihe von ethnografischen Studien zeigen, dass die Technologie des Internets in ganz neuer Weise den Kontakt mit Gewährspersonen ermöglicht und Raum für Forschende geschaffen hat, mit diesen in kreativer Weise zu interagieren.[20] Durch eine Online-Plattform für kommerzielle sexuelle Dienste wurde für Sanders das Beobachten derer, die Sex kaufen, und derer, die Sex anbieten, erst möglich – zuvor wurde dies nur auf einer rein privaten und individuellen Basis ausgehandelt. Durch Beobachtungen auf der Plattform hat sie zudem Erkenntnisse zu weiteren sexuellen Verhaltensaspekten erhalten, die ihr bis dato unbekannt waren und die ohne ihre dortigen Besuche ‚unentdeckt' geblieben wären.[21]

Letztlich sind Formen ‚mediatisierten Kontakts' vermehrt auch in jenen ethnografischen Forschungen zu finden, die zwar nicht explizit die Nutzung von Sozialen Medien und Internet fokussieren, aber deren Gewährspersonen möglicherweise extensiven Gebrauch von Sozialen Medien machen.[22] Dies zeigt auch, dass solche methodologischen Fragen eigentlich alle ethnografisch Forschenden betreffen.

Die Untersuchungsbeispiele verdeutlichen – mit Hannerz gesprochen – die ‚diversifizierten Engagements' online wie offline im Feld.[23] Sie geben Einblicke in die methodischen Möglichkeiten wie auch Dimensionen des ethnografischen Forschens in Internetumgebungen (oder eben auch unter mediatisierten Bedingungen). Sie zeigen, wie vielfältig offline- und online-Präsenz im Feld ausgehandelt wird. Mehr noch: Sie

19 Doch bedeute „studying a virtual world in its own terms" nicht, dass man die vielen verschiedenen Arten und Weisen ignorieren kann, wie die eigentliche Welt die virtuelle beeinflusst. Boellstorff: Coming of Age, S. 61-64.

20 Gerade bei bestimmten sensiblen Gruppen oder auch sogenannten ‚high-risk'-Gruppen ist es nicht machbar, offline Interviews oder Treffen durchzuführen. Vgl. Orgad: How Can Researchers Make Sense, S. 42; Hamm: Ko-Präsenz, S. 31.

21 Sanders: Online Sex Work Community, S. 70.

22 Sinanan/McDonald: Ethnography, S. 181.

23 Hannerz: Studying Down, S. 32.

zeigen, dass manche Forschungsansätze wie etwa bei Boellstorff oder Coleman eigentlich keine physische Präsenz mehr an einen bestimmten geografischen Ort/Raum voraussetzen, was einst als zentrale Voraussetzung für die Immersion im Feld und damit als bestimmendes Prinzip des ethnografischen Ansatzes und Arbeitsweise gesehen wurde.[24]

Der ethnografische Zugang zu diesem Feld müsse, so Hine, nicht zwangsläufig noch eine physische Immersion beinhalten.[25] Sie begründet ihr Konzept und die Praxis wie folgt: „The notion of prolonged immersion simply needs to be rearcticulated to encompass the experience of mediated forms of engagement and to involve following connections rather than assuming physical co-presence in geographic space." Internet-Ethnografie beinhaltet für sie eine „experimental immersion", eine auf Erfahrungen basierende Immersion in spezifische soziale Räume des Internets, wo – ähnlich wie bei herkömmlichen Zugängen bei physischen Feldern – Forschende den Zugang verhandeln, verschiedene Aktivitäten beobachten und mit Gewährspersonen interagieren.[26]

Immersion als ein klassisches Ideal von teilnehmender Beobachtung[27] erfährt hier eine methodologische Um- und Neudeutung wie auch Erweiterung und Anpassung in dem Sinne, dass physische Präsenz im Feld durch die Praxis einer ‚sozialen Präsenz' und – um erneut auf die eingangs angeführten Überlegungen von Pink und Autorenteam zurückzukommen – mehr mediatisierten Kontakt ergänzt wird.

Was bedeutet das für den ethnografischen Forschungsansatz, dessen grundlegende Praxis sich über einen langen Zeitraum vor allem an der physischen Präsenz im Feld und an der „sozialen Nähe" orientiert, zu dessen Erleben Hauser Schäublin „alle Sinne, nicht nur das Sehen und Hören, sondern auch das körperliche und seelische Fühlen" zählt?[28] Wie verändert sich die ethnografische Forschung in ihren Prämissen und Verfahrensweisen, wenn (im Feld) ein Teil der Datenerhebung, Kommunikation und Interaktion unter mediatisierten Bedingungen oder sogar zum Teil ohne ‚face-to-face'-Begegnung und physische Präsenz abläuft?

Möglichkeiten und Grenzen einer ‚textual participation' und ‚disembodied interaction'

Welche grundsätzlichen methodologischen Unterschiede und Herausforderungen werden beim ethnografischen Forschen in digitalen oder virtuellen Umgebungen (oder auch Sozialen Medien) diskutiert? Eine Besonderheit sieht Markham darin, dass gerade bei der digitalen Kommunikation viele der sensorischen Fähigkeiten beschränkt sind, die dem Forschenden normalerweise helfen, die Bedeutungen der Umgebung, des Gegenübers und des Kontextes zu analysieren. Dazu zählt sie in erster Linie das Fehlen von nonverbalen Merkmalen, wenn Personen nicht im gleichen physischen Raum

24 Hannerz: Studying Down, S. 34.
25 Hine: Virtual Ethnography, S. 56.
26 Hine: Virtual Ethnography, S. 45-46. Vgl. Sinanan/McDonald: Ethnography, S. 181. Doch für viele Ansätze sind ‚face-to-face'-Interviews zentral. Boyd: Making sense of teen life, S. 84-86.
27 Hannerz: Studying Down, S. 34.
28 Zitiert bei Hauser-Schäublin: Teilnehmende Beobachtung, S. 38. In jedem Fall basiert die Methode „auf sozialen Beziehungen zwischen ForscherIn und den zu untersuchenden Menschen.", Hauser-Schäublin: Teilnehmende Beobachtung, S. 34.

co-präsent sind.[29] Auf Körpersprache, Stimme, Mimik oder Habitus kann nicht reagiert werden.[30] Der Grund dafür liegt darin, dass die meisten Untersuchungsumgebungen des Internets immer noch text-basiert sind, auch wenn das Internet – gerade virtuelle Welten mit ihren avatarbasierten Funktionen – neue Mittel der Interaktion mit Beforschten (und des Zugangs zu ihnen) bereitstellen.[31] Markham sieht Text als das zentrale Mittel an, durch das ihre Gewährspersonen handeln und sich selbst darstellen und was sie als „textual performance" bezeichnet: „text is the means by which embodiment is constructed, disavowed, or reconfigured."[32]

Text bleibt daher eine entscheidende Einheit der Analyse für die qualitative (oder eben ethnografische) Forschung in diesen Umgebungen, was vielleicht auf den ersten Blick ungewöhnlich anmutet. Dies hat signifikante Folgen für das Interagieren in textbasierten Umgebungen, da mit dem Sehsinn der prominenteste Sinn eingeschränkt ist.[33] Mit Blick auf die zentrale Bedeutung von textbasierten Internetumgebungen gerade in ethnografischen Untersuchungen fragt Markham nach den Möglichkeiten einer ‚textual participation' und einer ‚disembodied interaction' in diesen Umgebungen und danach, welche Auswirkungen das Fehlen von Gesichtsausdrücken und Gesten hat.[34] Auch bei mehr visuell ausgerichteten Forschungsumgebungen, wo Forschende Zugang zu Fotos, Webkameras oder Blogs haben, gelten diese Einschränkungen der sinnlichen Wahrnehmung. Diese Problematik sieht Boellstorff ebenfalls bei den von ihm beforschten mehr fotorealistischen virtuellen Welten (auch jene mit sehr gutem grafischem Realismus). Dort bleiben Gesichtsausdrücke und Gesten von Avataren oft rudimentär, diese sind meist automatisiert und können nicht individuell-nutzerkontrolliert gesteuert werden.[35] Diese Abwesenheit von visueller Information über die Beforschten hat zum Teil paradoxe Auswirkungen. Paradoxer als man, so Markham, realisieren würde. Laut Markham werden in physischen Kontexten und Forschungsfeldern sozioökonomische Marker wie die Körperform, Geschlecht, ethnische und soziale Herkunft bewusst wie unbewusst von den Forschenden benutzt, um sich von den Beforschten ein Bild zu machen. Auch online und ohne visuelle Information werden diese Rahmungen genutzt, sie funktionieren unsichtbar.[36]

Sie weist außerdem auf die Schwierigkeiten und Missdeutungen hin, die dadurch entstehen können. Sie erklärt, wie sich diese visuellen Einschränkungen und auch eingeschriebenen Rahmungen in ihrer Forschung ausgewirkt haben. Dies demonstriert sie an einem Beispiel: In einem anonymen textbasierten Chatraum führte sie Interviews mit Personen, von denen sie

29 Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 799. Siehe hierzu auch Koch: Ethnografieren im Internet, S. 368.
30 Dieser Kargheit der digitalen Kommunikation steht aber eine „Fülle von Zeichen" gegenüber, die Hamm als „digitale Körperlichkeit" betrachtet. Hamm: Ko-Präsenz, S. 30.
31 Markham charakterisiert gerade die textbasierten Umgebungen als wenig ‚immersiv' im Vergleich zu den avatarbasierten, virtuellen Umgebungen. Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 796.
32 Markham: Representation.
33 Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 796 und S. 803.
34 Markham: Representation.
35 Boellstorff/Nardi/Pearce/Taylor (Hg.): Ethnography and virtual worlds, S. 103.
36 Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 799.

nur das Pseudonym kannte. Markham berichtet, dass sie anfangs das Geschlecht einer Gewährsperson durch die Art der Wortwahl und des Schreibens falsch interpretierte.[37] Während des Interviews fiel ihr auf, dass ihre Interviewpartnerin sich nicht darum gekümmert hat, wie ihr Schreibstil und Wortwahl auf andere wirkt beziehungsweise wie sich über die Textkonstruktion und Wortwahl eine ‚Identität' für die anderen äußert. Einen Grund dafür sieht Markham darin, dass ihre Interviewpartnerin ihre Identität vermutlich nicht auf den von ihr selbst geschriebenen Text, sondern vielmehr auf die Interaktion, die das Medium zugelassen hat, bezogen hat.[38]

Markhams Überlegungen dokumentieren einen Umlern- oder Umgewöhnungsprozess für den ethnografischen Zugang in der Weise, wie mit limitierter sensorischer Wahrnehmung in solchen Untersuchungsumgebungen umgegangen werden kann. An Markhams Beispiel wird deutlich, wie wichtig es ist, in diesen Forschungsumgebungen, die visuellen, verbalen und interaktiven Präsentationen des Online-Selbst wie auch Interaktion mit, durch und in Textform lesen und verstehen zu lernen.[39] Marion Hamm, die Kommunikations- und Interaktionsweisen in IRC-Channels des ‚Indymedia'-Netzwerks untersucht hat, spricht in diesem Zusammenhang von einer „Sensibilität für die Zeichen des digitalen Körpers" und das nonverbale digitale Verhalten.[40]

Für digitale Kontexte sieht Markham daher die hauptsächliche Schwierigkeit des Beobachtens und Interviewführens darin, dass unsere Erwartungen „remain rooted in embodied ways of collecting, analyzing and interpreting information."[41] Gerade die ethnografischen Methoden seien, so Markham, mehr für die Forschung in „physisch nahen Kontexten" ausgerichtet. Auch das gewöhnliche Forschungstraining sei bislang mehr für physisch ko-präsente Umgebungen ausgerichtet. So stellt sich Markham die Frage, in welcher Weise und Intensität wir bei der Präsenz im Feld auf unseren Körper und die Köper der Gewährspersonen Bezug nehmen.[42]

Markhams Überlegungen machen deutlich, dass das sensorische Selbstverständnis, die „Selbstverständlichkeit sinnlicher Wahrnehmung und Interpretation",[43] beim ethnografischen Forschen in digitalen und virtuellen Untersuchungsumgebungen neu herausgefordert ist. Insbesondere die Privilegierung und auch Selbstverständlichkeit des Visuellen wird beim ethnografischen Forschen in digitalen Umgebungen infrage gestellt. In digitalen Kontexten nimmt das Visuelle nur eine marginale Rolle ein, obgleich es über einen langen Zeitraum in der Genese ethnografischer Daten und im ethnografischen Wissensprozess eine privilegierte und selbstverständliche Position innehatte, in

37 Laut Markham hat die Person mit dem Pseudonym Sheol sehr viele Emoticons und Punktuationen genutzt, in sehr kurzen Sätzen geschrieben und körperlich-emotionale Praxen wie Lachen und Lächeln in Zeichen wie LOL, Ausrufezeichen oder :-) ausgedrückt. Markham: Representation.

38 Markham: Representation.

39 Auf die zunehmende Bedeutung von linguistischen Schlüsseln weist auch das Autorenteam um Boellstorff am Forschungskontext von virtuellen Welten. Boellstorff/Nardi/Pearce/Taylor (Hg.): Ethnography and virtual worlds, S. 103.

40 Hamm: Ko-Präsenz, S. 31.

41 Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 815.

42 Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 808.

43 Bendix: Was über das Auge hinausgeht, S. 73.

den 2000er-Jahren wurde diese allerdings in kulturanthropologischen Methodendiskussionen zunehmend hinterfragt und für einen multi-sensorischen Zugang plädiert.[44] Es stellt sich daher die Frage, wie sinnliche Wahrnehmung in digitalen Kontexten „geschärft, gemindert oder zumindest verändert" wird.[45]

Andere soziale Regeln und Referenzrahmen

In der Methodenliteratur werden eine Reihe weiterer Spezifika von digitalen respektive virtuellen Umgebungen des Internets diskutiert, die die sozialen Kontexte und damit auch die Regeln verändern, wie Personen agieren beziehungsweise handeln können. Daraus ergeben sich Auswirkungen auf die Forschungssituation, insbesondere auf die Interaktion zwischen Forscher und Beforschten – und letztlich auch auf die Deutung und Analyse des ethnografischen Materials.

Die neuen digitalen Kommunikationstechnologien bevorzugen und betonen, so Markham, bestimmte Merkmale einer Interaktion, während andere verkleinert oder verdunkelt werden, was herkömmliche Methoden des Erfassens und Untersuchens irritieren kann.[46] Diese Veränderungen in der Interaktion stehen auch bei Danah Boyd im Fokus. Sie spricht in diesem Zusammenhang von einer „mediatisierten Sozialität", die bei der Untersuchung digitaler Umgebungen im Vergleich zu physischen, öffentlichen Räumen mitgedacht werden müsse und die vor allem durch vier Eigenschaften charakterisiert sei. Diese beschreibt sie mit Persistenz, Suchbarkeit, Kopierbarkeit und dem unsichtbaren Publikum. Dazu zählt für sie das Fortbestehen von Online-Gesagtem, das schnelle Wiederauffinden von Texten, Medien und Personen, wie auch die Schwierigkeit, Duplikate von Originalen zu unterscheiden. Nicht zuletzt ist für sie dazu auch der Umstand bestimmend, nicht zu wissen, wer einen online sieht, hört oder auch liest. Hier werden Eigenschaften aufgeführt, die nach Boyd soziale Kontexte kollabieren lassen und die Regeln verändern können, nach denen Personen sich verhalten.[47] Für Boyd ist dieses Erkennen von und das Umgehen mit den hier aufgeführten Merkmalen ein zentraler Ansatzpunkt ihrer Untersuchungen, denn diese würden den Kontext verändern, in dem Forschung stattfände.[48] Gerade durch die Verschiedenartigkeit der Umgebungen des Internet weist Hine etwa auf die Wichtigkeit hin, genau zu reflektieren, wie eine Interaktion in einem bestimmten digitalen/virtu-

44 Bendix: Was über das Auge hinausgeht, S. 73. Siehe auch Pink: Doing Sensory Ethnography.

45 Siehe hierzu auch Bendix' Überlegungen zu den Veränderungen von persönlichen sinnlichen Wahrnehmungen in der eigenen Forschungsbiografie. Bendix: Was über das Auge hinausgeht, S. 81.

46 Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 796.

47 Boyd nennt diese Eigenschaften auch Affordanzen. Diese „sind zwar an sich nicht neu, aber ihre gegenseitigen Verflechtungen, die mit den vernetzten Öffentlichkeiten entstanden sind, schaffen neue Chancen und Herausforderungen." Boyd: Es ist kompliziert, S. 18. Markham geht auch am Beispiel von Identitätskonstruktion im Internet auf diese neuen Herausforderungen ein: „In chat rooms, on mobile phones, through personal websites, and other media, identity is produced and consumed in a form abstracted from actual presence. Cultural understanding is literally constructed discursively and interactively." Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 808.

48 Boyd: Response, S. 30-31.

ellen Raum abläuft und unter welchen Voraussetzungen diese stattfindet.[49]
Boellstorff hingegen sieht eine weitere folgenreiche Veränderung für den ethnografischen Zugang darin, dass die räumlich und zeitlich spezifischen ‚sozialen Realitäten' nicht mehr länger auf die physische Welt beschränkt sind. Diese neue Situation hat nach Boellstorff entscheidende theoretische wie auch methodologische Konsequenzen für die Analyse von sozialen Praxen und ihrer Bedeutungen. Das ‚Soziale' hat nun mit der Möglichkeit des Onlineseins – und durch virtuelle oder digitale Welten – mehrere Referenzfelder. Als neues Merkmal führt er die ‚multiplen Verkörperungen' an, mit denen man nun in der Forschung durch die verschiedenen digitalen und virtuellen Umgebungen konfrontiert sei. Damit ist gemeint, dass eine Person sich abhängig von der jeweiligen Umgebung unterschiedlich präsentieren, aber auch verhalten kann. Doch hätten auch die sozialen Praxen, die man in virtuellen oder anderen digitalen Umgebungen beobachtet, ‚multiple Felder der Referenz'. Als Beispiel nennt er etwa das ‚Freundschaften machen', das je nach der Umgebung – sei es nun Freundschaft auf ‚Facebook' oder in ‚Second Life' – variieren kann. So könne eine Freundschaft in beiden Umgebungen entstehen, ohne dass man die andere Person in der physischen Welt getroffen haben muss.[50] Aus seinem eigenen Forschungskontext zieht er folgende theoretisch und methodologisch relevante Erkenntnis: Manche soziale Interaktionen und auch das Schaffen von Bedeutung finden nur in digitalen oder virtuellen Umgebungen oder zwischen diesen statt.
Boyd sieht darin eine neue methodologische Situation für den ethnografischen Zugang. Schon die ‚Mobilität' der Gesellschaft hätte die Bedingungen des ethnografischen Forschens verändert, schreibt sie mit Blick auf das Konzept der Multi-Sited-Ethnography von George E. Marcus, doch durch die mediatisierten Technologien hätten sich die Regeln gänzlich gewandelt. „Networked technologies", so beschreibt Boyd die neue Situation, „have completely disrupted any simple construction of a field site."[51]

Ethnografisch (um)denken – Fazit und Ausblick

Durch das Forschungsinteresse an Internet und digitalen Medien hat die Ethnografie als methodischer Zugang und Arbeitsweise – darauf weisen etwa Sinanan und McDonald hin – eine weite Verbreitung und Anwendung in anderen Disziplinen gefunden, was sich auch in den hier dargelegten überfachlichen Überlegungen spiegelt.[52] Im Beitrag wurden Besonderheiten des ethnografischen Forschens in digitalen und virtuellen Umgebungen vorgestellt, sowie dargelegt, welche methodologischen und auch epistemologischen Herausforderungen diese

49 Hine: Virtual Ethnography, S. 26. „This kind of reflection on how a particular form of mediated interaction feels and how it feels to navigate between various forms and sites of interaction has been an important component of developing a deeper understanding of the Internet, predicated on the idea that ethnographic insight is about studying a form of life in its own terms."
50 Boellstorff: Rethinking digital anthropology, S. 52.
51 Boyd: Response, S. 27.
52 Sinanan und McDonald sehen einen engen Zusammenhang zwischen dem Forschungsinteresse an Sozialen Medien und der Verbreitung/Adaption der ethnografischen Methode in anderen Disziplinen. Sinanan/McDonald: Ethnography, S. 183.

bergen: Das betrifft den Umgang mit eingeschränkter Sinneswahrnehmung und ‚textueller Performanz', vor allem in jenen digitalen und virtuellen Umgebungen, in denen ‚Angesichtigkeit' nicht gegeben ist, oder das Erkennen von veränderten sozialen Kontexten, Regeln und Referenzrahmen, wie sie bei Boellstorff und Boyd im Fokus stehen.

Für die Geschichte der Ethnografie in den kulturanthropologisch-ethnologischen Disziplinen ist das, was im Fach wie darüber hinaus als Digitale oder Virtuelle Ethnografie bezeichnet wird, eine neue Phase, da hier das Konzept von physischer Präsenz mit der ‚Präsenz und Interaktion unter mediatisierten Bedingungen' eine neue Komponente erhält. Auch wenn Feldforschungspraxen unter mediatisierten Bedingungen – auf den ersten Blick – den Anschein haben können, einige Prämissen und Prinzipien des ethnografischen Zugangs auf den Kopf zu stellen, zeigen die dargelegten ethnografischen Untersuchungen und begleitenden Überlegungen zur Methodik gleichwohl, dass es sich eher um Anpassungs- und Umlernprozesse des ethnografischen Forschens handelt. Die Präsenz im Feld ist für den Forschungsprozess beim ethnografischen Zugang immer noch wesentlich, allerdings haben sich die Bedingungen geändert, unter denen geforscht wird, wie auch die Formen der Präsenz. Diese neuartigen ethnografischen Forschungserfahrungen und Voraussetzungen haben eingangs Rutter und Smith zum Ausdruck gebracht: „The online ethnographer faces the issue of ‚being there', while also, in a non-trivial sense, the issue of ‚not being there'."[53]

Abschließend soll noch einmal summiert werden, auf was die methodologische Auseinandersetzung mit dem Internet und dem Digitalen den Blick lenkt. Im Aufkommen der computer-mediatisierten Umgebungen und digitalen Kommunikationstechnologien sieht Hine die Gelegenheit, die methodologischen Bekenntnisse (des ethnografischen Zugangs) zu hinterfragen.[54] Für Nancy Baym und Markham hingegen bringt das Internet bisher einfach vorausgesetzte und unsichtbare Epistemologien und Forschungspraxen zum Vorschein.[55] So führen methodologische Herausforderungen bei der Erforschung des Internets dazu, Fragen, die weniger deutlich in traditionellen Forschungskontexten auftreten, erneut zu stellen. Durch ihre Forschung in solchen neuen Kontexten seien Internetforscherschende nun dazu gezwungen, zentrale Prinzipien und Praxen qualitativer Forschung zu befragen und zu beleuchten.[56]

Laut Markham befinden wir uns in einer wissenschaftlichen Ära, in der die Limitationen der fünf Sinne erkannt werden müssen und in der darüber nachgedacht werden muss, in welcher Weise und warum wir Wissen schaffen beziehungsweise es schaffen wollen. Gerade die computer-mediatisierten Umgebungen zeigen die Notwendigkeit auf, diese Überlegungen zu intensivieren.[57] Das Internet hat laut Baym und

53 Rutter/Smith: Ethnographic Presence, S. 91.
54 Hine: Virtual Methods, S. 9.
55 Baym/Markham: Introduction, S. VII.
56 Markham argumentiert, dass sich die epistemologischen Rahmungen der Sozialforschung noch nicht der Realität angepasst haben. Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 815.
57 Markham: Methods, Politics, and Ethics, S. 800.

Markham das Potenzial, die Art und Weise, wie qualitative Forschung gedacht und durchgeführt wird, zu verändern.[58]

Gerade Hannerz Überlegungen aus den 1990er- und 2000er-Jahren zeigen, dass der ‚mediatisierte Kontakt' im Feld schon viel früher eine Rolle gespielt hat, zum Teil auch als Gegenstand methodologischer Reflektion, doch standen damals vor allem die von George E. Marcus aufgeworfenen konzeptuellen Ansätze der ‚Multi-Sited-Ethnography' und die damit einhergehenden Veränderungen in den Verständnissen von Feld und Feldforschung im Fokus. Marcus selbst beschrieb diesen ‚methodologischen Trend' und Wandel in der anthropologischen Forschung als einen Adaptionsprozess von „longstanding modes of ethnographic practice to more complex objects of study." Auch wies er auf die Ängste und Warnungen vor einem Testen der ‚Grenzen der Ethnografie', die damit einhergingen. So sah er gerade das Aufkommen der ‚Multi-Sited-Ethnography' auch in einem breiteren interdisziplinären Zusammenhang verortet, wozu er ‚media studies', ‚science and technology studies', und auch ‚cultural studies' zählte.[59] Nicht zuletzt darin lassen sich durchaus Parallelen zu der hier im Beitrag vorgestellten methodologischen Diskussion erkennen.

In diesem Sinne soll der Beitrag mit einem Gedankenexperiment schließen, das Markham 2013 in einem Aufsatz in der Zeitschrift ‚Qualitative Communication Research' angestellt hat. Darin befragt sie hypothetisch die Entstehungskontexte des ethnografischen Methodenansatzes: „What if in the early 1900s anthropologists had the Internet? What would Malinowski do?"[60]

Literatur

Nancy K. Baym/Annette N. Markham: Introduction. Making Smart Choices on Shifting Ground, in: Nancy K. Baym/Annette N. Markham (Hg.): Internet Inquiry. Conversations about method, Los Angeles 2009, S. VII-XIX.

Regina Bendix: Was über das Auge hinausgeht. Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 1/102 (2006), S. 71-84.

Tom Boellstorff: Coming of Age in Second Life. An Anthropologist Explores the Virtually Human, Princeton 2008.

Tom Boellstorff: Rethinking digital anthropology, in: Daniel Miller/Heather A. Horst (Hg.): Digital Anthropology, London 2012, S. 39-60.

Tom Boellstorff/Bonnie Nardi/Celia Pearce/T.L. Taylor (Hg.): Ethnography and virtual worlds. A handbook of method, Princeton 2012.

Danah Boyd: A Response to Christine Hine, in: Nancy K. Baym/Annette N. Markham (Hg.): Internet Inquiry. Conversations about method, Los Angeles 2009, S. 26-32.

Danah Boyd: Es ist kompliziert. Das Leben der Teenager in sozialen Netzwerken, München 2014.

Danah Boyd: Making sense of teen life. Strategies for capturing ethnographic data in a networked era, in: Eszter Hargittai/Christian Sandvig (Hg.): Digital research confidential. The secrets of studying behavior online, Cambridge 2015, S. 79-102.

Gabriella E. Coleman: Hacker, hoaxer, whistleblower, spy. The many faces of Anonymous, London/New York 2015.

Marion Hamm: Zur ethnografischen Ko-Präsenz in digitalen Forschungsfeldern, in: Victoria Hegner/Dorothee Hemme (Hg.): Feldforschung@cyberspace, Göttingen 2011, S. 27-32.

58 Baym/Markham: Introduction, S. VIII.
59 Marcus: Ethnography, S. 95.

60 Markham: Fieldwork in social media, S. 437.

Ulf Hannerz: Being there ... and there ... and there! Reflections on multi-site ethnography, in: Ethnography 4/2 (2003), S. 201-216.

Ulf Hannerz: Studying Down, Up, Sideways, Through, Backwards, Forwards, Away and at Home. Reflection on the Field Worries of an Expansive Discipline, in: Simon Coleman/Peter Collins (Hg.): Locating the Field. Space, Place and Context in Anthropology, Oxford 2006, S. 23-41.

Brigitta Hauser-Schäublin: Teilnehmende Beobachtung, in: Bettina Beer (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung, 2. Auflage, Berlin 2008, S. 37-58.

Christine Hine: From Virtual Ethnography to the Embedded, Embodied, Everyday Internet, in: Larissa Hjorth/Heather Horst/Anne Galloway/Genevieve Bell (Hg.): The Routledge Companion to Digital Ethnography, New York 2017, S. 21-28.

Christine Hine: Virtual Ethnography, London 2000.

Christine Hine: Virtual Methods and the Sociology of Cyber-Social-Scientific Knowledge, in: Christine Hine (Hg.): Virtual Methods. Issues in Social Research on the Internet, Oxford/New York 2005, S. 1-13.

Gertraud Koch: Ethnografieren im Internet, in: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie, Bern 2014, S. 367-382.

George E. Marcus: Ethnography in/of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography, in: Annual Review of Anthropology 24 (1995), S. 95-117.

Annette N. Markham: Ethnography in the Digital Internet Era. From fields to flows, descriptions to interventions, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.): The SAGE Handbook of Qualitative Research, 5. Auflage, Los Angeles 2017, S. 650-668.

Annette N. Markham: Fieldwork in social media. What would Malinowski do?, in: Journal of Qualitative Communication Research 2/4 (2013), S. 434-446.

Annette N. Markham: Representation in online ethnographies. A matter of context sensitivity, in: Mark D. Johns/Shing-Ling Sarina Chen/G. Jon Hall (Hg.): Online Social Research. Methods, Issues, and Ethics, New York 2004, S. 131-145; online unter: https://annettemarkham.com/writing/chen.htm.

Annette N. Markham: The Methods, Politics, and Ethics of Representation in Online Ethnography, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.): The SAGE Handbook of Qualitative Research, 3. Auflage, Los Angeles 2005, S. 793-820.

Shani Orgad: How Can Researchers Make Sense of the Issues Involved in Collecting and Interpreting Online and Offline Data?, in: Nancy K. Baym/Annette N. Markham (Hg.): Internet Inquiry. Conversations about method, Los Angeles 2009, S. 33-53.

Sarah Pink: Doing Sensory Ethnography, London 2009.

Sarah Pink/Heather A. Horst/John Postill/Larissa Hjorth/Tania Lewis/Jo Tacchi (Hg.): Digital Ethnography. Principles and Practice, Los Angeles 2016.

John Postill/Sarah Pink: Social Media Ethnography. The digital researcher in a messy web, in: Media International Australia 145 (2012), S. 123-134.

Jason Rutter/Gregory W.H. Smith: Ethnographic Presence in a Nebulous Setting, in: Christine Hine (Hg.): Virtual Methods. Issues in social research on the internet, Oxford/New York 2005, S. 81-92.

Teela Sanders: Researching the Online Sex Work Community, in: Christine Hine (Hg.): Virtual Methods. Issues in social research on the internet, Oxford/New York 2005, S. 67-79.

Jolynna Sinanan/Tom McDonald: Ethnography, in: Jean Burgess/Alice E. Marwick/Thomas Poell (Hg.): The SAGE Handbook of Social Media, London 2018, S. 179-195.

Citizen Science/Bürgerwissenschaft

Projekte, Probleme, Perspektiven am Beispiel Sachsen

Martin Munke

1. Einführung

Unter dem englischen Begriff ‚Citizen Science' und seiner deutschen Entsprechung ‚Bürgerwissenschaft(en)' wird eine Reihe von Konzepten gefasst, die eine Beteiligung von Laien bei der Generierung wissenschaftlicher Erkenntnisse bezeichnen.[1] Diese Konzepte sind eng verbunden mit der Vorstellung einer ‚Offenen Wissenschaft' (Open Science) und ihrem Ziel, „Wissenschaft einer größeren Zahl von Menschen einfacher zugänglich zu machen".[2] Im Folgenden sollen zunächst die unterschiedlichen Begrifflichkeiten näher betrachtet werden. Ein zweiter Teil befasst sich dann mit einigen aktuellen sächsischen Beispielen für Citizen-Science-Projekte, womit einige Überlegungen zu grundsätzlichen Herausforderungen und Möglichkeiten solcher Projekte verbunden werden sollen. Die Ausführungen verstehen sich als Werkstattbericht und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die eingenommene Perspektive ist dabei nicht die eines Fachwissenschaftlers, sondern die des Mitarbeiters einer Wissenschaftsinfrastruktureinrichtung (wobei die eigene Sozialisation als Historiker natürlich ihre Spuren hinterlässt) – in meinem Fall der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB), die sich als eine von noch nicht allzu vielen wissenschaftlichen Bibliotheken programmatisch auf diesem Feld

1 Vgl. Munke: Science/Bürgerwissenschaft (Vortragsfolien).
2 https://de.wikipedia.org/wiki/Offene_Wissenschaft.

engagiert.[3] ‚Citizen Science' erweist sich in diesem Zusammenhang als ein Querschnittsthema, das alle Aspekte des Forschungskreislaufs von der Recherche und Datengenerierung über die Dokumentation und Interpretation bis hin zur Präsentation und Vermittlung umfasst[4] – Schritte, in denen sich jeweils Berührungspunkte zwischen Bürgerwissenschaften und Bibliotheken ergeben können.

2. Begriffe und Konzepte

Als erste konzertierte Aktion im Bereich ‚Citizen Science' wird verschiedentlich der Christmas Bird Count der National Audubon Society identifiziert, der erstmals im Jahr 1900 stattfand. Benannt ist die Gesellschaft nach dem Ornithologen John James Audubon (1785–1851), der das Ziel verfolgte, alle Vogelarten des nordamerikanischen Kontinents zu erfassen.[5] Anstatt der traditionellen Weihnachtsjagd zu frönen, führten 27 Teilnehmer um den Ornithologen Frank Chapman (1864–1945) am Weihnachtstag 1900 eine Vogelzählung durch, bei der sie circa 18.500 Exemplare von 89 verschiedenen Arten erfassten. Der Christmas Bird Count wird bis heute durchgeführt und dürfte so zumindest das am längsten kontinuierlich existierende Citizen-Science-Projekt sein.[6]

Auch in Europa existierten bereits vor der Wende zum 20. Jahrhundert zum Beispiel in Deutschland landesweite Netzwerke zur Beobachtung von Vögeln.[7] Der ursprüngliche Ausgangspunkt von bürgerwissenschaftlichem Engagement, wie es im Folgenden verstanden wird, sind also die Naturwissenschaften. Das zeigen auch die Deutungsansätze der einschlägigen Vernetzungsportale in Deutschland. So heißt es auf „Citizen Science Germany" – einer Seite, die von der Lemmens Medien GmbH betrieben wird, die sich der Vernetzung von Wissenschaft, Forschung, Lehre, Industrie und privatem Dienstleistungssektor verschrieben hat: „Was ist Citizen Science? Große Themen brauchen viele Köpfe, die denken, sammeln und sortieren. Gesundheit, Flora und Fauna, Meeresbiologie und Astronomie sind solche Felder. Hier schaffen Bürger im Dialog mit Wissenschaftlern Großes – die Citizen Scientists arbeiten an wichtigen Forschungsthemen mit."[8] Auch „Bürger schaffen Wissen", ein Gemeinschaftsprojekt von „Wissenschaft im Dialog" (gegründet vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft) und dem Museum für Naturkunde Berlin, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird, schreibt:

> „Was ist Citizen Science? Ob beim Sammeln von Mücken, Beobachten des Sternenhimmels oder Beschreiben von Kunstwerken – jeder hat die Möglichkeit die Arbeit von Wissenschaftlern zu unterstützen und so neues Wissen zu schaffen. Bürgerinnen und Bürger

3 Bemme/Munke: Macht Citizen Science glücklich?
4 Vgl. Lohmeier/Mittelbach/Stöhr: Informationsservices auf Augenhöhe, S. 292.
5 Vgl. Audubon: Birds of America.
6 Vgl. Christmas Bird Count, https://www.theguardian.com/science/grrlscientist/2014/dec/06/christmas-bird-count-citizen-science-for-the-birds.

7 Vgl. Mahr: Citizen Science.
8 http://www.citizen-science-germany.de.

> werden Teil des Forschungsprozesses und können diesen, je nach Art der Beteiligung, aktiv mitgestalten, ihre eigene Neugier stillen und vor allem viel Spaß beim Mitforschen haben!“[9]

Auf einer Seite des Goethe-Instituts heißt es kurz und knapp: „Laien arbeiten als Hilfswissenschaftler an Forschungsprojekten mit oder entwickeln eigene Projekte“.[10]
In Ergänzung des Ausgangspunktes in den Natur-, vor allem den Lebenswissenschaften, zeigt die Definition von ‚Bürger schaffen Wissen‘, dass auch im geistes- und kulturwissenschaftlichen Bereich Ausprägungsformen von ‚Citizen Science‘ existieren. In wissenschaftlichen Untersuchungen zum Thema sind gleichwohl naturwissenschaftliche Beispiele überrepräsentiert – so auch in den Pionierarbeiten für Deutschland des Wissenschaftstheoretikers Peter Finke, der im Kontext von Bürgerwissenschaften durchaus auch als Aktivist verstanden werden kann und neben mehreren Buchveröffentlichungen auch in kleineren Beiträgen und Interviews für sein Anliegen wirbt.[11] Im wohl größten und bekanntesten Citizen-Science-Projekt der Welt, der Onlineenzyklopädie Wikipedia, wird disziplinenunabhängig definiert: „Mit Citizen Science (Bürgerwissenschaft) wird im angelsächsischen Sprachraum eine Form der Offenen Wissenschaft bezeichnet, bei der Projekte unter Mithilfe oder komplett von interessierten Laien durchgeführt werden. Sie melden Beobachtungen, führen Messungen durch oder werten Daten aus.“[12] Und in der englischsprachigen Ausgabe heißt es: „Citizen Science [...] is scientific research conducted, in whole or in part, by amateur (or nonprofessional) scientists.“[13]
Nur implizit schwingt in diesen Definitionsansätzen die Bedeutung von ‚Citizen‘ als ‚Citoyen‘ nach Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) mit – als ‚Staatsbürger‘, der aktiv die Gesellschaft, in der er lebt, mitgestaltet.[14] Explizit zeigt sich dieser Ansatz im 2013 veröffentlichten „Citizen Science Green Paper“ der EU-Kommission, das bereits im Titel ‚empowered citizens‘ adressiert, ein ‚öffentliches Engagement‘ (public engagement) in Forschungsaktivitäten hervorhebt und eine Demokratisierung der Forschung (a more democratic research) als Resultat entsprechender ‚offener und partizipatorischer‘ (open and participatory) Aktivitäten sieht.[15] Akteure wie Finke heben diesen Ansatz ebenfalls hervor. Gegen einen ‚fragwürdige[n] Nimbus‘ der professionellen Wissenschaft setzt er ‚Citizen Science‘ als eine Bewegung, die, richtig verstanden, „für Freiheit und Demokratie“ stehe und eine „kritische Funktion“ in der „Mitte der Gesellschaft“ wahrnehmen könne.[16]
Wie andere unterscheidet Finke dabei zwischen zwei unterschiedlichen Ausprägungsformen von ‚Citizen Science‘:

> „[...] eine[r], die Citizen Science als eine nichtselbstständige Form von Wissenschaft auffasst, bei der die Beiträge der

9 https://www.buergerschaffenwissen.de/citizen-science.
10 https://www.goethe.de/de/kul/wis/20441694.html.
11 Vgl. Finke: Citizen Science; Finke (Hg.): Freie Bürger, freie Forschung; Finke: Lob der Laien.
12 https://de.wikipedia.org/wiki/Citizen_Science.
13 https://en.wikipedia.org/wiki/Citizen_science.
14 Vgl. Caysa (Hg.): Auf der Suche.
15 Vgl. Green Paper on Citizen Science.
16 Vgl. Finke: Neue Aspekte, S. 17-18.

> Laien letztlich einer Auswertung und Kontrolle durch die Experten bedürfen (meist auch bereits einer Planung durch diese), und eine[r] andere[n], die sie als eine selbständige, solcher Kontrolle nicht bedürftige Form, breit in der Gesellschaft verankerter Wissensbeschaffung versteht."[17]

Erstere wird von Finke auch als „Citizen Science light" bezeichnet.[18] Ein Beispiel hierfür sind die eingangs erwähnten Projekte zur Vogelzählung, wie sie heute auch in Deutschland vielfach stattfinden. Mit dem Historiker Cord Arendes steht hier „weniger eine Form der gleichberechtigten Zusammenarbeit, sondern vielmehr die Unterstützung von Forschern bei ihrer Arbeit durch interessierte Laien im Vordergrund."[19] ‚Citizen Science' wird so als Top-Down-Prozess verstanden, die Partizipation der Laien (dazu gleich mehr) als passive Teilhabe. Die zweite Form – für Finke „Citizen Science proper"[20] – kann demgegenüber als Bottum-Up-Prozess gedeutet werden. Partizipation wird hier als aktive Kooperation gedeutet: ‚Citizen Science' ist in dieser Sicht „eine Bewegung […], zu deren Vorteilen es zählt, Wissenschaft zu demokratisieren. Diese Annahme bezieht sich sowohl auf der Öffnung der Zugangsmöglichkeiten zu Wissensbeständen als auch auf die Beteiligung an ihrer Herstellung."[21] Eine Ausprägung findet dieser Ansatz zum Beispiel in der klassischen Heimatforschung mit ihrem Einsatz für lokale und regionale Themen und Gegenstände. Allgemein ist diese räumliche Begrenzung ein wichtiger Aspekt, weshalb Menschen sich in Citizen-Science-Projekten engagieren: Die eigene Umgebung, das Engagement in dieser und für diese sind wohl die wichtigste Motivation für die Beteiligten. Aufgegriffen und dort bewusst partizipatorisch und emanzipatorisch gewendet wurde dieser Ansatz der Arbeit ‚vor Ort' in den Aktivitäten der Geschichtswerkstätten als ‚Geschichte von unten' seit den 1970er-Jahren zunächst in Skandinavien und seit den 1980er-Jahren auch in Deutschland.[22] Weitergedacht kann diese Entwicklung von ‚Datenaufzeichnern' hin zu ‚Agendasettern' letztlich dazu führen, dass auf bestimmten Feldern „Citizen Science auch ohne [professionelle] Wissenschaftler/innen stattfindet".[23]

Unten den verschiedenen Zuschreibungen, die die Akteure auf diesem Feld erhalten – ‚Amateure', ‚Laien', ‚Nichtprofis', ‚Ehrenamtler', ‚Hilfswissenschaftler', um nur einige zu nennen – spricht sich Finke für den auch hier bereits verwendeten Begriff des ‚Laien' aus. Er sieht ihn als einen relationalen Begriff: Jemand, der auf einem Wissensgebiet professionell ausgebildet wurde, ist in Bezug auf alle anderen Wissensgebiete ein Laie. Die Methoden und Kenntnisse, die er auf seinem Spezialgebiet erlangt hat, können ihm jedoch auch in der Beschäftigung mit anderen Wissensfeldern hilfreich sein.[24] Als Stärken ei-

17 Finke: Citizen Science, S. 42.
18 Vgl. Finke: Citizen Science, S. 41.
19 Arendes: Historiker als „Mittler zwischen den Welten", S. 25.
20 Finke: Citizen Science, S. 41.
21 Arendes: Historiker als „Mittler zwischen den Welten", S. 24.
22 Vgl. Lindqvist: Grabe, wo du stehst; Heer/Ullrich (Hg.): Geschichte entdecken.
23 https://www.buergerschaffenwissen.de/blog/was-hat-die-praxis-von-citizen-science-eindruecke-von-der-4-oesterreichischen-citizen-science.
24 Vgl. Finke: Citizen Science, S. 39-40.

ner solchen ‚laienwissenschaftlichen' Betätigung sieht Finke, knapp zusammengefasst, ihre Perspektivenvielfalt und -offenheit, ihre Anwendungs- und Breitenorientierung (mithin ihre aktivistische Komponente entgegen der „Lebensferne und Unwirksamkeit großer Teile der professionellen Forschung"[25]), ihre Bürokratieferne anstatt der Bürokratienähe der professionellen Wissenschaft und schließlich die Unabhängigkeit von staatlichen Geldern wie Drittmitteln, vor allem mit Blick auf die Themensetzung und damit Freiheit der Forschung.[26] Letzteres ist für ihn zugleich eine Schwäche, müssen doch die eigenen Forschungsaktivitäten auch bei Bürgerwissenschaftlern ebenfalls finanziert werden, und wenn es ‚nur' durch Zeiteinsatz ist. Weitere Grenzen sieht Finke in fehlender Abstraktion und Theoriebildung, in regionalen und sprachlichen Grenzen der Forschungsthemen, in Fragen der Datenzuverlässigkeit und letztlich wiederum im aktivistischen Gedanken, der bisweilen die wissenschaftliche Unabhängigkeit gefährdet.[27] Fast durchweg handelt es sich dabei aber um Probleme, von denen auch die professionelle Forschung nicht immer frei ist.

3. Projekte

Die Digitalisierung hat in den letzten drei Jahrzehnten die Möglichkeiten für die Beteiligung an Citizen-Science-Projekten stark befördert – wie nicht zuletzt die Wikipedia zeigt, die es als Beispiel für bürgerwissenschaftliches Engagement kurz näher zu betrachten gilt. Auch die Forschung zu ‚Citizen Science' selbst hat mit der Digitalisierung stark zugenommen, wobei (wie beim Beispiel Finke) die aktivistische Komponente häufig recht stark ausgeprägt ist. Immerhin scheint mittlerweile der Anschluss an die angloamerikanische Wissenschaft gelungen zu sein, wie ein unlängst veröffentlichter resümierender Band zeigt, der von deutschen, britischen und US-amerikanischen Forschern gemeinsam in englischer Sprache herausgegeben wurde und einen interdisziplinären Blick auf das Feld wirft.[28] Auch für die Geisteswissenschaften und den Kultursektor liegen mittlerweile Überblicksdarstellungen zum Thema ‚Citizen Science' vor.[29]

Im Folgenden sollen einige sächsische Vorhaben vorgestellt werden, die dezidiert von Digitalität anhängig sind.[30] Daneben sind für die SLUB als Landesbibliothek gleichwohl die klassischen, ‚analogen' Vorhaben auf diesem Gebiet ein wichtiges Thema, wie sich etwa in der Durchführung des Dresdner Geschichtsmarkts als Präsentationsforum für die Ergebnisse Dresdner Hobbyforscher,[31] in verschiedenen Beratungsformaten oder in der Kooperation mit anderen Akteuren wie dem Landeskuratorium Ländlicher Raum zeigt. Die Forschungsaktivitäten, die dabei begleitet werden, entsprechen Finkes Definition von ‚Citizen Science proper', indem die Bürgerwissenschaftler ihre eigene Forschungsagenda verfolgen, deren Bearbeitung durch Bibliotheksservices unterstützt wird. Auch hier gewinnen

25 Finke: Citizen Science, S. 149.
26 Vgl. Finke: Citizen Science, S. 93-99.
27 Vgl. Finke: Citizen Science, S. 99-106.
28 Vgl. Hecker (Hg.): Citizen Science.
29 Vgl. Oswald/Smolarski (Hg.): Bürger Künste Wissenschaft.
30 Vgl. Meyer/Munke: Digitale Landeskunde.
31 Vgl. Munke: Sportlich ins neue Jahr.

digitale Formate an Bedeutung, etwa in der Ergebnispräsentation. Ein Beispiel ist die digitale Veröffentlichung der in der ‚Interessengemeinschaft Sächsische Bergsteigergeschichte'[32] ehrenamtlich erstellten Bibliografie zum Bergsteigen in Sachsen, die 2008 zunächst gedruckt erschien, nun über den SLUB-Dokumentenserver Qucosa online zugänglich ist und in dieser Form eine jährliche Aktualisierung erfährt.[33] Die Aktivitäten der SLUB ordnen sich dabei ein in ihre Open-Science-Philosophie mit dem Ziel, den Forschungsprozess in all seinen Facetten transparent(er) zu machen.[34]

3.1. Wikipedia als Citizen-Science-Projekt

Mit einem Datenbestand von mehr als 2,35 Millionen Artikeln in der deutschsprachigen Version und mit Aufrufzahlen, die sich in den vergangenen Jahren durchgängig in den Top 10 der meist frequentierten Internetseiten befanden,[35] gehört das Onlinelexikon Wikipedia für viele zu den ersten Anlaufadressen zur Information über und weiteren Recherche zu Themen aus allen Wissensgebieten. Trotz aller Vorbehalte im akademischen Umfeld[36] trägt die Wikipedia gerade auch dazu bei, wissenschaftliche Literatur beziehungsweise die zentralen Befunde aus dieser Literatur einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Studien haben gezeigt, dass neben frei zugänglichen Materialien besonders auch Artikel aus Fachzeitschriften mit einem hohen Impact-Faktor überdurchschnittlich häufig in Wikipedia-Artikeln zitiert werden und damit eine weit größere Verbreitung erfahren, als es allein im akademischen Kontext der Fall wäre.[37] Bedingt durch das hohe Ranking bei Google, spielen Wikipedia-Artikel schon seit längerem eine kaum zu überschätzende Rolle bei der thematischen Erstinformation durch Studenten für universitäre Lehrveranstaltungen.[38] Und so wuchs in den vergangenen Jahren auch in Deutschland die Bereitschaft, sich wissenschaftlich mit dem Phänomen ‚Wikipedia' zu beschäftigen: Statt einer pauschalen Verdammung scheint eine aktive Auseinandersetzung nötig, was nicht zuletzt eine Frage der gesellschaftlichen Relevanz von Wissenschaft ist. Dies äußert sich etwa in der wachsenden Anzahl von Qualifikationsarbeiten zum Thema, aber auch in der (in Deutschland noch eher seltenen) Möglichkeit für Studenten, Wikipedia-Artikel als Teil universitärer Prüfungsleistungen zu verfassen. In der angloamerikanischen Wissenschaft hat die entsprechende Forschung bereits eher eingesetzt und Fallstudien in größerer Zahl hervorgebracht.[39]

Deutlich wird dabei, dass die Selbstwahrnehmung der Wikipedia-Community in manchen Punkten zu hinterfragen ist. So wird der partizipative Ansatz lediglich in engen Grenzen umgesetzt. 2008 waren es nur knapp drei Prozent der Nutzer, die selbst Inhalte beitrugen und nicht nur als Rezipienten auftraten.[40] Im Dezember 2018 waren von mehr als drei Millionen angemeldeten Benutzern nur knapp 18.700 mit eigenen

32 Vgl. http://lilienstein.daenel.de/pages/interessen--gemeinschaft.php.
33 Vgl. Hesse: Bibliographie Bergsteigen.
34 Vgl. https://www.slub-dresden.de/open-science.
35 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Statistik.
36 Vgl. Wozniak: Zehn Jahre Berührungsängste; Wozniak: 15 Jahre Wikipedia.
37 Vgl. Teplitskiy/Lu/Duede: Amplifying the Impact.
38 Vgl. Hübner: Qualität in der Wikipedia, S. 185-186.
39 Vgl. Knight/Pryke: Wikipedia and the University; Bayliss: Exploring the Cautionary.
40 Pscheid: Das Wikipedia-Universum, S. 375.

Bearbeitungen aktiv.[41] Seit 2007 sinkt die Anzahl der Beiträger beständig, zumal das sich immer weiter ausdifferenzierende Regelwerk den Einstieg häufig erschwert und die sogenannten Relevanzkriterien einerseits ein Mittel der Qualitätssicherung sein sollen, andererseits gerade in der deutschsprachigen Wikipedia eine zusätzliche Hürde aufgebaut haben.[42] Am Punkt der Relevanzkriterien setzen dann die Regional- und Stadtwikis an, in denen weit kleinteiliger vorgegangen wird.[43] Daneben weisen gerade die kollaborativ erstellten Artikel eher Defizite in Struktur, Prägnanz und Verständlichkeit auf, als die von einem Autor allein verfassten Lemmata.[44]
Umgesetzt wird hingegen ein anderer Kerngedanke der ‚Citizen Science', nämlich die Vermittlung von Wissen in gesellschaftlich relevanten Feldern – zum Beispiel zu Natur- und Umweltthemen, im geisteswissenschaftlichen Bereich etwa zum kritischen Umgang mit historischen Fragen, die ja von aktueller politischer Relevanz sein können.[45] Gerade im regionalen und lokalen Kontext, im konkreten Lebensumfeld vor Ort sind solche Überlegungen die Hauptmotivation, in Citizen-Science-Projekten wie der Wikipedia, aber auch ganz herkömmlich im Verein aktiv zu werden.[46] Darüber hinaus sind die Strukturen hinter den verschiedenen Wikiprojekten mit Wikimedia Deutschland e. V. selbst als Verein und damit klassisch bürgerschaftlich organisiert.[47]

41 https://de.wikipedia.org/wiki/Spezial:Statistik.
42 Vgl. van Dijk: Wikipedia, S. 13; Wozniak: Zehn Jahre Berührungsängste, S. 248-252.
43 Vgl. zum Beispiel http://www.stadtwikidd.de.
44 Vgl. van Dijk: Wikipedia, S. 7-8.
45 Vgl. Hübner: Qualität in der Wikipedia, S. 203-204.
46 Vgl. Finke: Citizen Science, S. 126-149.
47 Vgl. Kloppenburg/Schwarzkopf: Citizen Science im Wikiversum, S. 92-95 und S. 98-100.

3.2. Sächsische Bibliografie und Wikipedia/ Wikisource

Etabliert hat sich die Wikipedia so vor allem als ein Medium, in dem spezialisierte Fragestellungen und lokale Besonderheiten, die an keiner Universität behandelt werden, ihre Berechtigung erfahren und von enthusiastischen Heimatforschern untersucht werden. Hier existieren verschiedene Berührungspunkte mit der im Saxonica-Referat der SLUB auf Basis des Katalogs des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes (SWB) erarbeiteten Sächsischen Bibliografie als zentralem Verzeichnis der über Sachsen selbstständig und unselbstständig erscheinenden Literatur.[48] Die medientypenübergreifend und interdisziplinär angelegte Bibliografie – die gleichwohl ihre Schwerpunkte in der Geschichtswissenschaft und der Geografie hat – existiert seit Anfang des 20. Jahrhunderts. Seit 1992 erfolgt die laufende Erfassung datenbankgestützt, seit 1998 ist sie über das Internet zugänglich. 2002 wurde die Druckausgabe eingestellt, wobei alle im Druck erschienenen Bände mittlerweile in die Datenbank eingearbeitet worden sind.[49]
Ein erstes Kooperationsfeld mit Citizen-Science-Charakter besteht hier im Bereich Personendaten. Zum Ausbau der Vernetzung von Onlineangeboten erfolgt seit einiger Zeit vor allem für Personenartikel in der Wikipedia eine Verknüpfung mit dem zugehörigen Normdatum der Gemeinsamen Normdatei (GND),[50] das auch in der Bibliografie zur eindeutigen Identifizierung von Personen verwendet wird. Um die gegenseitige

48 Vgl. Munke: Gemeinsam Wissen schaffen; Munke: Landesbibliographie und Citizen Science.
49 Vgl. Letocha: Sächsische Bibliographie; Letocha: Versuch einer Literatur.
50 Vgl. https://www.dnb.de/gnd.

Verknüpfung zu unterstützen und die Identifikation relevanter Titel zu erleichtern, stellte das Referat Saxonica der SLUB im September 2016 eine Vorlage zur leichteren Einbindung von Daten aus der Bibliografie in Wikipedia-Artikel zur Verfügung.[51] So wird zum Beispiel aus dem Quellcode {{SächsBib|GND=122640233}} – SächsBib als Abkürzung für Sächsische Bibliografie plus die GND-ID 122640233[52] – im Bereich „Weblinks" eines Artikels (hier demjenigen zum langjährigen Generaldirektor der Sächsischen Landesbibliothek Burghard Burgemeister[53]) automatisiert der Verweis „Literatur von und über Burghard Burgemeister in der Sächsischen Bibliografie" beigegeben. Über den Link gelangen die Nutzer zu den über 50 Titeln, die über Burgemeister in der Bibliografie verzeichnet sind. Umgekehrt können Wikipedia-Nutzer auf der Diskussionsseite des Gemeinschaftsaccounts[54] der Mitarbeiter der Bibliografie auf fehlende Normdatensätze, nicht erfasste Publikationen oder fehlerhaft verknüpfte Artikel zu einem Thema hinweisen, die dann korrigiert werden können. Die entsprechenden Aktivitäten sind eines der seltenen Beispiele für ein Zusammenfallen von ‚Citizen Science light' und ‚Citizen Science proper' nach Finke, indem einerseits genuine Aufgaben der SLUB als Landesbibliothek – die Erstellung der Bibliografie nach Paragraf 2 Absatz 4 des Gesetzes über die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUBG)[55] – durch Nutzerbeteiligung unterstützt werden, andererseits diese Beteiligung aus den jeweils eigenen Forschungsinteressen der Nutzer erwächst.

Um solche Formate dauerhaft zu gestalten, ist eine Kommunikation auf Augenhöhe nötig, etwa indem Bibliotheksmitarbeiter sich an Formaten wie der WikiCon[56] als jährlich stattfindender Konferenz der deutschsprachigen Communitys der Wikimedia-Projekte beteiligen – aus einem Vortrag zur WikiCon 2017 in Leipzig entstand der Aufsatz „Gemeinsam Wissen schaffen"[57] – oder selbst in der Enzyklopädie tätig werden. So können die Bearbeiter neuer GND-Normdatensätze, die im Rahmen der täglichen Arbeit angelegt werden, diese auch in bestehende Wikipedia-Artikel einpflegen. Ein weiterer Schritt wäre die Neuanlage auch von fehlenden Artikeln in der Onlineenzyklopädie selbst, wofür im Rahmen der Diensttätigkeit allerdings keine Ressourcen zur Verfügung stehen – wie allgemein die zeitlichen Ressourcen für die Überprüfung und Einarbeitung der Hinweise aus der Wikipedia-Community das hemmende Element bei dieser Art der Kooperation sind. Weiterhin engagieren sich Mitarbeiter der SLUB aus der Abteilung Handschriften, Alte Drucke und Landeskunde bei der Kampagne „1Lib1Ref", bei der Bibliothekare aus ihrer Kenntnis der Spezialliteratur – hier: im regional- und landeskundlichen Bereich – fehlende Quellenbelege und Literaturangaben in Wikipedia-Artikeln ergänzen und mit-

51 https://de.wikipedia.org/wiki/Vorlage:SächsBib. Vgl. Munke: Neue Saxonica-Vorlage.
52 Vgl. http://swb.bsz-bw.de/DB=2.304/PPN?PPN=160485908.
53 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Burghard_Burgemeister.
54 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer_Diskussion:SäBi_SLUBDD.
55 Vgl. https://www.revosax.sachsen.de/vorschrift/13857-SLUBG?follow_successor=no#p2.
56 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:WikiCon.
57 Vgl. Munke: Gemeinsam Wissen schaffen.

hin selber als eine Art Bürgerwissenschaftler tätig werden.[58]

Textgrundlage für die (regionalspezifischen) Artikel in der Wikipedia ist neben der aktuellen Forschungsliteratur die historische Grundlagenforschung, deren Ergebnisse im Rahmen der Digitalisierungsbemühungen der vergangenen Jahre vielfach online frei verfügbar vorliegen.[59] Die Nutzbarkeit der Digitalisate wird signifikant erhöht, wenn neben den reinen Bilddateien auch durchsuchbare Volltexte vorliegen. Dies geschieht zum einen über automatisierte Verfahren der Optical Character Recognition (OCR), die aber gerade im Bereich der Erkennung von Frakturschriften noch häufig mit Herausforderungen zu kämpfen haben und bei denen manuelle Nacharbeiten nötig sind.[60] Ein anderer Ansatz ist es daher, die Übertragungsarbeit direkt manuell vorzunehmen. Damit einher geht ein hoher personeller und mithin auch finanzieller Aufwand, weshalb dieser Ansatz oft nur von wenigen Enthusiasten verfolgt wird. Ein Beispiel hierfür ist das Wikipedia-Schwesterprojekt Wikisource.[61] Die Arbeit dort kann als eine Form von Crowdsourcing – der Begriff meint das „Outsourcing von Teilaufgaben von Institutionen an Freiwillige, die diese Aufgaben aufgrund von Interesse und spezifischem (Fach-)Wissen in der Freizeit zu erledigen helfen"[62] – verstanden werden. Grundlage sind Publikationen, die bereits gemeinfrei sind oder nach der Digitalisierung durch die großen wissenschaftlichen Bibliotheken unter eine offene Lizenz gestellt werden. Ausgehend von digitalisierten Seiten aus Büchern oder Zeitungen werden die enthaltenen Texte transkribiert, nach dem Sechs-Augen-Prinzip geprüft und korrigiert. Anschließend stehen sie im Internet frei zugänglich zur Verfügung.

Bei Wikisource-Projekten zu Themen der sächsischen Regional- und Landeskunde werden die transkribierten Volltexte auf Wunsch anschließend in die Metadaten der digitalisierten Objekte in den digitalen Sammlungen der SLUB aufgenommen. Zwischen den Aktiven auf Wikisource und dem Saxonica-Referat der SLUB besteht entsprechend ein regelmäßiger Kontakt. Auch im Datensatz der „Sächsischen Bibliografie" erfolgt ein Verweis. Einerseits profitieren so die Nutzer bei Wikisource von der Arbeit der Bibliotheken, die die Datengrundlage für ihre Arbeit zur Verfügung stellen. Anderseits kann die Bibliothek ergänzende Informationen und weiterführende Angebote zu ihren Beständen in ihre Verzeichnissysteme aufnehmen. Ein aktuelles Beispiel ist ein Grundlagenwerk der sächsischen Geschichte: das fünfbändige „Album der Rittergüter und Schlösser im Königreiche Sachsen" aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.[63] Bereits 2004 von der SLUB digitalisiert, erfolgte, obwohl in Antiquaschrift verfasst, noch keine OCR-Behandlung der Images. Durch die Arbeit auf Wikisource liegt nun ein frei zugänglicher und elektronisch durchsuchbarer Volltext für das Werk vor. Drei Bände und das Ortsregister wurden bereits fertig transkribiert und korrigiert, die aus-

58 Vgl. https://meta.wikimedia.org/wiki/The_Wikipedia_Library/1Lib1Ref/de.
59 Vgl. Altenhöner: Digitalisierung von Kulturgut.
60 Vgl. Springmann/Fink/Schulz: Automatic Quality; Holley: How Good Can It Get.
61 Vgl. https://de.wikisource.org.
62 Graf: Crowdsourcing, S. 249.
63 https://de.wikisource.org/wiki/Album_der_Rittergüter_und_Schlösser_im_Königreiche_Sachsen. Vgl. dazu Täuber: Der „Poenicke".

stehenden Bände befinden sich in der letzten Korrekturphase. Andere relevante sächsische Ressourcen sind die Ausgaben des „Neuen Lausitzischen Magazins" der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und seiner seit 1768 erschienenen Vorgängerpublikationen, für die Wikisource-Nutzer eine Auflistung der durch verschiedenen Einrichtungen – darunter die SLUB – produzierten Digitalisate erarbeitet haben. Sie umfasst die bis 1912 erschienenen Jahrgänge.[64]

3.3. Virtuelles Kartenforum 2.0

Neben Personen- bilden Ortsdaten einen wichtigen Zugang zu lokal/regional verorteter Forschung als wichtigem Themenfeld bürgerwissenschaftlichen Engagements. Auch hierfür bietet die SLUB Ansatzpunkte. Das „Virtuelle Kartenforum 2.0"[65] wurde ab 2013 im Rahmen eines DFG-Projektes durch die SLUB und den Lehrstuhl für Geodäsie und Geoinformatik der Universität Rostock entwickelt.[66] Der Quellcode ist frei im Internet verfügbar.[67] Auch für die zugrundeliegenden Daten wurden freie Lizenzen vergeben (CC0 für Metadaten, CC-BY-SA 4.0 für Kartendaten).[68] Das Kartenforum ergänzt die klassische Präsentation von Kartendaten der SLUB und von Partnern wie dem Sächsischen Staatsarchiv im (ebenfalls aus einem DFG-Projekt hervorgegangenen) „Kartenforum Sachsen"[69] um erweiterte Recherchemöglichkeiten und um die Möglichkeit der Georeferenzierung, also der Zuweisung raumbezogener Informationen, der Georeferenz, zu einem Datensatz. Bisher wurden im Rahmen eines Crowdsourcing-Projektes fast 9.000 historische Landkarten referenziert.

Eine Beteiligung ist nach der Anlage eines Nutzerprofils möglich. Eine Anleitung erfolgt über einen Youtube-Clip[70] oder über eine klassische textuelle Erläuterung mit Bildelementen.[71] Rückfragen können über ein Feedbackformular gestellt werden. Die durch die Nutzer gesetzten Georeferenzpunkte werden durch Mitarbeiter der Kartensammlung der SLUB geprüft und anschließend freigeschalten. Ein spielerisches Element ist über eine Bestenliste der ‚Top-Georeferenzierer' enthalten.[72] Entsprechende Gamification-Ansätze, also die „Anwendung spieltypischer Elemente in einem spielfremden Kontext"[73] sind typisch für Crowdsourcing-Projekte, um eine Motivationssteigerung vor allem bei Aufgaben zu erreichen, die, wie das Setzen von Georeferenzpunkten, relativ gleichförmig und daher eher monoton sind.

64 https://de.wikisource.org/wiki/Neues_Lausitzisches_Magazin. Vgl. dazu Lemper: Geschichte und Bedeutung.
65 https://kartenforum.slub-dresden.de. Vgl. dazu Bill/Walter/Mendt: Virtuelles Kartenforum 2.0; Mendt: Virtuelles Kartenforum 2.0; Zimmermann: Neue Perspektiven für historische Karten.
66 Vgl. https://www.auf.uni-rostock.de/professuren/a-g/geodaesie-und-geoinformatik.
67 Vgl. https://github.com/slub/vkviewer.
68 Vgl. https://creativecommons.org/share-your-work/public-domain; https://creativecommons.org/share-your-work/licensing-types-examples.
69 http://www.deutschefotothek.de/cms/kartenforum.xml. Vgl. dazu Bove/Zimmermann: Das Kartenforum Sachsen, S. 148-150; Link/Wiegand: Von Kursachsen nach Europa.
70 Vgl. https://youtu.be/R2tA0fSSo44.
71 Vgl. https://kartenforum.slub-dresden.de/vkviewer/static/faq.
72 Vgl. https://kartenforum.slub-dresden.de/vkviewer/static/ranking.
73 https://de.wikipedia.org/wiki/Gamification.

Das Referenzierungsprojekt ist mittlerweile weitgehend abgeschlossen. 8.935 von 8.980 Karten wurden entsprechend bearbeitet. Einige Herausforderungen seien hier benannt: Die Projektfinanzierung der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurde nur für eine erste Ausbaustufe bewilligt, ein Folgeantrag jedoch abgelehnt. Die Implementierung einiger weitergehender Features konnte so nicht erfolgen, die Fehlerbehebung und der laufende Betrieb werden durch Haushaltsmittel sichergestellt. Als schwierig erwies sich zudem die Communitybindung, vor allem da Austauschformate für die beteiligten Nutzer fehlen. So wären zum Beispiel die Rückmeldungen auf Nutzeranfragen gegebenenfalls auch für andere Beteiligte interessant, sind für diese aufgrund der individualisierten Einreichung und Beantwortung über ein Feedbackformular aber nicht nachvollziehbar. Viele Referenzpunkte wurden so durch Projektbeteiligte angelegt, nicht durch externe Nutzer. Eine intensivere Begleitung der Crowdsourcer erfolgt etwa in einem Projekt der ETH Zürich zur Erschließung und Annotation des eigenen Bildarchivs[74] mit regelmäßigen Communityveranstaltungen und einem eigenen Blog[75] – Austauschmöglichkeiten, die eine engere Bindung an das Projekt ermöglichen und die Nutzer unter Umständen auch für Folgeprojekte zu mobilisieren helfen.[76]

3.4. Digitalisierung und Erschließung des Dresdner Totengedenkbuchs

Ein weiteres Projekt mit vorgesehener Crowdsourcing-Komponente ist an der SLUB gegenwärtig in Vorbereitung: die Digitalisierung und Erschließung des Dresdner Totengedenkbuchs zum Ersten Weltkrieg,[77] das nicht nur die Namen der gefallenen Soldaten, sondern auch der an direkten Kriegseinwirkungen (Verwundung) sowie -folgen (Krankheiten) gestorbenen Soldaten sowie Krankenschwestern beinhalten sollte – insgesamt von bis zu 18.000 Toten. Weder die zunächst geplante Druckausgabe noch eine bereits vorbereitete handschriftliche Ausgabe sind tatsächlich zustande gekommen. Die bereits vorbereiteten Handschriftexemplare sind nicht mehr vorhanden. Die Erfassung erfolgte durch Meldung der Angehörigen an das Dresdner Ratsarchiv. Neben den persönlichen Daten wurden unter anderem auch Berufswege, Angaben zur militärischen Karriere und zum Einsatz im Ersten Weltkrieg inklusive Auszeichnungen und Verwundungen sowie der Sterbeort, die Sterbeursache und das Sterbedatum erfasst. Dazu werden die Angehörigen aufgeführt, was den Quellenbestand auch zu einer wichtigen genealogischen Quelle macht – einem weiteren zentralen Betätigungsfeld bürgerwissenschaftlichen Engagements. Die Daten sind auf Karteikarten im Sächsischen Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (Bestand 11248 Sächsisches Kriegsministerium) und in den Angehörigenbriefen im Stadtarchiv Dresden überliefert.

Das aus Eigenmitteln finanzierte Projekt sah zunächst die mittlerweile abgeschlossene Digitalisierung der Karteikarten aus dem Hauptstaatsarchiv Dresden vor. Deren Transkription und damit die Erfassung der Personendaten soll

74 Vgl. http://ba.e-pics.ethz.ch.
75 Vgl. https://blogs.ethz.ch/crowdsourcing.
76 Vgl. Graf: Crowdsourcing; Graf: Citizen Science.

77 Vgl. Hermann: Dresdner Totengedenkbuch.

anschließend über ein Crowdsourcing-Projekt realisiert werden.[78] Mögliche Kontextualisierungen existieren in großer Zahl. Die Daten könnten später mit gedruckten Quellen wie den Gedenkbüchern von Schulen, Regimentsgeschichten oder den reichsweiten Verlustlisten zum Ersten Weltkrieg abgeglichen werden. Visualisierungen sind denkbar über Abbildungen von zugehörigen Soldatengräbern und Kriegerdenkmälern, über Kartendienste wie im Virtuellen Kartenforum mit der Verzeichnung von Wohnadressen oder über private Dokumente, die durch Nutzer selbst hochgeladen werden können. Damit ergäben sich auch erweitere Auswertungsmöglichkeiten, etwa über die Analyse des Verhältnisses der Zahl von Kriegstoten zu Wohnquartieren. Als Plattform für diesen späteren Projektausbau soll ein Themenmodul des Regionalportals Saxorum dienen, das von der SLUB im Dezember 2018 freigeschaltet wurde.[79]

Zuvor steht jedoch die Erfassung der Personendaten. Hierzu laufen Gespräche über eine Kooperation mit dem Verein für Computergenealogie,[80] der etwa die Verlustlisten zum Ersten Weltkrieg digital erfasst[81] und unlängst ein weiteres vergleichbares Projekt realisiert hat: die Transkription der „Kartei Leipziger Familien", die von der langjährigen Mitarbeiterin der Zentralstelle für Genealogie in Leipzig, Helga Moritz (1926–2003), erstellt wurde.[82] Moritz erfasste dazu außerhalb ihrer Arbeitszeit die aus den Tauf- und Traubücher der Leipziger Kirchgemeinden entnehmbaren Personendaten jeweils familienweise und ordnete sie den entsprechenden Eintragungen in den Bürger- und Leichenbüchern zu, mit einem zeitlichen Schwerpunkt vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Seit 1998 ist die Kartei im Sächsischen Staatsarchiv – Staatsarchiv Leipzig (Bestand 21959 Kartei Leipziger Familien) einsehbar. Sie umfasst 20.000 Karteikarten mit Angaben zu über 200.000 Einzelpersonen und stellt eine zentrale Quelle für genealogische Fragestellungen mit Blick auf Leipzig dar. Der Verein für Computergenealogie übernahm die Digitalisierung des Bestandes und stellte sein Datenerfassungssystem zur Verfügung. Zwischen März 2018 und April 2019 legten über 40 Erfasser die entsprechenden Datensätze an, die im Internet abrufbar, recherchierbar und exportierbar sind. Eine Begleitung erfolgt durch die Projektbetreuung, neben einer allgemeinen Einführung in das Datenerfassungssystem wurde auch eine projektbezogene Editionsrichtlinie erstellt, die bei Bedarf überarbeitet und angepasst wird[83] – Erfahrungen, von denen auch die Kooperation mit der SLUB für das Totengedenkbuch-Projekt profitiert. Der Projektbeginn ist für Anfang 2020 vorgesehen.

3.5. Transcribathons und Hackathons

Bei den bisherigen Beispielen handelte es sich meist um Projekte im Sinne von ‚Citizen Science light', bei denen öffentliche Institutionen mit vorgegebenen Erschließungsvorhaben die Hilfe der ‚Crowd' bei der Datenaufbereitung in Anspruch nahmen. Ähnlich ist das Vorgehen bei

78 Vgl. BKW Redaktion: Citizen Science-Formate.
79 https://www.saxorum.de. Vgl. dazu Munke: Neue Impulse; Munke: Saxorum.
80 Vgl. https://compgen.de.
81 Vgl. http://wiki-de.genealogy.net/Verlustlisten_Erster_Weltkrieg/Projekt.
82 Vgl. Seidel/Wermes: Kartei Leipziger Familien.
83 http://wiki-de.genealogy.net/Kartei_Leipziger_Familien. Vgl. dazu Wermes: Kooperation.

sogenannten Transcribathons, bei denen die Erfassung und Transkription historischer Quellen in Teams erfolgt. Solche Vorhaben, wie sie etwa im Rahmen des Historikertages 2018 mit Beständen aus der Online-Sammlung Europeana 1914–1918 (beispielsweise Briefe und Tagebücher) zum Ersten Weltkrieg ausgerichtet wurden,[84] weisen oft einen Wettbewerbscharakter auf, indem die besten Teams in drei Kategorien (Transkription, Annotation, Präsentation) prämiert werden.[85]

Auch sogenannte Hackathons verfolgen den Wettbewerbsansatz, bilden darüber hinaus aber ein Beispiel für ‚Citizen Science proper': Infrastruktureinrichtungen wie Bibliotheken, Archive und Museen stellen Daten unter freien Lizenzen zur Verfügung, auf deren Basis interessierte Nutzer eigene kreative Projekt umsetzen. Solche Veranstaltung dienen über die konkreten Projektergebnisse hinaus der Vernetzung von Kultur- und Forschungsinfrastruktureinrichtungen mit der Kreativszene und bilden ein Mittel, eigene Bestände zu bewerben und die Beschäftigung mit ihnen anzuregen. Ein Beispiel ist die Reihe Coding da Vinci,[86] die von verschiedenen Partnern wie der Wikimedia Foundation und der Deutschen Digitalen Bibliothek seit 2014 umgesetzt wird. In der ersten Jahreshälfte 2018 fand mit Coding da Vinci Ost die vierte Ausgabe der Reihe erstmals in Sachsen statt, verantwortet von der Universitätsbibliothek Leipzig.[87] Über 30 öffentliche Einrichtungen stellten 40 Datensätze zur Verfügung, auf deren Basis in neunwöchiger Bearbeitungszeit 14 Projekte entstanden, die schließlich in sechs Kategorien prämiert wurden. Hierzu gehörte unter anderem das Projekt „nachgeradelt.de",[88] das neben verschiedenen Wiki-Anwendungen auch Daten der SLUB wie die Digitale Kollektion „Das Fahrrad"[89] sowie Adressbuch- und Kartendigitalisate nutzte. Auch sächsische Archive stellten Daten bereit.[90] Bereits 2015 war bei der zweiten Auflage von Coding da Vinci ein Projekt mit SLUB-Daten prämiert worden, damals unter Nutzung der Sammlung „Bibliotheca Gastronomica".[91]

4. Fazit

Als knappes Fazit seien hier die Erfahrungen des Getty Museums in den USA mit einem Crowdsourcing-Projekt in sechs prägnanten Aussagen zitiert,[92] wie sie sich auch aus den skizzierten Projektbeispielen mit Blick auf das Verhältnis von Kultur- und Forschungsinfrastruktureinrichtungen und ‚Citizen Science' ableiten lassen:

1. „People Do Want to Transcribe": Auch wenn es sich häufig nur um eine kleine Gruppe von Enthusiasten handelt, lassen sich für viele Projektformate Freiwillige finden.

84 Vgl. https://www.europeana.eu/portal/de/collections/world-war-I.
85 Vgl.https://transcribathon.com/en/runs/historikertag.
86 Vgl. https://codingdavinci.de.
87 Vgl. https://codingdavinci.de/events/ost. Vgl. dazu Seige: Hören, Hacken, Staunen, Entdecken; Bergter: Sieben Fragen.
88 Vgl. https://codingdavinci.de/projects/2018/nachgeradelt.html. Vgl. dazu Walzel: Die Vögel zwitschern.
89 https://digital.slub-dresden.de/kollektionen/185.
90 Vgl. Kluttig: Zur Beteiligung von Archiven.
91 https://digital.slub-dresden.de/kollektionen/14. Vgl. dazu Nauber: Kultur-Hackathon; Nauber: Projekt mit SLUB-Daten gewinnt.
92 Vgl. Deines: Six Lessons.

2. „Crowdsourcing Is Not ‚Free' Labor": Nutzer handeln aus ihrer eigenen Motivation heraus, die sich von den Interessen der öffentlichen Einrichtung unterscheiden kann.
3. „Don't Underestimate the Importance of Engagement throughout Your Project": Eine intensive Begleitung ist nötig, um Nutzer an das eigene Projekt zu binden und eventuell auch für andere Projekte zu begeistern.
4. „Listen to Your Users": Anpassungen sind nötig, wenn sich eigene Annahmen oder die zur Verfügung gestellten Werkzeuge im Projektverlauf als unzutreffend oder unzureichend erweisen und die Nutzer nach Änderungen verlangen.
5. „Stop Worrying and Learn to Embrace Flexibility": An Citizen-Science- und Crowdsourcing-Projekten können beide Seiten etwas lernen – es muss nicht alles von Beginn an perfekt sein.
6. „Give Something Back to the Community": Feedbackformate und Communityveranstaltungen sind ein wichtiges Element, um gegenseitiges Vertrauen zu schaffen und eine Kommunikation auf Augenhöhe zu ermöglichen.

Öffentliche Einrichtungen sehen sich bei der Beteiligung an solchen Formaten vielen Herausforderungen ausgesetzt. Zusätzlich zu den Ressourcenfragen hängen sie oft mit der Notwendigkeit zusammen, Daten unter einer offenen Lizenz anzubieten. Damit gehen die Angst vor dem Verlust von Deutungshoheit, vor der Ent- oder Neukontextualisierung der eigenen Sammlung oder der eventuellen kommerziellen Nachnutzung ohne eigenen ‚Gewinn' einher. Dennoch überwiegen meines Erachtens die Chancen und Potenziale: ‚Citizen Science' kann zum Entstehen einer neuen Beziehung zwischen öffentlichen Einrichtungen und ihren Nutzern beitragen. Sie bietet neue beziehungsweise andere Möglichkeiten zur Weiterverbreitung und Anreicherung von Wissen. Damit kann sie öffentlichen Einrichtungen dabei helfen, den digitalen Wandel mitzugestalten und sich selbst in einer immer weiter digitalisierenden Wissensgesellschaft neu zu verorten.

Linksammlung

Alle Zugriffe am 30.12.2018.

http://ba.e-pics.ethz.ch

http://lilienstein.daenel.de/pages/interessen--gemeinschaft.php

http://swb.bsz-bw.de/DB=2.304/PPN?PPN=160485908

http://wiki-de.genealogy.net/Kartei_Leipziger_Familien

http://wiki-de.genealogy.net/Verlustlisten_Erster_Weltkrieg/Projekt

http://www.citizen-science-germany.de

http://www.deutschefotothek.de/cms/kartenforum.xml

http://www.stadtwikidd.de

https://blog.ub.uni-leipzig.de/hoeren-hacken-staunen-entdecken

https://blogs.ethz.ch/crowdsourcing

https://codingdavinci.de

https://codingdavinci.de/events/ost

https://codingdavinci.de/projects/2018/nachgeradelt.html

https://compgen.de

https://creativecommons.org/share-your-work/licensing-types-examples

https://creativecommons.org/share-your-work/public-domain

https://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer_Diskussion:SäBi_SLUBDD

https://de.wikipedia.org/wiki/Burghard_Burgemeister

https://de.wikipedia.org/wiki/Citizen_Science

https://de.wikipedia.org/wiki/Gamification

https://de.wikipedia.org/wiki/Offene_Wissenschaft

https://de.wikipedia.org/wiki/Spezial:Statistik

https://de.wikipedia.org/wiki/Vorlage:SächsBib

https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Statistik

https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:WikiCon

https://de.wikisource.org

https://de.wikisource.org/wiki/Album_der_Rittergüter_und_Schlösser_im_Königreiche_Sachsen

https://de.wikisource.org/wiki/Neues_Lausitzisches_Magazin

https://digital.slub-dresden.de/kollektionen/14

https://digital.slub-dresden.de/kollektionen/185

https://en.wikipedia.org/wiki/Citizen_science

https://github.com/slub/vkviewer

https://kartenforum.slub-dresden.de

https://kartenforum.slub-dresden.de/vkviewer/static/faq

https://kartenforum.slub-dresden.de/vkviewer/static/ranking

https://meta.wikimedia.org/wiki/The_Wikipedia_Library/1Lib1Ref/de

https://transcribathon.com/en/runs/historikertag

https://www.auf.uni-rostock.de/professuren/a-g/geodaesie-und-geoinformatik

https://www.buergerschaffenwissen.de/citizen-science

https://www.buergerschaffenwissen.de/blog/was-hat-die-praxis-von-citizen-science-eindruecke-von-der-4-oesterreichischen-citizen-science

https://www.dnb.de/gnd

https://www.europeana.eu/portal/de/collections/world-war-I

https://www.goethe.de/de/kul/wis/20441694.html

https://www.revosax.sachsen.de/vorschrift/13857-SLUBG?follow_successor=no#p2

https://www.saxorum.de

https://www.slub-dresden.de/open-science

https://youtu.be/R2tA0fSSo44

Literatur

Reinhard Altenhöner u. a.: Digitalisierung von Kulturgut, in: Rolf Griebel/Hildegard Schäffler/Konstanze Söllner (Hg.): Praxishandbuch Bibliotheksmanagement, Berlin/Boston 2014, S. 775-823; online unter: https://doi.org/10.1515/9783110303261.775.

Cord Arendes: Historiker als „Mittler zwischen den Welten"? Produktion, Vermittlung und Rezeption historischen Wissens im Zeichen von Citizen Science und Open Science, in: Heidelberger Jahrbücher Online 2 (2017), S. 19-58; online unter: https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2017.0.23691.

John James Audubon: The Birds of America. From Drawings Made in the United States and Their Territories, New York/Philadelphia 1840–1844; online unter: https://doi.org/10.5962/bhl.title.61411.

Gemma Bayliss: Exploring the Cautionary Attitude Toward Wikipedia in Higher Education. Implications for Higher Education Institutions, in: New Review of Academic Librarianship 19 (2013), H. 1, S. 36-57; online unter: https://doi.org/10.1080/13614533.2012.740439.

Jens Bemme/Martin Munke: Macht Citizen Science glücklich? Bürgerwissenschaften in wissenschaftlichen Bibliotheken, in: Saxorum. Blog für interdisziplinäre Landeskunde in Sachsen, 14.3.2019, https://saxorum.hypotheses.org/2215.

Caroline Bergter: Sieben Fragen an... Leander Seige und Caroline Bergter, in: Blog der Universitätsbibliothek Leipzig, 28.8.2018, https://blog.ub.uni-leipzig.de/sieben-fragen-an-leander-seige-caroline-bergter.

Ralf Bill/Kai Walter/Jacob Mendt: Virtuelles Kartenforum 2.0. Verfügbarmachung von Altkarten über eine räumliche Portalanwendung, in: Josef Strobl u. a. (Hg.): Angewandte Geoinformatik 2014, Berlin/Offenbach 2014, S. 684-693.

BKW Redaktion: Citizen Science-Formate. Transkribieren, in: Bürger Künste Wissenschaft. Citizen Science in Kultur und Geisteswissenschaften, 6.7.2018, https://bkw.hypotheses.org/671.

Jens Bove/Georg Zimmermann: Das Kartenforum Sachsen. Innovativer Zugriff auf raumbezogene grafische Informationen, in: BIS. Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 1 (2008), H. 3, S. 148-150; online unter: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-ds-1220523477666-31304.

Volker Caysa (Hg.): Auf der Suche nach dem Citoyen. Konzepte der Citoyenität, Frankfurt am Main u. a. 1997.

Christmas Bird Count: Citizen science for the birds, in: The Guardian, 6.7.2014; online unter: https://www.theguardian.com/science/grrlscientist/2014/dec/06/christmas-bird-count-citizen-science-for-the-birds.

Nathaniel Deines u. a.: Six Lessons Learned from Our First Crowdsourcing Project in the Digital Humanities. The Getty's digital art history team offers six tips from Mutual Muses, a Zooniverse crowdsourcing project to transcribe art historical letters, in: The Iris. Behind the Scenes at the Getty, 7.2.2018, http://blogs.getty.edu/iris/six-lessons-learned-from-our-first-crowdsourcing-project-in-the-digital-humanities.

Ziko van Dijk: Die Wikipedia. Das ideale Hilfsmittel für den Einstieg in ein historisches Thema?, in: Thomas Wozniak/Jürgen Nemitz/Uwe Rohwedder (Hg.): Wikipedia und Geschichtswissenschaft, Berlin/Boston 2015, S. 1-14; online unter: https://doi.org/10.1515/9783110376357-003.

Peter Finke: Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien, München 2014.

Peter Finke (Hg.): Freie Bürger, freie Forschung. Die Wissenschaft verlässt den Elfenbeinturm, München 2015.

Peter Finke: Lob der Laien. Eine Ermunterung zum Selberforschen, München 2018.

Peter Finke: Neue Aspekte einer alten Sache. Über den entbehrlichen Nimbus der Wissenschaft. Was ist Citizen Science?, in: Wissenschaftsmanagement. Zeitschrift für Innovation 20 (2014), H. 3, S. 11-18; online unter: https://www.wissenschaftsmanagement.de/dateien/dateien/news/bilder/schwerpunkt_citizen_science_wissenschaftsmanagement_3-14.pdf.

Nicole Graf: Citizen Science. Freiwillige lokalisieren Bilder im virtuellen Globus. 107. Deutscher Bibliothekartag Berlin, 14.6.2016, https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0290-opus4-34893.

Nicole Graf: Crowdsourcing. Neue Möglichkeiten und Grenzen für Bildarchive, in: o-bib. Das offene Bibliotheksjournal 1 (2014), H. 1, S. 249-253; online unter: https://doi.org/10.5282/o-bib/2014H1S249-253.

Green Paper on Citizen Science: Citizen Science for Europe. Towards a Better Society of Empowered Citizens and Enhanced Research 2014, https://ec.europa.eu/digital-single-market/en/news/green-paper-citizen-science-europe-towards-society-empowered-citizens-and-enhanced-research.

Susanne Hecker u. a. (Hg.): Citizen Science. Innovation in Open Science, Society and Policy, London 2018; online unter: https://doi.org/10.14324/111.9781787352339.

Hannes Heer/Volker Ullrich (Hg.): Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung, Reinbek bei Hamburg 1985.

Konstantin Hermann: Das Dresdner Totengedenkbuch 1914–1918, in: Mitteilungen des Vereins für Sächsische Landesgeschichte e. V. 12 (2014), S. 28-45.

Michael Hesse: Bibliographie Bergsteigen in Sachsen und in grenznahen Felsklettergebieten Böhmens und Polens, Dresden 2017; online unter: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-211206.

Rose Holley: How Good Can It Get? Analysing and Improving OCR Accuracy in Large Scale Historic Newspaper Digitisation Programs, in: D-Lib Magazine. The Magazine of Digital Library Research 15 (2009), H. 3/4; online unter: https://doi.org/10.1045/march2009-holley.

Hans-Jürgen Hübner: Qualität in der Wikipedia. Binnenperspektive eines Historikers, in: Thomas Wozniak/

Jürgen Nemitz/Uwe Rohwedder (Hg.): Wikipedia und Geschichtswissenschaft, Berlin/Boston 2015, S. 185-204; online unter: https://doi.org/10.1515/9783110376357-014.

Julia Kloppenburg/Christopher Schwarzkopf: Citizen Science im Wikiversum, in: Kristin Oswald/René Smolarski (Hg.): Bürger Künste Wissenschaft. Citizen Science in Kultur und Geisteswissenschaften, Gutenberg 2016, S. 91-102; online unter: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-201611164018.

Thekla Kluttig: Zur Beteiligung von Archiven am Kultur-Hackathon Coding da Vinci. Ein Bericht und sechs Anmerkungen, in: Sächsisches Archivblatt (2018), H. 2, S. 23-24; online unter: https://publikationen.sachsen.de/bdb/artikel/31998.

Charles Knight/Sam Pryke: Wikipedia and the University, a case study, in: Teaching in Higher Education 17 (2012), H. 6, S. 649-659; online unter: https://doi.org/10.1080/13562517.2012.666734.

Ernst-Heinz Lemper: Zur Geschichte und Bedeutung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 64 (1993), S. 85-95.

Michael Letocha: Sächsische Bibliographie im digitalen Zeitalter, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 74/75 (2003/2004), S. 455-460.

Michael Letocha: Vom „Versuch einer Literatur der sächsischen Geschichte" zur „Sächsischen Bibliographie". Geschichte der landeskundlichen Bibliographien in Sachsen, in: Ludger Syré/Heidrun Wiesenmüller (Hg.): Die Regionalbibliographie im digitalen Zeitalter. Deutschland und seine Nachbarländer, Frankfurt am Main 2006, S. 349-366.

Sven Lindqvist: Grabe, wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989 [zuerst 1978].

Ivonne Link/Peter Wiegand: Von Kursachsen nach Europa. Digitales Kartenforum der SLUB erheblich erweitert, in: BIS. Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 4 (2011), H. 2, S. 74-77; online unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-69556.

Felix Lohmeier/Jens Mittelbach/Matti Stöhr: Informationsservices auf Augenhöhe. So können Bibliotheken den Forschungsprozess proaktiv unterstützen, in: Wilfried Sühl-Strohmenger (Hg.): Handbuch Informationskompetenz, 2. Auflage, Berlin/Boston 2016, S. 289-306; online unter: https://doi.org/10.1515/9783110403367-029.

Dominik Mahr: Citizen Science. Partizipative Wissenschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, Baden-Baden 2014; online unter: https://doi.org/10.5771/9783845253732.

Jacob Mendt: Virtuelles Kartenforum 2.0. Geodateninfrastruktur für die Raum-Zeit-Forschung mit historischen Karten, in: BIS. Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 7 (2014), H. 3, S. 140-142; online unter: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-155876.

Julia Meyer/Martin Munke: Digitale Landeskunde für Sachsen. Programme und Projekte an der SLUB Dresden, in: Bibliotheksdienst 52 (2018), H. 2, S. 106-119; online unter: https://doi.org/10.1515/bd-2018-0015.

Martin Munke: Citizen Science/Bürgerwissenschaft. Projekte, Probleme, Perspektiven am Beispiel Sachsen (Vortragsfolien), https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-212047.

Martin Munke: Gemeinsam Wissen schaffen. Vernetzte Beiträge von wissenschaftlichen Bibliotheken und Wiki-Communitys für eine digitale Landeskunde, in: Achim Bonte/Juliane Rehnolt (Hg.): Kooperative Informationsinfrastrukturen als Chance und Herausforderung, Berlin/Boston 2018, S. 302-316; online unter: https://doi.org/10.1515/9783110587524-033.

Martin Munke: Landesbibliographie und Citizen Science. Kooperationsmöglichkeiten für Bibliotheken und Wiki-Communities am Beispiel der Sächsischen Bibliografie, in: Maria Elisabeth Müller/Ulrich Hagenah/Lars Jendral (Hg.): Regionalbibliographien. Forschungsdaten und Quellen des kulturellen Gedächtnisses. Liber amicorum für Ludger Syré, Hildesheim/Zürich/New York 2019, S. 195-207.

Martin Munke: Neue Impulse für eine digitale Landeskunde von Sachsen. Die Onlineportale Sachsen.digital und Saxorum, in: Sächsische Heimatblätter 64 (2018), H. 1, S. 72-77.

Martin Munke: Neue Saxonica-Vorlage. Literaturverweise einfach in Wikipedia-Artikel einbinden, in:

SLUBlog, 16.9.2016, https://blog.slub-dresden.de/beitrag/2016/09/16/neue-saxonica-vorlage-literaturverweise-einfach-in-wikipedia-artikel-einbinden.

Martin Munke: Saxorum. Neues Landeskundeportal für Sachsen, in: BIS. Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 10 (2018), H. 3, S. 154-157; online unter: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-169724.

Martin Munke: Sportlich ins neue Jahr. Jetzt Beiträge für den Dresdner Geschichtsmarkt anmelden, in: SLUBlog, 12.12.2018, https://blog.slub-dresden.de/beitrag/2018/12/12/sportlich-ins-neue-jahr-jetzt-beitraege-fuer-den-dresdner-geschichtsmarkt-anmelden.

Jens Nauber: Kultur-Hackathon „Coding da Vinci" – 2015 mit Daten der SLUB, in: SLUBlog, 2.3.2015, https://blog.slub-dresden.de/beitrag/2015/03/02/kultur-hackathon-coding-da-vinci-2015-mit-daten-der-slub.

Jens Nauber: Projekt mit SLUB-Daten gewinnt beim Kultur-Hackathon „Coding da Vinci", in: SLUBlog, 8.7.2015, https://blog.slub-dresden.de/beitrag/2015/07/08/projekt-mit-slub-daten-gewinnt-beim-kultur-hackathon-coding-da-vinci.

Kristin Oswald/René Smolarski (Hg.): Bürger Künste Wissenschaft. Citizen Science in Kultur und Geisteswissenschaften, Gutenberg 2016; online unter: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-201611164018.

Daniela Pscheida: Das Wikipedia-Universum. Wie das Internet unsere Wissenskultur verändert, Bielefeld 2010; online unter: https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415610.

Egbert Johannes Seidel/Martina Wermes: Kartei Leipziger Familien (Moritz-Kartei). Konzeptkartei „Italiener", in: Familie und Geschichte. Hefte für Familiengeschichtsforschung im sächsisch-thüringischen Raum 26 (2017), H. 3, S. 289-316.

Leander Seige: Hören, Hacken, Staunen, Entdecken, in: Blog der Universitätsbibliothek Leipzig, 20.4.2018, https://blog.ub.uni-leipzig.de/hoeren-hacken-staunen-entdecken.

Uwe Springmann/Florian Fink/Klaus-U. Schulz: Automatic Quality Evaluation and (Semi-)Automatic Improvement of OCR Models for Historical Printings, in: ArXiv e-prints, 16.6.2016; online unter: https://arxiv.org/abs/1606.05157v2.

Ines Täuber: Der „Poenicke". Eine Präsentation sächsischer Rittergüter, in: Silke Marburg/Josef Matzerath (Hg.): Der Schritt in die Moderne. Sächsischer Adel zwischen 1763 und 1918, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 95-114.

Misha Teplitskiy/Grace Lu/Eamon Duede: Amplifying the Impact of Open Access. Wikipedia and the Diffusion of Science, in: Journal of the Association for Information Science and Technology 68 (2017), H. 9, S. 2116-2127; online unter: https://doi.org/10.1002/asi.23687.

Annika-Valeska Walzel: Die Vögel zwitschern vom Radeln und Flachsen. Preisträger des Coding da Vinci Ost, in: SLUBlog, 21.6.2018, https://blog.slub-dresden.de/beitrag/2018/06/21/die-voegel-zwitschern-vom-radeln-und-flachsen-preistraeger-des-coding-da-vinci-ost.

Martina Wermes: Kooperation zwischen Sächsischem Staatsarchiv und Verein für Computergenealogie e. V. trägt weitere Früchte – über 100.000 Einträge der Kartei Leipziger Familien schon abrufbar, in: Sächsisches Archivblatt (2018), H. 2, S. 25-26; online unter: https://publikationen.sachsen.de/bdb/artikel/31998.

Thomas Wozniak: 15 Jahre Wikipedia und Geschichtswissenschaft. Tendenzen und Entwicklungen, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 66 (2018), H. 5, S. 433-453.

Thomas Wozniak: Zehn Jahre Berührungsängste. Geschichtswissenschaft und Wikipedia. Eine Bestandsaufnahme, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 60 (2012), H. 3, S. 247-264.

Georg Zimmermann: Neue Perspektiven für historische Karten. Virtuelles Kartenforum 2.0. Komfortable Recherche und 3D-Darstellung, in: BIS. Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 10 (2017), H. 1, S. 24-27; online unter: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-79329.

Der Erste Weltkrieg als Medienereignis in der Region

Ein Kooperationsprojekt des Hessischen Bibliotheksverbundes und des Hessischen Landesamts für geschichtliche Landeskunde

Isabelle Berens, Lutz Vogel

Am 10. April 1918 meldeten die „Wiesbadener Neusten Nachrichten“: „Am Sonntag verlor die Spielvereinigung Wiesbaden gegen den Frankfurter Fußballklub ‚Hohenzollern‘ mit der hohen Torzahl von 11:0. […] Wiesbaden spielte sehr zerfahren; das sonst gewohnte Zusammenspiel fehlte vollständig.“[1] Das „Weilburger Tagblatt“ berichtete am selben Tag: „Die Kriminalpolizei [in Kassel] beschlagnahmte etwa 700 Zentner Schweinefleisch und Speiseöl für 300.000 Mark […]. Teilweise wurde das Fleisch in Petroleumfässern eingelegt, um vor Beschlagnahme sicher zu sein.“[2] Der „Taunusbote“ in Bad Homburg informierte über einen Erlass des preußischen Kultusministeriums, wonach die Drucklegung von Dissertationen aufgrund der allgemein herrschenden Papierknappheit nicht mehr Voraussetzung für die Führung des Doktortitels sei; eine unterschriebene Verpflichtungserklärung, die Doktorarbeit spätestens zwei Jahre nach Kriegsende zu veröffentlichen und die Hinterlegung der Druckkosten genügten.[3] Die „Eltviller Nachrichten“ appellierten: „Spart Kartoffeln, verbraucht nicht über die zulässige Menge, denkt an die letztjährige Kartoffelnot.“[4]

Auf den Titelblättern verkündeten am selben Tag die „Darmstädter Zeitung“ „Neue Erfolge an der Westfront“[5] und der „Rheingauer Bote“

1 Sport. Meisterschafts-Fußbillwettspiel (sic!), in: Wiesbadener Neueste Nachrichten, Nr. 83 vom 10.4.1918, S. 3.
2 Vermischtes, in: Weilburger Tageblatt, Nr. 82 vom 10.4.1918, S. [3].
3 Der Krieg und Doktordissertationen, in: Taunusbote, Nr. 82 vom 10.4.1918, S. [3].
4 Eltviller Nachrichten, Nr. 29 vom 10.4.1918, S. [3].
5 Neue Erfolge an der Westfront, in: Darmstädter Zeitung, Nr. 82 vom 10.4.1918, S. 1.

„Weitere Erfolge im Westen".[6] Die „Hessische Landeszeitung" spezifizierte: „Nördlich vom La Bassee-Kanal sind wir in englische und portugiesische Stellungen eingedrungen."[7] Sie reihten sich damit in den Tenor des deutschen Sieges ein, mit dem Tages- und Wochenzeitungen auch noch im vierten Jahr des Ersten Weltkrieges warben. Noch immer versorgten sie die Zivilbevölkerung mit der Berichterstattung von militärischen Erfolgen, geschönten Darstellungen von Ereignissen oder verschwiegen ihr Tatsachen, sodass im Laufe des Krieges das vermittelte Bild immer weniger mit der Realität übereinstimmte. Spätestens als die letzte Großoffensive im Sommer 1918 scheiterte, musste der Dritten Obersten Heeresleitung klar gewesen sein, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist. Basierend auf dem Vierzehn-Punkte-Plan des US-Präsidenten Woodrow Wilson (1856–1924) strebte das Deutsche Reich Friedensverhandlungen an. Gemessen an den positiven Nachrichten und Schlagzeilen, die die Bevölkerung täglich in den Zeitungen las, traten die Verhandlungen zu einem Waffenstillstand, die zum Ende der Kampfhandlungen und letztlich auch zum Ende des Ersten Weltkrieges führten, unvermittelt ein.

All die genannten Beispiele zeigen, dass Zeitungen nicht nur zeitgenössische Informationsquellen, sondern auch wichtige Quellen der Lokalgeschichte und gleichzeitig Abbilder des lokalhistorischen Niederschlags allgemeinhistorischer Entwicklungen sind, weil sie die Gleichzeitigkeit von Geschehen unmittelbar wiedergeben. Während die Titelblätter der Zeitungen reihenweise militärische Erfolge verkündeten, hatte sich der Krieg eminent auf den Alltag der Bevölkerung ausgewirkt: Es herrschte beispielsweise Papier- und allgemein Rohstoffmangel, die Versorgungslage verschlechterte sich jährlich. Die Hungersnot hatte im sogenannten Steck- beziehungsweise Kohlrübenwinter 1916/17 ihren Höhepunkt erreicht – ein Ereignis, das im Appell der „Eltviller Nachrichten" noch präsent war. Durch die vielfältigen Themen und ihre unterschiedlichen Rubriken stellen Zeitungen komplexe Quellen für die Forschung verschiedenster Disziplinen dar.[8] Mithilfe regionaler und überregionaler Zeitungen lassen sich sowohl urbane Räume als auch bisher weniger beachtete periphere Gebiete untersuchen. „Die Authentizität der ungefilterten Lokalpresse ersetzt nicht die Analyse von Strukturdimensionen […]. Freilich macht der Blick durch die örtliche Presse […] deutlich, dass der Krieg alle Lebensbereiche durchdrang und alles in seinen Bann zog."[9]

2014 jährte sich der Ausbruch und 2018 das Ende des Ersten Weltkrieges zum einhundertsten Mal, daher wurde in diesem Zeitraum dem Krieg auf vielfältiger Weise gedacht. Städte nahmen die vier Gedenkjahre zum Anlass, ihre eigene Geschichte in der Zeit des Ersten Weltkrieges aufzuarbeiten, wobei natürlich auch die Lokalpresse als Quelle verwendet wurde, so unter

6 Weitere Erfolge im Westen, in: Rheingauer Bote, Nr. 42 vom 10.4.1918, S. 1.
7 Heeresberichte/Abendbericht, in: Hessische Landeszeitung, Nr. 82 vom 10.4.1918, S. 1.
8 Vgl. Müller: Alter Wein, S. 140.
9 Weichlein: Schlafwandler, S. 246.

anderem in Bremen, Detmold, Wolfenbüttel und Bonn.[10]

Seit April 2018 steht für das Land Hessen mit dem kostenfrei nutzbaren Onlineportal „Der Blick auf den Krieg 1914–1918. Der Erste Weltkrieg im Spiegel hessischer Regionalzeitungen" ein enormer Materialfundus der lokalen und regionalen Presse zur Verfügung. Ereignisse und Prozesse zwischen 1914 bis 1918 können unter „hwk1.hebis.de" Tag für Tag nachverfolgt werden.[11]

1. Projektgenese

Zeitungen des 20. Jahrhunderts bestehen aus industriell erzeugtem Holzschliffpapier, das nicht für den dauerhaften Erhalt hergestellt wurde.[12] Aktuell gibt es kein Verfahren, das den Zerfallsprozess aufhält, sondern dieser kann durch Entsäuerung und richtige Lagerung nur verlangsamt werden. Letztere wird durch das Überformat in Foliobänden noch erschwert. Die Mikroverfilmung – Überführung in ein anderes Medium beziehungsweise Remedialisierung – war und ist der erste Weg der Bibliotheken, das Kulturgut Tageszeitung zu sichern und damit die Originale zu schonen. Da jedoch der Umgang mit dem Medium durch die Handhabung am Mikrofilmgerät erschwert wird, ist die Digitalisierung eine Weiterentwicklung zur einfacheren Nutzung und zur Bestandserhaltung einer wichtigen Quelle. Weil das heutige Layout der Zeitungen dem damaligen sehr ähnelt, erleichtert es Interessierten den Zugang zum und den Umgang mit dem Medium.[13]

Im Zeitraum von 2013 bis 2016 förderte die Deutsche Forschungsgemeinschaft innerhalb einer Pilotphase verschiedene Verfahren zur Zeitungsdigitalisierung und -erschließung. Die dabei evaluierten Ergebnisse bilden heute die Grundlage zur Festlegung von Mindeststandards für die Digitalisierung historischer Zeitungen.[14] Die Vorgaben sind so ausgerichtet, dass die Digitalisierung nicht die maschinelle Texterkennung beinhalten muss, jedoch nachträglich durchgeführt werden kann. Die unterschiedlichen Verfahren, wie die Digitalisierung umgesetzt werden kann, und sehr weit gefassten Kriterien, nach denen Zeitungen ausgewählt werden (typologisches Spektrum, „Dauerbrenner", „Leitmedien", „Innovatoren", thematische Kollektionen, (presse)historische Exponenten, politisches Spektrum[15]), ermöglichen verschiedene Präsentationen im World Wide Web. Exemplarisch lassen sich für die unterschiedlichen Webangebote zwei neuere Digitalisierungspro-

10 Vgl. Geppert/Schlossmacher (Hg.): Der Erste Weltkrieg; Böning/Nagel: Erster Weltkrieg; Stadt Detmold (Hg.): Krieg – Revolution – Republik; Helm/Donner (Hg.): …unaufhaltsam ins Verderben.

11 Vgl. Berens: Frankfurter Zeitungen; Eckardt: Der Erste Weltkrieg; Hartmann: Politik, Kultur und Alltag; Risch/Hartmann/Berens/Vogel/Eckardt: Zeitreisen.

12 Vgl. Stöber: Pressegeschichte.

13 Vgl. Müller: Alter Wein, S. 140.

14 Vgl. http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/ausschreibung_zeitungsdigitalisierung.pdf. Vgl. auch Bürger: Zeitungsdigitalisierungen.

15 http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/ausschreibung_zeitungsdigitalisierung.pdf.

jekte anführen: „Vorwärts bis 1933“[16] und „Zeit.punktNRW“[17].

Die Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung digitalisierte die sozialdemokratische Zeitung „Vorwärts“ im Zeitraum von 1876 bis 1933, der seit 2017 online zur Verfügung steht und in seiner Webpräsentation über eine Volltextsuche verfügt. Im Rahmen eines Landesprojektes, das durch das Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert wurde, haben die Universitäts- und Landesbibliotheken Bonn und Münster, das Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen sowie das Archivberatungs- und Fortbildungszentrum des Landschaftsverbandes Rheinland ein Portal entwickelt, in das in Kooperation mit kommunalen und staatlichen Bibliotheken und Archiven Nordrhein-Westfalens digitalisierte Zeitungen im Zeitraum von 1801 bis 1945 eingespielt wurden. Das Portal ist seit Juni 2018 online zugänglich.[18]

Anlässlich der 100. Wiederkehr des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges förderte das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst das Digitalisierungsprojekt „Der Blick auf den Krieg. Der Erste Weltkrieg im Spiegel hessischer Regionalzeitungen 1914–1918“. Unter der Projektleitung des Hessischen Bibliotheksinformationssystems (HeBIS) und in Zusammenarbeit mit der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, den Universitätsbibliotheken Frankfurt am Main, Gießen, Marburg und Kassel sowie den Hochschul- und Landesbibliotheken Fulda und RheinMain (Wiesbaden) wurden insgesamt 125 Tages- und Wochenzeitungen im Erscheinungszeitraum von 1914 bis 1918 mit einem Umfang von rund 620.000 Seiten digitalisiert.[19] Die Bibliotheken definierten jeweils eine „Leitzeitung“, womit Zeitungen gemeint sind, die in besonderer Weise die soziale, kulturelle und wirtschaftliche Vielfalt des heutigen Landes Hessen darstellen sollen, in ihrem Bestand: die „Oberhessische Zeitung“ (Universitätsbibliothek Marburg), die „Fuldaer Zeitung“ (Hochschul- und Landesbibliothek Fulda), den „Gießener Anzeiger“ (Universitätsbibliothek Gießen), die „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt“ (Universitätsbibliothek Frankfurt), das „Wiesbadener Tagblatt“ (Hochschul- und Landesbibliothek RheinMain Wiesbaden), das „Bergsträßer Anzeigeblatt“ (Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt) und die „Casseler Neusten Nachrichten“ (Universitätsbibliothek Kassel). Das Originalexemplar der „Casseler Neusten Nachrichten“ der Universitätsbibliothek Kassel wurde im Zweiten Weltkrieg zwar zerstört, jedoch liegen aufgrund der damals geltenden Regeln zum Pflichtexemplarrecht in der Universitätsbibliothek Marburg die Zeitungsbestände der Landesbibliothek Kassel vor,[20] wodurch ein Teil dieser Bestände vom Original digitalisiert und über das Portal zugänglich gemacht werden konnte. Die digitalisierten Zeitungen wurden in der Zeitschriftendatenbank[21] erschlossen, wobei sich der Nachweis mit Titel-

16 https://www.fes.de/bibliothek/vorwaerts-blog. Vgl. Guercke: Das Projekt „Vorwärts bis 1933“. Teil 1, S. 507-510; Guercke: Das Projekt „Vorwärts bis 1933“. Teil 2, S. 26-29. Ältere Projekte und ihre Einordnung sind nachzulesen bei Blome: Zeitungen, S. B.6-1 – D.6-36.

17 https://zeitpunkt.nrw.

18 Vgl. den Bericht zur Tagung anlässlich der Freischaltung des Portals: Erik Koenen: Tagungsbericht.

19 Vgl. Mayer: Digitalisierte Zeitungen, S. 52.

20 Vgl. Kurhessische und waldeckische Zeitungen.

21 Vgl. https://zdb-katalog.de/index.xhtml.

Abbildung 1: Der obere Bereich der Startseite des Zeitungsportals ‚Der Blick auf den Krieg' ermöglicht die Datums- und Volltextsuche sowie den Einstieg in verschiedene Thementexte.

aufnahme und Verzeichnung nach dem bibliothekarischen Erschließungsstandard RDA (Ressource Description and Access) richtet.[22] Ein Großteil des Förderbetrags wurde in die Digitalisierung von hochauflösenden Scans investiert, die entweder von den Bibliotheken selbst oder durch externe Dienstleister durchgeführt wurde. Die maschinelle Texterkennung, Optical Character Recognition (OCR), erfolgte an der Universität Innsbruck. Durch den optischen Charakter der Frakturschrift wird die maschinelle Texterkennung erschwert und erreicht, durch die heutigen technischen Möglichkeiten, eine etwa zu 93 Prozent korrekte Erkennung. Die Digitalisierung vom Mikrofilm ist zwar kostengünstiger als vom Original, jedoch erzielt die OCR-Erkennung vom Original bessere Ergebnisse. Daher wurde für das Projekt – wenn aus restauratorischen Gründen möglich – vom Original digitalisiert.

Im Auftrag der HeBIS-Verbundzentrale wurde zudem ein eigenes Webportal entwickelt. Die Ausspielung der Zeitungsdigitalisate auf der Website basiert auf Visual Library, einer Software der Firma Semantics. Die Daten selbst werden bei der HeBIS-Verbundzentrale gehostet. Das Interface gestaltete ein freier Grafikdesigner.

Für die abschließende Projektphase wurde das Hessische Landesamt für geschichtliche Landeskunde, ein außeruniversitäres Forschungsinstitut für die hessische Landesgeschichte im Zuständigkeitsbereich des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst, hinzugezogen. Aufgabe des Hessischen Landesamts für geschichtliche Landeskunde war die Entwicklung verschiedener inhaltlicher Zugänge, die einem großen Personenkreis Wege in den umfangreichen Quellenbestand erleichtern sollen. Das Ergebnis dieses Kooperationsprojekts zwischen den Bibliotheken und der Landesgeschichtsforschung ist ein innovatives Webangebot, in dem digitalisierte Tages- und Wochenzeitungen eingesehen werden können und überdies verschiedene inhaltliche Zugänge als Einstieg in das Material vorhanden sind. Ziel war es, dass das Angebot möglichst breite Nutzerkreise anspricht, von akademischer Lehre und Forschung über den Schulunterricht bis hin zur interessierten Öffentlichkeit.

22 Die RDA ist ein internationales Regelwerk für die Katalogisierung in Bibliotheken, vgl. https://www.dnb.de/DE/Professionell/Standardisierung/Standards/_content/rda.html.

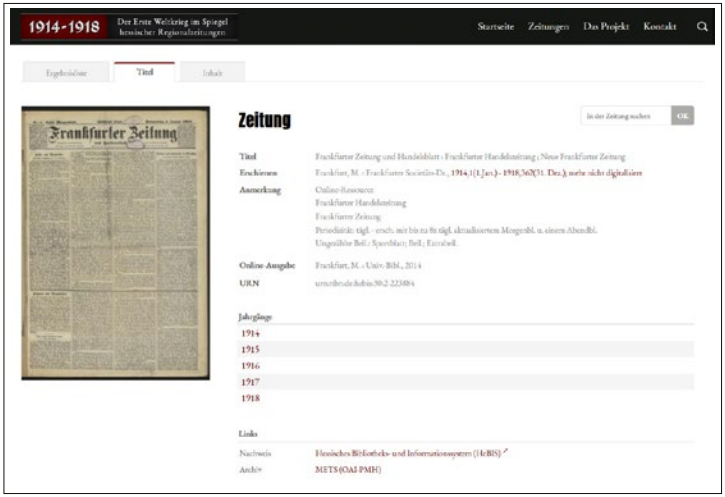


Abbildung 2: Bei der Auswahl einer Zeitung, hier die „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt", erhält man einen Überblick über die digitalisierten Exemplare der Zeitung, das heißt die verfügbaren Jahrgänge, die Titeldaten, den Nachweis im HeBIS-Verbundkatalog und die URN. Es lassen sich sowohl die einzelnen Jahrgänge anwählen als auch in der gesamten Zeitung eine Volltextsuche (Suchleiste) starten.

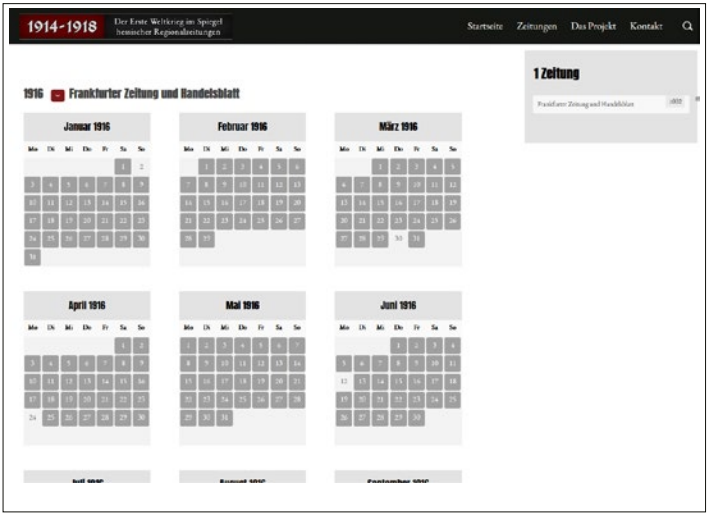


Abbildung 3: Mittels der Kalenderansicht werden die Erscheinungsdaten der jeweiligen Zeitung angezeigt. Über das entsprechende Datum lässt sich die gewünschte Ausgabe aufrufen.
Falls eine Zeitung mehrfach am Tag erschien, ist es in einem Zwischenschritt möglich, die entsprechende Morgen- oder Abendausgabe auszuwählen.

2. Konzeption und Funktionalität des Onlineportals „Der Blick auf den Krieg“

Bei der Konzeption des Portals war es wichtig, dass auch Interessierte ohne fachwissenschaftliche Kenntnisse das Angebot nutzen können. Aus diesem Grund musste bei der Umsetzung die Nutzerperspektive bedacht werden. Der Austausch mit Studierenden zweier Lehrveranstaltungen[23] sowie eine Sektion von Nachwuchswissenschaftler/innen auf der 12. Tagung der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Portale zur Regionalgeschichte und Landeskunde (AG Regionalportale)[24] haben Anforderungen ergeben, die Nutzer/innen an ein Onlineportal stellen, woraus sich für ein Zeitungswebportal folgendes ergibt:

1. Welche Suchfunktionen gibt es?
2. Wird man zu Themen hingeführt? Erhält man Anstöße und Ideen? Bekommt man einen Überblick über die vorhandenen digitalisierten Zeitungen?
3. Die Frage nach Lizenzen: Sind Abbildung oder Quellen frei nachnutzbar oder gibt es Einschränkungen?
4. Gibt es bei Fragen Ansprechpartner und Kontaktmöglichkeiten?
5. Gibt es Hinweise auf Literatur und Quellen für eine weiterführende Recherche?

2.1. Suchfunktionen

Verschiedene Suchfunktionen ermöglichen es, das umfangreiche Quellenkorpus anzusehen, zum Beispiel die Suche nach einem Begriff in allen digitalisierten Zeitungen, über den Zugriff auf einzelne Zeitungen oder auf ein konkretes Erscheinungsdatum mittels der Kalenderfunktion. Es kann zudem in einer Zeitungsausgabe eines bestimmten Jahres oder eines konkreten Datums gesucht werden. Um die digitalisierten Zeitungen zumindest ähnlich wie gedruckte Zeitungen lesen zu können, wurden Funktionen wie „Durchblättern“ oder „Übersicht“ eingerichtet, die sich am Umgang mit dem Originalmedium anlehnen. Eine erweiterte Suche ermöglicht die Einschränkung auf Zeitungstitel, den Erscheinungs- und Verlagsort.

Die Digitalisierung von Zeitungen bietet den einfachen, orts- und zeitunabhängigen Zugriff auf diese Bestände. Vor allem dank der in diesem Projekt durchgeführten maschinellen Zeichenerkennung bestehen schnellere Recherchemöglichkeiten über die Volltextsuche, womit Stichwörter, Begriffe und Phrasen gezielt gesucht werden können. Die Ergebnisse lassen sich in der Übersicht als Text, als Vorschau oder direkt in der Zeitung anzeigen. Die Suche wird durch technische Hilfsmittel unterstützt, denn OCR erkennt auch Flexionsformen und das gesuchte Stichwort wird auf der entsprechenden Zeitungsseite farbig hervorgehoben. Durch die uneinheitliche Struktur der Zeitungen, was zum Beispiel das Format und die Anzahl der Spalten anlangt, kann das Layout nicht automatisiert erfasst werden. Gleiches gilt für die Anzeigenwerbung. Bei der Recherche sollten daher die Schlagwörter erweitert oder nach verschiedenen Begriffen gesucht werden.

In einer Leiste auf der rechten Seite können die Ergebnisse direkt angewählt werden, um innerhalb der gewählten Zeitung auf die jeweilige

23 Vgl. Kap. 3.2.
24 Vgl. http://www.ag-regionalportale.de.

Abbildung 4: Die digitalisierten Zeitungsausgaben können in dieser Vollansicht gelesen werden. Die Funktionen der oberen Leiste ermöglichen unter anderem, die Zeitung durchzublättern, heranbeziehungsweise herauszuzoomen, in der Übersicht zu betrachten oder über die Suchleiste eine Volltextsuche im jeweiligen Jahrgang zu starten.

Trefferseite zu gelangen. Mittels einer Zoomfunktion kann ein beliebiger Ausschnitt vergrößert und damit besser lesbar gemacht werden. Diese technisch gestützte Form der Suche bringt eine erhebliche Zeitersparnis mit sich, da nicht jede Zeitung mühselig durchblättert werden muss oder die unübersichtlichen Zeitungsseiten komplett gelesen werden müssen.

2.2. Redaktionell erarbeitete Zugänge in den Inhalt der digitalisierten Zeitungen

Das Projekt geht über die reine Digitalisierung der Zeitungen aus den Jahrgängen 1914 bis 1918 hinaus. Im Rahmen der Kooperation zwischen dem HeBIS-Verbund und dem Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde wurden Verfahren entwickelt, um nicht nur der Forschung umfangreiches und Volltext-durchsuchbares Quellenmaterial bereitzustellen, sondern auch die interessierte Öffentlichkeit anzusprechen und – wenngleich dies bei einem so umfangreichen Quellenkorpus nur exemplarisch geschehen kann – verschiedene Einstiege in die Quellen und zugleich zu deren Interpretation anzubieten. Über redaktionell erarbeitete Kurztexte erhalten Nutzer/innen einen thematischen Einstieg. Eine Kartennavigation ermöglicht einen topografischen und mittels der Zeitleiste eine chronologische Übersicht ausgewählter Ereignisse aus der Zeit des Ersten Weltkrieges.

2.2.1. Zeitleiste

Die redaktionell erarbeitete Zeitleiste ermöglicht einen einfachen Einstieg, um sich allgemein über die Zeit des Ersten Weltkrieges zu informieren. Sie beinhaltet einen Überblick über den Verlauf, die wichtigen Ereignisse beziehungsweise Wendepunkte des Krieges. Aber auch Pressezensuranweisungen oder Verordnungen sowie weitere Vorkommnisse, die aufgrund der Zensurbestimmungen in den Zeitungen gar

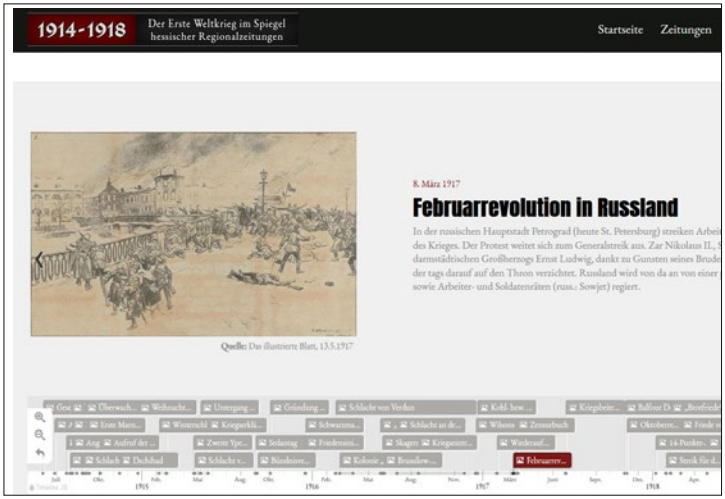


Abbildung 5:
Die Zeitleiste bildet neben den wichtigsten Wendepunkten oder Ereignissen des Krieges wie die Februarrevolution in Russland auch Ereignisse ab, die in den Zeitungen nur indirekt oder gar nicht zu finden sind, zum Beispiel den „Schwarzmarkt".

nicht oder nur indirekt behandelt werden[25] wie beispielsweise den florierenden Schwarzmarkt werden hier erläutert. Bei der Erstellung der Zeitleiste wurde darauf geachtet, dass nicht nur die vermeintlich ‚großen' Ereignisse wie das Attentat von Sarajevo oder verschiedene Schlachten berücksichtigt werden. Auch die Geschehnisse an der ‚Heimatfront' und die Quellengattung Zeitung besonders betreffende Themen, wie eben die Zensur- und Pressebestimmungen, werden aufgegriffen. Die Texte der Zeitleiste sind so konzipiert, dass sie jeweils mit einem an ein konkretes Datum gebundenes Ereignis beginnen, das dann in den historischen Kontext und in der Regel in die exemplarische Darstellung der Presse eingebettet wird. Neben den knappen Erläuterungen zu den jeweiligen Ereignissen kann über einen Link jeweils auf eine ausgewählte Zeitungsseite zum Ereignis in das Material eingestiegen werden.

2.2.2. Kartennavigation

Mittels einer Kartennavigation, die in das Webportal integriert wurde, kann über die räumliche Verbreitung in die hessischen Regionalzeitungen zugegriffen werden. Sie basiert auf einem von Paul Georg Roth entwickelten Web Map Service[26] des Hessischen Landesamts für geschichtliche Landeskunde. Ihr liegen die Karten des Deutschen Reiches von 1911 im Maßstab 1:100.000 zugrunde, die freundlicherweise von der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und

25 Vgl. Kap. 2.2.3.

26 Ein Web Map Service (WMS) ist eine standardisierte Schnittstelle, über die georeferenzierte Auszüge von Landkarten über das World Wide Web abgerufen werden können. Eingesetzt wird er zumeist in Verbindung mit Software-Komponenten, die die Möglichkeit eröffnen, den Kartenausschnitt zu wechseln oder herein- und herauszuzoomen.

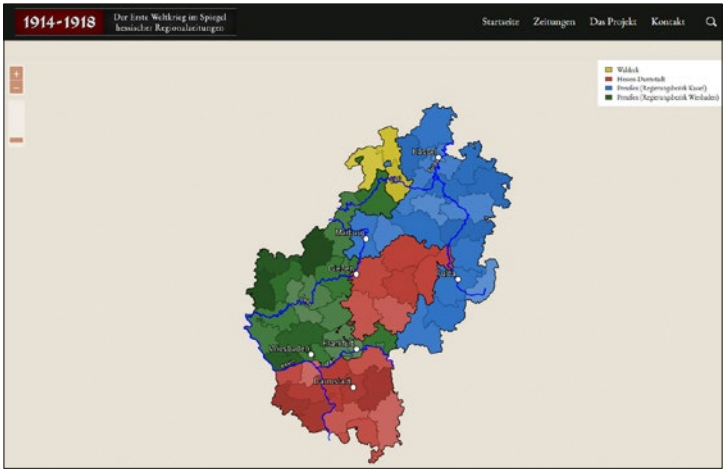


Abbildung 6: Die Kartennavigation, die auf einem Web Map Service des Hessischen Landesamts für geschichtliche Landeskunde basiert, bietet einen topografischen Einstieg in den Quellenstand.

Universitätsbibliothek Dresden zur Verfügung gestellt wurden. Dieses detaillierte, flächendeckende Kartenwerk wurde für das Projekt nachbearbeitet, georeferenziert und blattschnittfrei zusammengefügt.
Der Einstieg erfolgt über eine Überblickskarte, die die zeitgenössischen Grenzen der Vorgängerterritorien des heutigen Landes Hessen sowie ausgewählte Flüsse, Leit- und Verlagsorte zur Orientierung enthält. Sie bietet einen intuitiven, leicht bedienbaren Einstieg. Es kann hinein- beziehungsweise herausgezoomt werden, eine Funktion, die Nutzer/innen bereits von oft genutzten Services wie etwa Google Maps vertraut ist. Die Karte zeigt nicht nur die zeitgenössische Topografie, sondern auch ihre Grenzen und dient somit der räumlichen Erschließung.

Die Verbreitungsgebiete einzelner Zeitungen wurden auf Grundlage der jeweiligen Impressen erschlossen beziehungsweise nachrecherchiert. Diese Informationen der Reichweiten wurden durch das Hessische Landesamt für geschichtliche Landeskunde in eine Karte umgewandelt. Angebunden sind diese Informationen an die Stadt- und Landkreise, die zu dieser Zeit in Hessen existierten. Das heißt, dass die erschienenen Zeitungen kreisweise zugeordnet worden sind und somit durch den Klick auf einen Kreis die dort erschienenen Zeitungstitel angezeigt werden. Dieser Zugriff erspart Nutzer/innen die aufwendige Recherche in Bibliotheken und Archiven und macht direkt sichtbar, welche Zeitungen für die gesuchte Region relevant sind. Möglich wäre es, die Kartenfunktionen um Angaben zu erweitern, welche Zeitungen der gesuchten Region noch in Bibliotheken oder Archiven zu finden sind oder einen ‚Layer' hinzuzufügen, der die aktuelle Topografie Hessens wiedergibt.

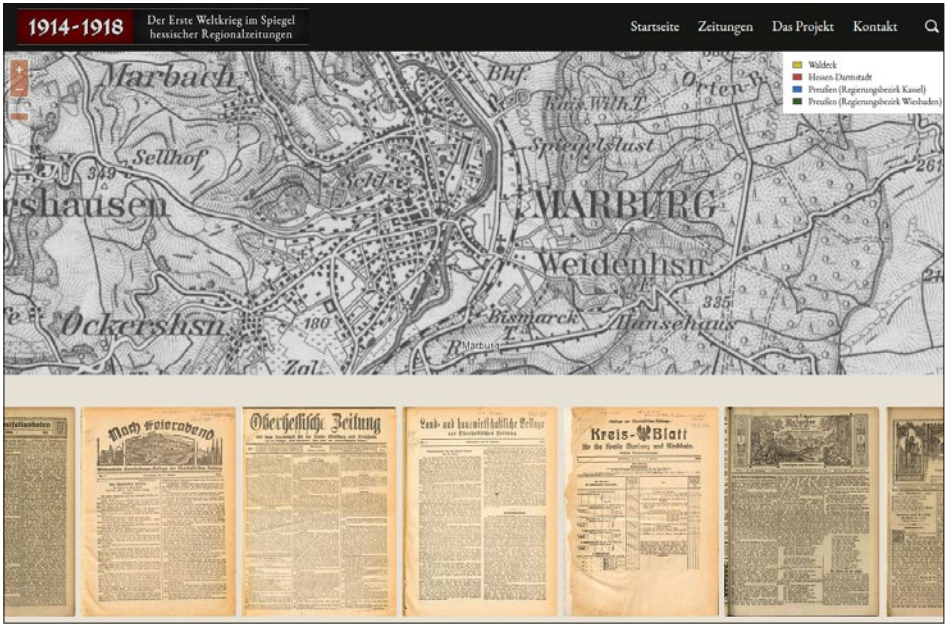


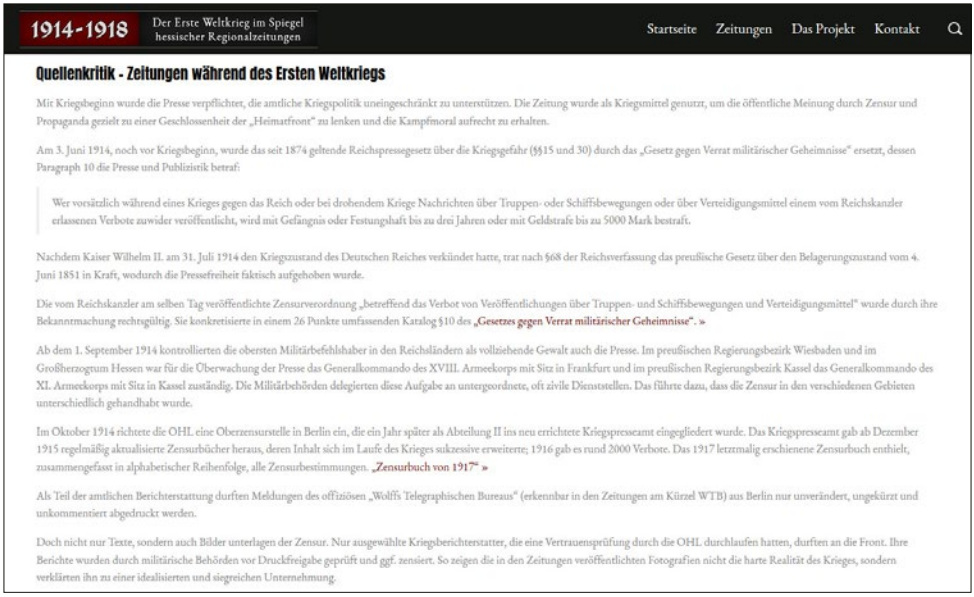
Abbildung 7: Mit einem Klick auf die Karte lassen sich diejenigen Zeitungen anzeigen, die in diesem Gebiet oder Ort gelesen wurden, und über das Portal als Digitalisate zugänglich sind.

2.2.3. Historischer Kontext – Pressezensur im Ersten Weltkrieg

Im 20. Jahrhundert war die Zeitung das weitverbreitetste und wichtigste Informationsmedium. Im gesamten Deutschen Reich gab es um 1900 schätzungsweise 4.200 verschiedene Zeitungen,[27] wovon im Laufe des Krieges rund 1.000 eingestellt werden mussten.[28] Gründe hierfür waren die kriegsbedingte Materialknappheit, der Personalmangel, da Redakteure eingezogen wurden, und der Rückgang der Anzeigenwerbung, durch die sich Zeitungsverlage finanzierten.

Im Ersten Weltkrieg wurde versucht, die Meinung der Bevölkerung durch staatliche und militärische Behörden zu lenken. Zeitungen wurden gezielt eingesetzt, um die Politik zu unterstützen. Man entwickelte die Pressezensur sowie ein System der Presseanweisungen.[29] Die Zeitungsverlage und -redaktionen erhielten ab 1915 sogenannte Zensurbücher, die alphabetisch sortierte Bestimmungen beinhalteten, über welche Themen gar nicht oder nur in einer

27 Vgl. Bohrmann: Zeitung, S. 974.
28 Vgl. Stöber: Pressegeschichte, S. 159.
29 Vgl. Koszyk: Kommunikationskontrolle; Koszyk: Deutsche Presse; Bösch: Zeitungen, S. 16.



1914-1918 Der Erste Weltkrieg im Spiegel hessischer Regionalzeitungen

Startseite Zeitungen Das Projekt Kontakt

Quellenkritik - Zeitungen während des Ersten Weltkriegs

Mit Kriegsbeginn wurde die Presse verpflichtet, die amtliche Kriegspolitik uneingeschränkt zu unterstützen. Die Zeitung wurde als Kriegsmittel genutzt, um die öffentliche Meinung durch Zensur und Propaganda gezielt zu einer Geschlossenheit der „Heimatfront" zu lenken und die Kampfmoral aufrecht zu erhalten.

Am 3. Juni 1914, noch vor Kriegsbeginn, wurde das seit 1874 geltende Reichspressegesetz über die Kriegsgefahr (§§15 und 30) durch das „Gesetz gegen Verrat militärischer Geheimnisse" ersetzt, dessen Paragraph 10 die Presse und Publizistik betraf:

> Wer vorsätzlich während eines Krieges gegen das Reich oder bei drohendem Kriege Nachrichten über Truppen- oder Schiffsbewegungen oder über Verteidigungsmittel einem vom Reichskanzler erlassenen Verbote zuwider veröffentlicht, wird mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 5000 Mark bestraft.

Nachdem Kaiser Wilhelm II. am 31. Juli 1914 den Kriegszustand des Deutschen Reiches verkündet hatte, trat nach §68 der Reichsverfassung das preußische Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 in Kraft, wodurch die Pressefreiheit faktisch aufgehoben wurde.

Die vom Reichskanzler am selben Tag veröffentlichte Zensurverordnung „betreffend das Verbot von Veröffentlichungen über Truppen- und Schiffsbewegungen und Verteidigungsmittel" wurde durch ihre Bekanntmachung rechtsgültig. Sie konkretisierte in einem 26 Punkte umfassenden Katalog §10 des „Gesetzes gegen Verrat militärischer Geheimnisse". »

Ab dem 1. September 1914 kontrollierten die obersten Militärbefehlshaber in den Reichsländern als vollziehende Gewalt auch die Presse. Im preußischen Regierungsbezirk Wiesbaden und im Großherzogtum Hessen war für die Überwachung der Presse das Generalkommando des XVIII. Armeekorps mit Sitz in Frankfurt und im preußischen Regierungsbezirk Kassel das Generalkommando des XI. Armeekorps mit Sitz in Kassel zuständig. Die Militärbehörden delegierten diese Aufgabe an untergeordnete, oft zivile Dienststellen. Das führte dazu, dass die Zensur in den verschiedenen Gebieten unterschiedlich gehandhabt wurde.

Im Oktober 1914 richtete die OHL eine Oberzensurstelle in Berlin ein, die ein Jahr später als Abteilung II ins neu errichtete Kriegspressearmt eingegliedert wurde. Das Kriegspressearmt gab ab Dezember 1915 regelmäßig aktualisierte Zensurbücher heraus, deren Inhalt sich im Laufe des Krieges sukzessive erweiterte; 1916 gab es rund 2000 Verbote. Das 1917 letztmalig erschienene Zensurbuch enthielt, zusammengefasst in alphabetischer Reihenfolge, alle Zensurbestimmungen. „Zensurbuch von 1917" »

Als Teil der amtlichen Berichterstattung durften Meldungen des offiziösen „Wolffs Telegraphischen Bureaus" (erkennbar in den Zeitungen am Kürzel WTB) aus Berlin nur unverändert, ungekürzt und unkommentiert abgedruckt werden.

Doch nicht nur Texte, sondern auch Bilder unterlagen der Zensur. Nur ausgewählte Kriegsberichterstatter, die eine Vertrauensprüfung durch die OHL durchlaufen hatten, durften an die Front. Ihre Berichte wurden durch militärische Behörden vor Druckfreigabe geprüft und ggf. zensiert. So zeigen die in den Zeitungen veröffentlichten Fotografien nicht die harte Realität des Krieges, sondern verklärten ihn zu einer idealisierten und siegreichen Unternehmung.

Abbildung 8: Da Zeitungen des Ersten Weltkrieges zensiert wurden und somit nicht immer wortwörtlich zu lesen sind, bedürfen sie der Quellenkritik. Hinweise hierzu liefern der einführende Text sowie das Digitalisat des „Zensurbuches".

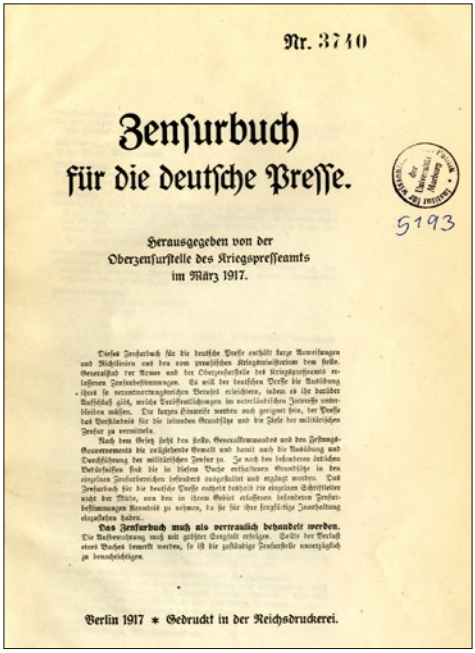
bestimmten Form berichtet werden durfte. Meldungen der offiziellen Nachrichtenagentur ‚Wolff'sche[s] Telegraphenbureau', erkennbar in den Zeitungen am Kürzel ‚WB' oder ‚WTB', durften beispielsweise nur ungekürzt, ohne Ergänzungen und unkommentiert abgedruckt werden.[30] Letztmalig wurde im März 1917 das „Zensurbuch für die deutsche Presse" herausgegeben. Diese Ausgabe wurde ebenfalls digitalisiert und in das Webportal integriert,[31] denn sie leistet einen wichtigen Beitrag zum Verständnis und zur Einordnung des Wertes der Quelle. Es lässt sich als ‚Leitfaden' zur Bewertung der Berichterstattung lesen. Dort ist beispielsweise in Bezug auf die Lebensmittelknappheit – der „Steckrübenwinter" lag gerade hinter den Deutschen – die Anweisung zu lesen, dass es verboten war, „Nachrichten über Straßenkundgebungen, Unruhen und über Ausstandsbewegungen wegen Nahrungsmittelknappheit" zum Abdruck zu bringen.[32]

Dass zumindest Wochenzeitungen vorab von den Zensurstellen geprüft und freigegeben

30 Vgl. Koszyk: Kommunikationskontrolle, S. 166.

31 Oberzensurstelle (Hg.): Zensurbuch für die deutsche Presse.

32 Oberzensurstelle (Hg.): Zensurbuch für die deutsche Presse.



Nr. 3740

Zensurbuch
für die deutsche Presse.

Herausgegeben von der
Oberzensurstelle des Kriegspresseamts
im März 1917.

Diese Zensurbuch für die deutsche Presse enthält kurze Anweisungen und Richtlinien auf den vom preußischen Kriegsministerium dem Stellv. Generalstab der Armee und der Oberzensurstelle des Kriegspresseamts erlassenen Zensurbestimmungen. Es will der deutschen Presse die Ausübung ihrer so verantwortungsvollen Berufes erleichtern, indem es ihr darüber Aufschluß gibt, welche Veröffentlichungen im vaterländischen Interesse unterbleiben müssen. Die kurzen Hinweise werden auch geeignet sein, der Presse das Verständnis für die leitenden Grundsätze und die Ziele der militärischen Zensur zu vermitteln.

Nach dem Gesetz liegt den stellv. Generalkommandos und den Festungs-Gouvernements die ausführende Gewalt und damit auch die Ausübung und Durchführung der militärischen Zensur zu. Je nach den besonderen örtlichen Verhältnissen sind die in diesem Buche enthaltenen Grundsätze in den einzelnen Zensurbereichen besonders ausgebaut und ergänzt worden. Das Zensurbuch für die deutsche Presse entspricht deshalb die einzelnen Schriftleiter nicht der Mühe, von den in ihrem Gebiet erlassenen besonderen Zensurbestimmungen Kenntnis zu nehmen, da sie für ihre sorgfältige Innehaltung eingesehen haben.

Das Zensurbuch muß als vertraulich behandelt werden.

Die Nichtbeachtung muß mit größter Strenge erfolgen. Sollte der Verlust eines Buches bemerkt werden, so ist die zuständige Zensurstelle unverzüglich zu benachrichtigen.

Berlin 1917 * Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Universitätsbibliothek Marburg
5193

Abbildung 9: Das „Zensurbuch für die deutsche Presse" ist als ‚Leitfaden' der Berichterstattung zu lesen und wurde aus diesem Grund in das Webportal integriert, http://hwk1.hebis.de/1914/domainresource/Zensurbuch_dtPresse_1917.pdf.

wurden, lässt sich anhand von Zensurzeichen ablesen.[33] Auf dem Titelblatt des „Illustrierten Blattes" vom 27. Mai 1917 wurde eine ‚18' vermerkt, als Zeichen dafür, dass die Zeitung durch das ‚Stellvertretende Generalkommando des

Einzelpreis 10 Pfg.
Nr. 22. V. Jahrgang. 148. Kriegsnummer 18 27. Mai 1917
Das Illustrierte Blatt

Abbildung 10: Beispiel für ein „Zensurzeichen" im Titel des „Illustrierten Blatts" vom 27. Mai 1917.

XVIII. Armeekorps' geprüft wurde.[34] Das ‚Generalkommando des XVIII. Armeekorps', das seinen Sitz in Frankfurt am Main hatte, war für den preußischen Regierungsbezirk Wiesbaden und für das Großherzogtum Hessen zuständig.[35] Ein Rechteck, das ‚Z XI' beinhaltet, bedeutet, dass das Generalkommando des XI. Armeekorps die Zeitung geprüft hatte. Diese Aufgabe übertrug das Armeekorps an die Murhardsche Bibliothek in Kassel.[36] In Hessen gab es aber auch Zeitungen, die von Stellen außerhalb des Einzugsbereiches dieser beiden Generalkommandos zensiert wurden. So wurde das Frankfurter evangelische „Sonntagsblatt" spätestens ab Januar 1918 vom Oberkommando in den Marken (Berlin-Brandenburg) begutachtet. Auf der unteren Titelseite der Zeitung befindet

33 Vgl. http://mediengeschichte.dnb.de/DBSMZBN/Content/DE/Zensur/06-zensurzeichen-und-symbole.html.

34 Vgl. Das Illustrierte Blatt, Nr. 22 vom 27.5.1917: http://hwk1.hebis.de/hebis-ffm/periodical/pageview/1349529; vgl. auch den katholischen „Bonifatiusboten", der erstmals am 14.4.1918 mit Zensurzeichen im Titel erschien: http://hwk1.hebis.de/hebis-fulda/periodical/pageview/202761.

35 Vgl. Friedel: Politische Presse, S. 217.

36 Vgl. Friedel: Politische Presse, S. 217; als Beispiel: Aufwärts! Gemeinschaftsblatt für Hessen, Nr. 21 vom 27.5.1917, Titelseite (hier die Ausgabe, bei der erstmals ein Zensurzeichen aufgebracht wurde).

sich ab dieser Zeit ein Dreieck mit einer Null.[37] Das „Unterhaltungsblatt" wurde – ebenfalls ab Januar 1918 – entweder vom I. Königlich-Bayerischen Armeekorps in München oder dem III. Königlich-Bayerischen Armeekorps in Nürnberg geprüft, wovon das von beiden Institutionen verwendete Kürzel „(By.)" am unteren Ende der Titelseite einer jeden Ausgabe zeugt.[38]
Es war üblich, dass die militärischen Stellen die Zensur an zivile Institutionen delegierten, die sie unterschiedlich streng handhabten. Es gibt jedoch bislang noch keine Untersuchung, die die Auslegung der Zensurregelungen in regional vergleichender Perspektive betrachtet.

2.2.4. Erarbeitung von Thementexten

Da die Zeitungsartikel aufgrund der Pressezensur nicht immer wortwörtlich zu verstehen sind und sie den Wissenshorizont der Redakteure abbilden, bedürfen sie einer Quellenkritik. Diese wissenschaftliche Kommentierung beziehungsweise Einordnung konnte aufgrund des umfangreichen Materials nur exemplarisch geleistet werden. Mithilfe von Sekundärliteratur und anderen Quellen wurden die in den Zeitungen genannten Ereignisse, Prozesse und Sachverhalte überprüft und in ihren historischen Kontext eingebettet. Diese redaktionell erarbeiteten Thementexte sollen insbesondere künftigen Nutzer/innen, die kaum Vorkenntnisse zur Geschichte des Ersten Weltkrieges haben, als grobe Orientierung verschiedene Themen anbieten.

Redakteure waren – so die dahinter stehende Überlegung – sowohl Berichterstatter, die Nachrichten sammelten und allgemein verständlich aufbereiteten, als auch zeitgenössische Protagonisten. Sie agierten somit als Akteure in doppelter Funktion, die – ihrer Zeit entsprechend – eine einseitige, nämlich die deutsche Perspektive wiedergaben. „Es ist bekannt, dass die Techniken der unmittelbaren Wiedergabe von Worten und Bildern im selben Maß, indem sie sich entwickeln, zugleich auch interpretieren, selektieren, filtern und infolgedessen das Ereignis *machen* anstatt es bloß abzubilden."[39] Beispielsweise suggerierten Bild und Text der Zeitungen zu Beginn des Krieges eine Hochstimmung und ein geeintes Volk. Zeitungen konstruierten damit eine „Kriegsbegeisterung" – und gleichzeitig einen Mythos, der sich noch bis ins 21. Jahrhundert hielt. Ebenso etablierte sich nach Kriegsende die Losung „im Felde unbesiegt". Sie wurde der Grundstein für die Dolchstoßlegende,[40] die in der Weimarer Republik für Propagandazwecke genutzt wurde. Bestimmte Ereignisse wurden systematisch wieder aufgegriffen wie beispielsweise der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71. Da das Deutsche Reich diesen Krieg gewann, müsse es in der Kontinuität – so die Darstellung in der Presse – im Ersten Weltkrieg ebenso erfolgreich sein. Diese drei genannten Beispiele zeigen, dass Medien nicht nur vermitteln, sondern gleichzeitig „Teil eines Konstruktions- und Diffusionsprozesses"[41] waren.
Historische Ereignisse und Debatten werden erst durch ihre Verschriftlichung zum Medien-

37 Vgl. Sonntagsblatt, herausgegeben zur Hebung und Stärkung des evangelischen Glaubens in den Gemeinden Bergen, Bonames, Hausen, Mittelbuchen, Oberrad, Rückingen sowie in der Johannisgemeinde Frankfurt am Main-Bornheim.
38 Vgl. Titelseite, in: Unterhaltungsblatt vom 6.1.1918.

39 Derrida: Möglichkeit, S. 22.
40 Vgl. Krumeich: Dolchstoßlegende.
41 Hüppauf: Medien des Krieges, S. 315.

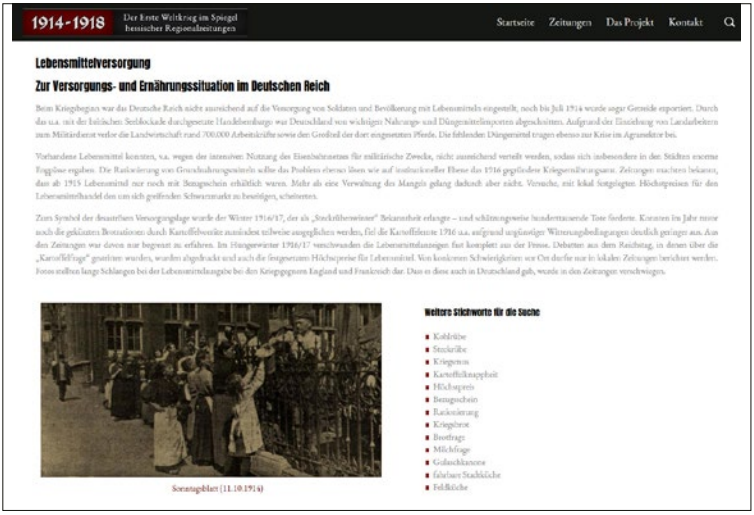


Abbildung 11:
Am Beispiel ‚Lebensmittelversorgung' lässt sich der Aufbau der Thementexte zeigen: In ein Thema wird eingeführt, indem es in den Zeitungen quellenkritisch reflektiert wird. Zeitgenössische Stichworte bieten die Möglichkeit für eine weiterführende Suche.

eignis ‚*gemacht*',[42] indem sie in den öffentlichen Diskurs eingebracht werden. Medienereignisse sind demnach Schlüsselereignisse, die „eine besonders intensive, meist grenzübergreifende Verdichtung der Kommunikation auf ein Thema, das von den Zeitgenossen als ein besonderer Einschnitt gesehen wird" bezeichnen.[43] Dass der Erste Weltkrieg zum Medienereignis in der Region wurde,[44] lässt sich an vielen Themen zeigen: ‚Kriegsmaschinerie', ‚Feindbild', ‚Kriegsgefangene', ‚Feld- und Kriegslazarette', ‚Alltag an der Front' werden ebenso abgebildet wie Prozesse und Entwicklungen, die nur in der Gesamtschau von Zeitungen nachvollzogen und nicht an konkreten Daten festgemacht werden können, wie beispielsweise ‚Lebensmittelversorgung', ‚Heldenkult' oder ‚Antisemitismus'. Der Fokus sollte darüber hinaus auch das Kriegserleben der Zivilbevölkerung widerspiegeln, das nur indirekt aus den Zeitungen gelesen werden kann. Obwohl die deutsche Bevölkerung, mit Ausnahme Ostpreußens, von Kampfhandlungen verschont blieb, waren die Auswirkungen des Krieges auch im Inland massiv spürbar. Es etablierte sich ein Alltag, der stark vom Krieg geprägt beziehungsweise beeinflusst wurde, wie sich anhand ‚Alltag in der Heimat', ‚Schule im Krieg' und ‚Frauen im Ersten Weltkrieg' zeigen lässt.

Um diese Themen ansprechend zu gestalten, wurde aus den Zeitungen jeweils eine entsprechende Abbildung ausgewählt, die im ‚Slider' der Startseite automatisch wechseln. Angepasst an das Leseverhalten im Internet wurden die Thementexte in ihrem Umfang auf 2.000 bis maximal 4.000 Zeichen begrenzt. Sie leisten eine

42 Vgl. Isekenmeier: Medienereignis.
43 Bösch: Ereignisse, S. 9. Vgl. Logge: Konstruktion, S. 23-24.
44 Vgl. Isekenmeier: Medienereignis.

‚Übersetzung', in dem sie knapp in das Thema einführen. Der Vergleich in unterschiedlichen Zeitungen ermöglicht, sowohl allgemeingültige Aussagen zu treffen als auch Spezifika einer Region herauszuarbeiten. Die redaktionell erarbeiteten Texte orientieren sich an wichtigen Themen und dem aktuellen Forschungsstand, wobei man immer auch auf die Darstellungen in den Zeitungen einging und diese quellenkritisch reflektierte. Dabei wurde zwischen den in der Forschung geprägten und dem zeitgenössischen Wortschatz differenziert. Um Zeitungen des Ersten Weltkrieges im Volltext durchsuchen und auswerten zu können, müssen die in jener Zeit geläufigen Begriffe verwendet werden. Aus diesem Grund werden am Ende der Thementexte zeitgenössische Stichworte angeboten, um sich näher mit dem Thema zu beschäftigen und eine vorstrukturierte Volltextsuche zu starten.

3. Chancen und Grenzen der Vermittlung

3.1. (Digitale) Zeitungen als Grundlage für historisches Lernen im Schulunterricht

Da unsere Gesellschaft täglich durch Medien geprägt und beeinflusst wird, ist ein kritischer, reflektierter Umgang mit ihnen und damit die Einschätzung ihres Informationsgehalts auf ihre Zuverlässigkeit, unerlässlich. Gerade Schüler/innen und Studierende haben oft Schwierigkeiten, die Informationsflut in (digitalen) Medien zu verarbeiten.[45] Der Erwerb dieser Medienkompetenz ist in den Lehrplänen des hessischen Schulsystems verankert, unter anderem im Deutsch-, Politik- und Geschichtsunterricht. Eine kritische Medienkompetenz lässt sich anschließend auf den alltäglichen Umgang mit Internet, Fernsehen, Radio, sozialen Netzwerken sowie Videospielen oder ähnlichem übertragen.

Da die Glaubwürdigkeit von Zeitungen insbesondere bei den jüngeren Leser/innen noch sehr hoch ist,[46] sollten diese im schulischen sowie universitären Unterricht betrachtet und eine kritische Auseinandersetzung gefördert werden.[47] Zu berücksichtigen ist dabei, dass analoge und digitale Zeitungen nicht mehr alltäglich im Gebrauch von Jugendlichen, Schüler/innen sowie Studierenden sind.[48] Da Zeitungsartikel in Schulbüchern ausschnittsweise verwendet werden, sind sie jedoch für Schulen keine neue Quelle.

Zeitungen als historische Quellen, und damit vor allem der lokale und regionale Blick auf das Ereignis, erweitern die im Lehrplan festgelegten Themen. „Die Multidimensionalität von ‚Geschichte' wird in Zeitungen vergangener Zeiten spürbar, die Zeitgleichheit ganz unterschiedlicher Ereignisse wird nachvollziehbar. Diese Herangehensweise löst das Fach Geschichte von seiner oft vorhandenen Fixierung auf ausgewählte Daten und Fakten der Politikgeschichte."[49]

Laut JIM-Studie (Jugend, Information, (Multi-) Media) 2017, einer Basisstudie zum Medienumgang der 12- bis 19-Jährigen in Deutschland, in-

45 Vgl. Schilling: Tagungsbericht Fake und Filter.
46 Vgl. Schwabe: Multimedia, S. 163.
47 Vgl. https://kultusministerium.hessen.de/sites/default/files/media/g8-deutsch.pdf, Kap. 3.2.3, S. 11-12.
48 Vgl. Bösch: Zeitungen, S. 15.
49 Kuchler: Historische Quellen, S. 194.

teressieren sich 28 Prozent der Jugendlichen für Politik in ihrer Region.[50] Es eignen sich vor allem zur Identifikation „dorf-, stadtteilrelevante Berichterstattung im Lokalteil der Tageszeitung oder Stadtteilzeitung, die das Leben der Schülerinnen und Schüler betreffen"[51]. Die Schülerinnen und Schüler bearbeiten anschließend Themen mit Lebensweltbezug, die ihrem eigenen Interesse entsprechen oder mit denen sie sich identifizieren können.[52] So sollte der Umgang mit Zeitungen der Heimatregion beziehungsweise am Wohnort den Zugang zum Thema ‚Erster Weltkrieg' erleichtern.

Es gibt keinen Beleg dafür, dass das digitale Lernen effektiver als das analoge Lernen ist. Einen wesentlichen Vorteil gegenüber der Arbeit am analogen Original im Archiv oder der Bibliothek bietet das Webportal mit der Möglichkeit, einen unbeschränkten Zugang zur Quelle und deren Benutzung.[53] Voraussetzung für den Unterricht am Digitalisat ist jedoch die notwendige technische Infrastruktur an den Schulen.[54]

Realistisch betrachtet ist eine umfangreiche Auswertung der digitalisierten Zeitungen über mehrere Schulstunden hinweg wegen der eng gefassten Lehrpläne praktisch kaum umsetzbar. Lehrer/innen können jedoch mit dem Zeitungsportal – sowohl für die ‚allgemeine' Geschichte als auch für die lokalhistorischen Geschehnisse – Artikel oder Ausschnitte gezielt zu einem konkreten Thema in einer bestimmten Region auswählen und mit ganz unterschiedlichen Methoden in den Unterricht einbinden.[55] Das kann besonders dann interessant sein, wenn historische Jubiläen Inhalte des Unterrichts prägen. Das hessische Kultusministerium gab im Schuljahr 2017/18 das Epochenjahr 1917 als Thema vor und im Fach Geschichte wurde der Erste Weltkrieg 2019 als Abiturprüfungsthema festgelegt.[56] Um also die Bekanntheit des Portals zu erhöhen sowie seine vielfältigen Einsatzmöglichkeiten an praktischen Beispielen vorzuführen, gibt es seit 2018 eine Kooperation zwischen dem Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde und dem Studienseminar Marburg. Im Rahmen der Ausbildung von Referendaren im Fach Geschichte für das Höhere Lehramt wird eine Unterrichtseinheit angeboten, in der die Nutzungsmöglichkeiten des „Landesgeschichtlichen Informationssystems Hessen" (LAGIS, lagis-hessen.de)[57], des Portals „Der Blick auf den Krieg" sowie die Vernetzung zwischen beiden Angeboten demonstriert werden.

Das Webangebot kann darüber hinaus für Projektarbeiten wie beispielsweise für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten oder die Grundlage für die Hausarbeit im fünften Prüfungsfach dienen. Für spezifische Fragestellungen ist dieser Quellenbestand leicht nutzbar. Ergänzend und vergleichend können Zeitungen verschiedener Portale herangezogen werden.

50 Vgl. https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2017/JIM_2017.pdf.
51 https://kultusministerium.hessen.de/sites/default/files/HKM/lphauptdeutsch.pdf, S. 16.
52 Vgl. Kuchler: Historische Quellen, S. 195.
53 Vgl. Kuchler: Historische Quellen, S. 193.
54 https://www.bundesregierung.de/breg-de/themen/digital-made-in-de/digitalpakt-schule-1546598.
55 Vgl. Kuchler: Historische Quellen, S. 193 und 197.
56 Vgl. https://kultusministerium.hessen.de/sites/default/files/media/hkm/la19-abiturerlass_0.pdf, Kap. 11 Q.1.6, S. 32.
57 Vgl. Kap. 3.3.

3.2. ‚Zeitung' als Quelle in der universitären Lehre

An Hochschulen und Universitäten können digitalisierte Zeitungen in der akademischen Lehre als eine von vielen Quellen zu einem bestimmten Thema oder als einzige Quelle zu verschiedenen Themen genutzt werden.[58] Anhand des Portals „Der Blick auf den Krieg" wurde dies an verschiedenen Universitäten erprobt. Im Wintersemester 2017/18 wurden sowohl an der Philipps-Universität Marburg als auch an der Leuphana Universität Lüneburg auf Grundlage des Webportals zwei Lehrveranstaltungen mit unterschiedlichen Schwerpunkten durchgeführt. Die Studierenden erhielten hierfür einen exklusiven Zugang zu dem Portal, das zu dieser Zeit noch in Entstehung begriffen war. Ihre Erfahrungen beziehungsweise ihr Feedback, sowohl was die Handhabung und Funktionalität der Website betraf als auch im Hinblick auf inhaltliche Aspekte, konnten direkt in die Entwicklung des Portals einbezogen werden.

Da mittlerweile nicht mehr vorausgesetzt werden kann, dass die Studierenden mit Zeitungen (in analoger oder digitaler Form) aufgewachsen sind oder heute noch regelmäßig Zeitung lesen, muss der bei der Digitalisierung vollzogene Formatwechsel vom analogen Original zum Digitalisat in den Lehrveranstaltungen eingehend thematisiert werden. Das gehört zum wissenschaftlichen Umgang mit der zeitgenössischen Quelle, der an Universitäten gelehrt wird. Quellenkritik bedeutet schließlich, die Quelle nach sachlichen Gesichtspunkten zu beurteilen, um ihren Aussagewert richtig einzuschätzen. Hier besteht jedoch die „Gefahr", dass die im Volltext durchsuchbaren Zeitungen als eine Art „historisches Google" verstanden werden, weshalb umfassende Vermittlung über das Medium Zeitung vonnöten ist.

Ziel der Lehrveranstaltung an der Philipps-Universität Marburg war es, die Diskrepanz zwischen dem durch umfangreiche Zensurregelungen eingeschränkten Wahrnehmungshorizont des damaligen Leitmediums Zeitung und dem alltäglichen Erleben derjenigen zu thematisieren, die diese Zeitungen lasen. Der Fokus lag dabei ganz bewusst vor allem auf lokalen und regionalen, sozial-historischen Tiefenbohrungen (Mikrogeschichte) über das Erleben – und Erleiden – des Krieges an der ‚Heimatfront'. Mit dem Wissen um die von der historischen Forschung zutage geförderten Erkenntnisse und unter Zuhilfenahme des bereits genannten „Zensurbuches für die deutsche Presse" beschäftigten sich die Studierenden mit ganz unterschiedlichen Themen: zum Beispiel mit der Lebensmittelversorgung, dem Arbeitsmarkt, aber auch mit der Konstruktion von ‚Feindbildern' oder der Rolle der Frauen in Kriegsalltag und -wirtschaft. Es wurde der Wahrheitsgehalt der Zeitungsmeldungen diskutiert, was die Brisanz und die Aktualität dieses Themas verdeutlicht, in einer Zeit, die reich an ‚alternativen Fakten' und ‚fake news' ist. Es gibt verschiedene Methoden, Zeitungen als Quelle an der Universität zu erforschen. „Untersuchungen auf Basis von Pressequellen ermöglichen es […], Fragen nach der Rolle und Aufgabe der Medien in der Gesellschaft, nach ihren

58 Vgl. die Lehrveranstaltungen von Lutz Vogel an der Universität Marburg (Wintersemester 2017/18) zum Thema „Der Blick auf den Ersten Weltkrieg. Alltag und Krieg im Spiegel der hessischen Regionalpresse 1914–1918" sowie von Isabelle Berens an der Universität Lüneburg zum Thema „Mode und Bekleidung in hessischen Zeitungen zur Zeit des Ersten Weltkrieges" (Wintersemester 2017/18).

Handlungsintentionen und -spielräumen, nach ihrer Perspektivität und ihrer Macht zu stellen."[59] Die gesellschaftliche Bedeutung von Zeitungen lässt sich sowohl in ihrem Inhalt als auch in ihrem jeweiligen Kontext untersuchen. Laut Bösch erfüllten Zeitungen – trotz ihrer Lenkung – eine „wichtige gesellschaftliche Orientierungsfunktion"[60].

> Bei der performativen Analyse liegt der „Fokus gleichzeitig auf allen Akteur/innen des Aushandlungs- und Formungsprozesses historischen Wissens und damit auf den Versammlungsöffentlichkeiten, in denen dieses Wissen von konkret identifizierbaren Akteur/innen verhandelt und hergestellt werde. Methodisch folgt aus den theoretischen Vorüberlegungen ein Vorgehen, dass erstens die historischen Akteure und ihr Handeln in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt, zweitens die Funktion von Medien im Kommunikationsprozess sowie ihren bewussten wie unbewussten Einsatz hinterfragt sowie drittens die Narrativierungen […] aufzeichnet und analysiert."[61]

Die von Zeitungen konstruierte Geschichte muss de- beziehungsweise rekonstruiert werden. Um Diskurse zu dekonstruieren müssen Strukturen erkannt werden.[62]

3.3. Verknüpfung mit anderen Onlineportalen – Beispiel LAGIS

Über die Entwicklung der verschiedenen inhaltlichen Zugänge für das Portal „Der Blick auf den Krieg" hinaus war es auch das Ziel, die erarbeiteten Inhalte mit bereits bestehenden landesgeschichtlichen Informationsangeboten zu verbinden. Im Rahmen der universitären Lehre mit digitalisierten Zeitungen an der Philipps-Universität Marburg wurden deshalb auch Methoden zur Implementierung von Zeitungsinhalten in LAGIS (lagis-hessen.de) erprobt. Studierende, bei denen das Lehrangebot auf großes Interesse gestoßen war, hatten die Aufgabe, im Rahmen von Projektarbeiten in Zusammenhang mit der Lehrveranstaltung, im Portal „Der Blick auf den Krieg" einsehbare Zeitungsartikel unter Einbeziehung des jeweils aktuellen Forschungsstandes sowie unter Berücksichtigung der damals geltenden Zensurregelungen auszuwerten und in das LAGIS-Modul „Zeitgeschichte in Hessen. Daten – Fakten – Hintergründe"[63] einzuarbeiten. Durch einen Link auf die jeweilige(n) Zeitungsseite(n) ist eine direkte Verknüpfung zum Quellenmaterial gewährleistet. Verwendete Literaturtitel sind zudem mit dem HeBIS-Verbundkatalog beziehungsweise der ‚Hessischen Bibliografie' verknüpft, sodass auch die Literaturrecherche zu den jeweiligen Themen deutlich erleichtert wird. Aktuell sind auf diese Weise über 100 Ereignisse zur Geschichte des Ersten Weltkrieges kommentiert und mit Verweis auf den Original-Zeitungsartikel

59 Schwabe: Multimedia, S. 169.
60 Bösch: Zeitungen, S. 27.
61 Logge: Konstruktion, S. 28.
62 Vgl. Wypior: Kritische Archäologie, S. 81.
63 https://www.lagis-hessen.de. Exemplarisch für diese studentischen Arbeiten: https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/gsearch/sn/edb?q=%22hwk1.hebis.de%22&submit=LAGIS-Suche.

Abbildung 12: Die sogenannte Hands-On-Station des Zeitungsportals im Rahmen der Sonderausstellung „Kapitulation. Zusammenbruch. Novemberrevolution. Friedberg und die Friedberger im Ersten Weltkrieg. Eine Chronologie, Teil 4: 1917–1919", ermöglicht es Besucher/innen, historische Zeitungen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges zu lesen.Foto: Lutz Vogel.

im LAGIS-Modul „Zeitgeschichte in Hessen" abrufbar. Thematisch reichen diese kommentierten Artikel von kriegsbezogenen Beiträgen wie der Ausstellung von erbeutetem Kriegsmaterial in Darmstadt über den Einsatz von Frauen in der Rüstungsindustrie an der sogenannten Heimatfront bis hin zu einer flächendeckenden Auswertung der Ereignisse um die Novemberrevolution und der Erstellung eines entsprechenden Grundlagentextes, der die Entwicklungen in den verschiedenen Regionen des heutigen Landes Hessen einbezieht.[64]

64 Vgl. Theml: Novemberrevolution/Rätebildung.

3.4. Digitale Zeitung als Vermittlungsobjekt in Ausstellungen

Zeitungen können auch als Quelle und Medium für Dauer- oder Sonderausstellungen genutzt werden. Die teils fragilen Originale über längere Zeit auszustellen, birgt stets enorme konservatorische Risiken. Aus diesem Grund war es bisher für Museumsbesucher/innen kaum möglich, in den originalen Dokumenten zu blättern und sich im historischen Material ‚festzulesen'. Digitalisierte Tageszeitungen können eine sinnvolle Ergänzung sein, beispielsweise, indem den Besuchern über einen Computer Zugang zu diesem Quellenfundus im Rahmen einer Ausstellung verschafft wird. Konkret durchgeführt

wurde dies beim vierten Teil der Sonderausstellung „Friedberg und die Friedberger im Ersten Weltkrieg", einem Kooperationsprojekt zwischen dem Wetterau-Museum und dem Stadtarchiv in Friedberg. Mittels einer Medienstation hatten Besucher/innen Zugriff auf das Webportal.

4. Resümee

Das seit April 2018 öffentlich und kostenfrei im Internet zugängliche Portal digitalisierter Tages- und Wochenzeitungen aus Hessen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges stellt für verschiedene potenzielle Gruppen von Nutzer/innen einen Gewinn dar. Insgesamt 125 Zeitungen mit über 620.000 Seiten sind nun einfach vom heimischen Rechner aus nutzbar. Recherchen, in welcher Bibliothek eine Zeitung überhaupt vorhanden ist, der Weg dorthin und schließlich auch die nicht eben augenschonende Benutzung am Mikrofilm-Lesegerät können für dieses Korpus künftig entfallen. Wissenschaftler/innen wie Interessierten an der Lokal- und Regionalgeschichte erleichtert dies die Arbeit. Für den Bildungsbereich steht nun ein leicht nutzbarer und vom Umfang her enormer Fundus an Quellen zur Verfügung. Für die Forschung ist neben dem einfachen Zugriff auf das Material auch die durchgeführte Volltexterkennung von großer Relevanz, wodurch beispielsweise die gezielte Suche nach Begriffen, Ereignissen, Personen oder Orten deutlich erleichtert wird.
Darüber hinaus wurden mit diesem Portal durch die Kooperation von Bibliotheken mit einer landesgeschichtlichen Forschungseinrichtung auch neue Wege beschritten, um die Öffentlichkeit stärker als bei ähnlichen Projekten zuvor für die digitalisierten Zeitungen zu interessieren. Mit den thematischen Einstiegstexten samt Vorschlägen zur Generierung einer Volltextsuche mit zum jeweiligen Thema gehörenden zeitgenössischen Begriffen, der Zeitleiste und durch die Integration eines Zugriffs via Kartenmaterial sollen die vermeintlichen Hürden zur Nutzung eines solchen Portals gesenkt und exemplarisch gezeigt werden, welche Themen sich hinter der großen Materialfülle verbergen. Anknüpfend an allgemein bekannte Ereignisse der Zeit des Ersten Weltkrieges wie beispielsweise das Attentat von Sarajevo, den zermürbenden Stellungskrieg an der Westfront oder die Schwierigkeiten bei der Lebensmittelversorgung wird deren Darstellung in der Lokalpresse aufgezeigt – und durch die Einbindung des „Zensurbuches der deutschen Presse" auch kontextualisiert. Davon ausgehend sollen auch die weniger bekannten Ereignisse, beispielsweise zur Pressezensur oder zu der (seit 1917 so bezeichneten) ‚Heimatfront' vorgestellt und ihre jeweilige Widerspiegelung in der hessischen Regionalpresse gezeigt werden. Durch die portalübergreifende Vernetzung von ausgesuchten Presseartikeln mit LAGIS wird einerseits das dort betriebene Modul zur hessischen Geschichte des 20. Jahrhunderts für die Zeit des Ersten Weltkrieges erweitert und um Belege ergänzt. Andererseits sollen Nutzerinnen und Nutzer auch über diesen Weg direkt in das umfangreiche Material geführt werden.

Linksammlung

Alle Zugriffe zwischen 17.10.2018 und 1.5.2019.

http://mediengeschichte.dnb.de/DBSMZBN/Content/DE/Zensur/06-zensurzeichen-und-symbole.html

http://www.ag-regionalportale.de

http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/ausschreibung_zeitungsdigitalisierung.pdf

https://www.dnb.de/DE/Professionell/Standardisierung/Standards/_content/rda.html

https://kultusministerium.hessen.de/sites/default/files/HKM/lphauptdeutsch.pdf

https://kultusministerium.hessen.de/sites/default/files/media/g8-deutsch.pdf

https://kultusministerium.hessen.de/sites/default/files/media/hkm/la19-abiturerlass_0.pdf

https://www.bundesregierung.de/breg-de/themen/digital-made-in-de/digitalpakt-schule-1546598

https://www.fes.de/bibliothek/vorwaerts-blog

https://www.lagis-hessen.de

https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/gsearch/sn/edb?q=%22hwk1.hebis.de%22&submit=LAGIS-Suche

https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2017/JIM_2017.pdf

https://zdb-katalog.de/index.xhtml

https://zeitpunkt.nrw

Literatur

Isabelle Berens: Frankfurter Zeitungen geben Einblick in den Ersten Weltkrieg. Innovatives Web-Angebot ermöglicht Nachverfolgung aus der Sicht der Zeitgenossen, in: UniReport 51 (2018), H. 5, S. 27; online unter: http://www.unireport.info/74239503/unireport_5-18.pdf.

Astrid Blome: Zeitungen, in: Laura Busse/Wilfried Enderle/Rüdiger Hohls/Thomas Meyer/Jens Prellwitz/Annette Schuhmann (Hg.): Clio Guide. Ein Handbuch zu digitalen Ressourcen für die Geschichtswissenschaften, 2. Auflage, Berlin 2018, S. B.6-1-D.6-36; online unter: https://guides.clio-online.de/sites/default/files/clio/guides/2018/Clio_Guide__Blome_Zeitungen__2018__web.pdf.

Hans Bohrmann: Artikel „Zeitung", in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn u. a. 2003, S. 974.

Holger Böning/Michael Nagel: Erster Weltkrieg und Bremer Presse. Impressionen und Schlaglichter auf das Kriegserleben in der Hansestadt, Bremen 2014.

Frank Bösch: Ereignisse, Performanz und Medien in historischer Perspektive, in: Frank Bösch/Patrick Schmidt (Hg.): Medialisierte Ereignisse. Performanz, Inszenierung und Medien seit dem 18. Jahrhundert, Frankfurt am Main u. a. 2010, S. 7-30.

Frank Bösch: Zeitungen als historischer Gegenstand. Gesellschaftsgeschichtliche Zugänge, in: Christian Kuchler/Benjamin Städter (Hg.): Zeitungen von gestern für das Lernen von morgen? Historische Tagespresse im Geschichtsunterricht, Göttingen 2016, S. 15-30.

Thomas Bürger: Zeitungsdigitalisierungen als Herausforderung für Wissenschaft und Kultur, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 63 (2016), H. 3, S. 123-132.

Jacques Derrida: Eine gewisse unmögliche Möglichkeit vom Ereignis zu sprechen, Berlin 2003.

Helmut Eckardt: Der Erste Weltkrieg im Spiegel hessischer Regionalzeitungen, in: HeBIScocktail. Sonderausgabe Bibliothekartag 2017, S. 8-9.

Mathias Friedel: Politische Presse und Parlamentarismus in Hessen. Vom Kaiserreich zum Land Hessen (1868/71–1946), Wiesbaden 2016.

Dominik Geppert/Norbert Schloßmacher (Hg.): Der Erste Weltkrieg in Bonn. Die Heimatfront 1914–1918, Bonn 2016.

Otto Groth: Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik), Bd. 1: Das Wesen des Werkes, Berlin 1960, S. 102-257.

Olaf Guercke: Das Projekt „Vorwärts bis 1933". Digitalisierung und elektronische Präsentation einer historischen Zeitung. Ein Werkstatt-Report, Teil 1: Scanprozess, Texterkennung und Metadatenanreicherung, in: b.i.t. online 19 (2016), H. 6, S. 507-510; online unter: http://www.b-i-t-online.de/heft/2016-06-nachrichtenbeitrag-guercke.pdf.

Olaf Guercke: Das Projekt „Vorwärts bis 1933". Digitalisierung und elektronische Präsentation einer historischen Zeitung. Ein Werkstatt-Report, Teil 2: Präsentation der Zeitung im Web, in: b.i.t online 20 (2017), H. 1, S. 26-29; online unter: https://www.b-i-t-online.de/heft/2017-01-nachrichtenbeitrag-guercke.pdf.

Andrea Hartmann: Politik, Kultur und Alltag der Zeitenwende. 1914–1918. Der Erste Weltkrieg im Spiegel hessischer Regionalzeitungen, in: UniReport 51 (2018), H. 3, S. 19; online unter: http://www.unireport.info/72222303/unireport_3-18.pdf.

Christoph Helm/Sandra Donner (Hg.): …unaufhaltsam ins Verderben. Wolfenbüttel und der Erste Weltkrieg, Wolfenbüttel 2014.

Bernd Hüppauf: Medien des Krieges, in: Niels Werber/Stefan Kaufmann/Lars Koch (Hg.): Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch, Darmstadt 2014, S. 311-339.

Guido Isekenmeier: Artikel „Medienereignis", in: Ansgar Nünning (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften, Stuttgart/Weimar 2005, S. 143-144.

Sebastian Kircher: Der Erste Weltkrieg in der Tageszeitung. Bibliotheksprojekt digitalisiert Regionalzeitungen von 1914 bis 1918, in: Fuldaer Zeitung (12.10.2018), S. 20.

Erik Koenen: Tagungsbericht „Lokal – regional – digital: Historische Zeitungen in NRW", 28.6.2018–30.6.2018 Dortmund, in: H-Soz-Kult, 14.9.2018, http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7861.

Kurt Koszyk: Deutsche Presse 1914–1945. Geschichte der deutschen Presse, Teil III, Berlin 1972, S. 13-24.

Kurt Koszyk: Entwicklung der Kommunikationskontrolle zwischen 1914 und 1918, in: Heinz-Dietrich Fischer (Hg.): Pressekonzentration und Zensurpraxis im Ersten Weltkrieg. Texte und Quellen, Berlin 1973, S. 152-193.

Krieg – Revolution – Republik. Detmold 1914–1933, hrsg. von der Stadt Detmold in Zusammenarbeit mit dem Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe, Bielefeld 2007.

Gerd Krumeich: Artikel „Dolchstoßlegende", in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn u. a. 2003, S. 444-445.

Christian Kuchler: Historische Quellen und Manifestationen aktueller Geschichtskultur – Zeitungen der Zeitgeschichte im Geschichtsunterricht, in: Barbara Hanke (Hg.): Zugänge zur deutschen Zeitgeschichte (1945–1970). Geschichte – Erinnerung – Unterricht, Schwalbach/Taunus 2017, S. 188-203.

Christian Kuchler/Benjamin Städter: Druckerschwärze in der virtuellen Welt. Die Arbeit mit historischen Zeitungen im Geschichtsunterricht des 21. Jahrhunderts, in: Christian Kuchler/Benjamin Städter (Hg.): Zeitungen von gestern für das Lernen von morgen? Historische Tagespresse im Geschichtsunterricht, Göttingen 2016, S. 7-11.

Kurhessische und waldeckische Zeitungen bis 1945 in Mikroform. Verfilmte Zeitungsbestände in der Universitätsbibliothek Marburg, der Gesamthochschulbibliothek Kassel und der Landesbibliothek Fulda. Ein Katalog, hrsg. von Universitätsbibliothek Marburg/Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde e. V., Marburg/Kassel 1992.

Thorsten Logge: Zur medialen Konstruktion des Nationalen. Die Schillerfeiern 1859 in Europa und Nordamerika, Göttingen 2014.

Martin Mayer: Digitalisierte Zeitungen des Ersten Weltkrieges. Forschungsmaterial und Fundgrube, in: Zukunft, die bleibt. Landes- und Hochschulbibliotheken in Hessen, hrsg. von der Konferenz der Direktorinnen und Direktoren der Hessischen Universitäts- und Hochschulbibliotheken, Darmstadt 2017, S. 52.

Christa Müller: Alter Wein in neuen Schläuchen? Der aktuelle Bestand der Zeitungsdigitalisierung, ein Zwischenbericht, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 15 (2013), S. 139-161.

Uwe Risch/Andrea Hartmann/Isabelle Berens/Lutz Vogel/Helmut Eckardt: Zeitreisen. Digitalisierung und Erschließung regionaler Zeitungen des Ersten Weltkrieges

aus den Beständen hessischer Bibliotheken, in: Bibliotheksdienst 52 (2018), H. 8, S. 610-618.

Hildegard Schäffler/Birgit Seiderer: Spread the news. Zeitungsdigitalisierung an der Bayerischen Staatsbibliothek und das Zeitungsportal digiPress, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 65 (2018), H. 1, S. 18-26.

Horst Schilling: Tagungsbericht „Fake und Filter – Historisch-politisches Lernen in Zeiten der Digitalisierung", in: H-Soz-Kult, 2.5.2018, www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7667.

Astrid Schwabe: Multimedia statt Papier und Druckerschwärze – Das ‚alte' Medium Zeitung in der digitalen Welt und der Geschichtsunterricht, in: Christian Kuchler/Benjamin Städter (Hg.): Zeitungen von gestern für das Lernen von morgen? Historische Tagespresse im Geschichtsunterricht, Göttingen 2016, S. 161-177.

Rudolf Stöber: Deutsche Pressegeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 2. Auflage, Konstanz 2005.

Nora Theml: Novemberrevolution/Rätebildung, in: Zeitgeschichte in Hessen. Daten – Fakten –Hintergründe, https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/drec/sn/edb/mode/catchwords/lemma/Novemberrevolution%2B%252F%2BR%25C3%25A4tebildung/current/0.

Siegfried Weichlein: Schlafwandler und Mehlschieber. Neue Literatur zum Ersten Weltkrieg, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 67 (2017), S. 231-263.

Cajus Wypior: Kritische Archäologie des Gegenwartsbewusstseins, in: Christian Kuchler/Benjamin Städter (Hg.): Zeitungen von gestern für das Lernen von morgen? Historische Tagespresse im Geschichtsunterricht, Göttingen 2016, S.73-87.

Zensurbuch für die deutsche Presse, hrsg. von der Oberzensurstelle des Kriegspresseamtes, Berlin 1917; online unter: http://hwk1.hebis.de/1914/domainresource/Zensurbuch_dtPresse_1917.pdf.

Historische Zeitungen

Aufwärts! Gemeinschaftsblatt für Hessen, Nr. 21 vom 27.5.1917, http://hwk1.hebis.de/hebis-giessen/periodical/pageview/1387141.

Bonifatiusbote, Nr. 15 vom 14.4.1918, http://hwk1.hebis.de/hebis-fulda/periodical/pageview/202761.

Darmstädter Zeitung, Nr. 82 vom 10.4.1918, http://hwk1.hebis.de/hebis-darmstadt/periodical/pageview/223188.

Das Illustrierte Blatt, Nr. 22 vom 27.5.1917, http://hwk1.hebis.de/hebis-ffm/periodical/pageview/1349529.

Eltviller Nachrichten, Nr. 29 vom 10.4.1918, http://hwk1.hebis.de/zeitungen-hlbrm/periodical/pageview/251343.

Hessische Landeszeitung, Nr. 82 vom 10.4.1918, http://hwk1.hebis.de/hebis-marburg/periodical/pageview/1190249.

Rheingauer Bote, Nr. 42 vom 10.4.1918, http://hwk1.hebis.de/zeitungen-hlbrm/periodical/pageview/255682.

Sonntagsblatt, Nr. 14 vom 7.4.1918, http://hwk1.hebis.de/hebis-ffm/periodical/pageview/1364035.

Sonntagsblatt, herausgegeben zur Hebung und Stärkung des evangelischen Glaubens in den Gemeinden Bergen, Bonames, Hausen, Mittelbuchen, Oberrad, Rückingen sowie in der Johannisgemeinde Frankfurt am Main-Bornheim, Nr. 1 vom 6.1.1918, http://hwk1.hebis.de/hebis-ffm/periodical/pageview/1363971.

Taunusbote, Nr. 82 vom 10.4.1918, http://hwk1.hebis.de/zeitungen-hlbrm/periodical/pageview/975408.

Unterhaltungsblatt, Nr. 1 vom 6.1.1918, http://hwk1.hebis.de/hebis-fulda/periodical/pageview/344418.

Weilburger Tageblatt, Nr. 82 vom 10.4.1918, http://hwk1.hebis.de/zeitungen-hlbrm/periodical/pageview/342356.

Wiesbadener Neuste Nachrichten, Nr. 83 vom 10.4.1918, http://hwk1.hebis.de/zeitungen-hlbrm/periodical/pageview/301193.

Musil online total

Walter Fanta

Gedächtnis der Menschheit – Weltdokumentenerbe

Im Fall des österreichischen Autors Robert Musil stellt die digitale Bereitstellung seiner Schriften eine besondere editorische Herausforderung dar. Den Hauptgrund dafür bildet der umfangreiche literarische Nachlass. Dessen Status drückt sich unter anderem auch darin aus, dass er auf Initiative der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, in deren Eigentum er sich befindet, als „Dokumentenerbe" in das UNESCO-Programm „Memory of the World/Gedächtnis der Menschheit" aufgenommen worden ist. In der Begründung für die Aufnahme wird angeführt, dass der Nachlass die Entstehungsgeschichte des Romans „Der Mann ohne Eigenschaften" und seiner unabgeschlossenen Fortsetzungsversuche dokumentiere, aber darüber hinaus

> in seiner Gesamtheit und in seiner Ergänzung durch drei Teilnachlässe als Werk sui generis zu betrachten [ist], als literarisch-philosophisches Laboratorium. In ihm wird das historische, soziologische, psychologische, philosophische und naturwissenschaftliche Wissen seiner Zeit in einem groß angelegten erzählerischen, essayistischen und aphoristischen Verarbeitungsversuch durch Robert Musil synthetisiert.[1]

1 https://www.unesco.at/kommunikation/dokumentenerbe/memory-of-austria/verzeichnis/detail/article/nachlass-robert-musil.

Diese Zuschreibung ist folgenreich für die Bemühungen um eine angemessene Edition. Einerseits repräsentieren Musils Manuskripte ‚schreibendes Denken' oder ‚denkendes Schreiben', wie es Nachlässe von Philosophen tun, etwa die von Friedrich Nietzsche oder Ludwig Wittgenstein. Aber auch für die Manuskriptbestände literarischer Autoren, die große Fragmente hinterlassen haben, mag dieser Gesichtspunkt gelten. Bei ihnen wird eine moderne Edition von vornherein nicht bloß auf die Rekonstruktion eines Werks, sondern auch auf die Darstellung des Schreibprozesses als künstlerische und zugleich philosophische Erkenntnissuche zielen. Zugleich aber gelten Musils Manuskripte als Zeugnisse einer Werkgenese, nämlich des Romans „Der Mann ohne Eigenschaften", und zwar auf mehreren Ebenen: a) durch die Manuskripte, die der Entstehung der von Musil in den Druck gegebenen Teile – „Erstes Buch" (erschienen 1930) und erster Teil des „Zweiten Buchs" (erschienen 1932) – zuordenbar sind (circa 2.000 Seiten); b) durch die Manuskripte, die die Fortsetzungsversuche zwischen 1933 bis 1942 repräsentieren (circa 3.000 Seiten); c) durch Vorstufenprojekte des Romans von 1902 bis 1928, die Musil für die Weiterarbeit aufbewahrte (circa 2.000 Seiten); d) indem durch inhaltliche Bezüge und durch Musils Verweissystem auch die weiteren Teile des Nachlasses (circa 3.000 Seiten) mit dem Romanprojekt verknüpft sind. Kompliziert wird die Aufgabe einer textgenetischen Edition dadurch, dass Musil in Folge der zweimaligen drastischen Veränderungen der Publikationsbedingungen durch das Ende der Weimarer Republik 1933 und den Anschluss Österreichs 1938 am Roman nicht mehr auf einen Abschluss hin schrieb. Er hielt die Kapitelfolge offen, bewahrte auch Kapitelentwürfe weiter in seinem Fundus für die Fortsetzung, die er bereits überarbeitet hatte, und er verfasste in der Spätzeit eine stetig wachsende Zahl von die Entwurfsarbeit begleitenden und reflektierenden Kapitelstudien (circa 2.000 Seiten) und Schmierblättern mit Formulierungsversuchen (circa 1.700 Seiten), während der Anteil der tatsächlichen Romantextentwürfe (circa 750 Seiten) an seinem Schreiben sank.

Aus dem Mangel an Teleologie im Romanschreiben Musils ergibt sich eine große Herausforderung für die Edition seiner Manuskripte. Sie ist zugleich auf die Darstellung eines Schreibprozesses gerichtet, der sich als ‚schreibendes Denken'/‚denkendes Schreiben' oft selbst genügt, und auf die editorische Rekonstruktion eines Werkes, an dessen Vollendbarkeit der Autor selbst nicht ganz glaubte, für ein an der literarischen Lektüre interessiertes Leserpublikum. Die Aufgaben für eine modellhafte Editionsweise leiten sich aus dem Rang und Status des Nachlasses ab: Es gilt, das literarisch-philosophische Laboratorium als solches, seine gesamte authentische Anlage, im digitalen Medium angemessen zu repräsentieren, mit den Mappen, Konvoluten, Doppelblättern, Blättern, Heften, um weltweit allen Forschern und Interessierten einen direkten Zugang zu diesem Welt-Dokumenten-Erbe zu gewähren. Ein Spezifikum wird seitens der UNESCO-Kommission eigens erwähnt: „Die Manuskripte zum Romanprojekt sind mit Tagebuchaufzeichnungen, Essay-, Dramen- und Erzählprosafragmenten sowie umfangreichen wissenschaftlichen Materialsammlungen mittels eines Siglensystems des Autors zu einem

Ganzen verwoben."[2] Gemeint ist das Verweissystem, welches Musil selbst erfand, um seine Manuskripte zu einer Art von prädigitalem Hypertext zu verknüpfen, mit schätzungsweise 100.000 Verweisen. Diese gesamte Nachlass-Struktur durch digitale Darstellungsformen zu visualisieren und das digitale Korpus durch Markup-Aufbereitung und Meta-Daten-Anreicherung für gezielte Forschungsnachnutzung zur Verfügung zu stellen, ist die eine Vermittlungsfunktion der künftigen Online-Edition. Die darüber hinaus führende zweite große Aufgabe besteht in der interaktiven Vermittlung der Inhalte des literarisch-philosophischen Laboratoriums an das Publikum durch einen interdiskursiven Kommentar, der die intertextuellen Bezüge und die bisherige Rezeption dokumentiert. Erst mit der Einrichtung eines solchen Kommentars als Vermittlungsebene kann die Aufgabe als erfüllt betrachtet werden, die Schriften Musils angemessen ediert zu haben, repräsentieren sie doch den Wissensschatz einer Epoche des radikalen gesellschaftlichen und kulturellen Umbruchs und Begleittexte zu einer geistigen Revolution, die den Eintritt in jene Moderne zu Beginn des 20. Jahrhunderts bedeutet, die uns heute noch bestimmt. Eine weitere Option auf internationale Vermittlung von Musils Œuvre ergibt sich durch die multilinguale Perspektive: Übersetzungen in möglichst viele Sprachen der Welt sollen durch das künftige Internetportal MUSILONLINE zur Verankerung des Werks im Gedächtnis der Menschheit weiter beitragen.

2 https://www.unesco.at/kommunikation/dokumentenerbe/memory-of-austria/verzeichnis/detail/article/nachlass-robert-musil.

Die drei Säulen von MUSIL-ONLINE

Zur Verwirklichung der komplexen Ziele, die in ihrer Gesamtheit auf einen neuen Typ der ‚totalen Edition' im Internet hinauslaufen, geht das Robert-Musil-Institut/Kärntner Literaturarchiv (RMI/KLA) an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, die maßgebliche Forschungseinrichtung im Bereich der Musil-Edition, beginnend mit 2019 eine Kooperation mit der Österreichischen Nationalbibliothek ein, vertreten durch deren Abteilung für Forschung und Entwicklung und das Österreichische Literaturarchiv, wo der literarische Nachlass Musils aufbewahrt liegt. Dieser soll in seiner Gesamtheit durch digitale Faksimiles, geeignete Textwiedergaben und Metadaten der philologischen Erschließung im Rahmen eines neuen Editionsportals an der Österreichischen Nationalbibliothek in einer nachhaltigen, langlebigen Weise als Open-Access zur Verfügung gestellt werden. In derselben Weise soll die Online-Edition auch das gesamte zu Lebzeiten Musils gedruckte Werk – vertreten durch digitale Faksimiles der Druckseiten, digitale Textwiedergaben und Meta-Daten – und die gesamte Korrespondenz Musils enthalten. Zusätzlich wird am RMI/KLA seit 2018 in einem vom Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) geförderten Projekt (Laufzeit bis 2022) der ‚interdiskursive Kommentar' vorbereitet.
Es ist geplant, das Vorhaben Schritt für Schritt zu verwirklichen. Mit dem ersten Launch von MUSILONLINE in der Sparte ‚Digitale Edition' auf der Internetseite der Österreichischen Nationalbibliothek ist nicht vor 2020 zu rechnen. Einen kleinen Vorgeschmack bietet die dort

seit Dezember 2018 vorhandene Website mit den Tagebüchern des österreichischen Schriftstellers Andreas Okopenko (1930–2010).[3] Bereits am 6. November 2017 erfolgte der Webauftritt des am RMI/KLA entwickelten direkten Prototyps von MUSILONLINE,[4] in dessen derzeitiger Version „Der Mann ohne Eigenschaften" mit den zu Lebzeiten Musils veröffentlichten beiden Bänden und mit einer Lesetext-Version der Nachlassteile komplett vertreten ist, der aber erst ausgewählte Kostproben zur künftig vorgesehenen editorischen Aufbereitung von Nachlassmanuskripten bietet, anhand der letzten Genfer Entwurfsmappe von 1940 bis 1942.[5] Wesentliche Komponenten der künftigen digitalen ‚totalen' Edition sind im Prototyp allerdings in nucleo bereits realisiert.

Das erklärte Ziel des Webportals MUSILONLINE drückt sich in der Devise aus: Musil lesbar machen. Daraus rühren drei maßgebliche Prioritätensetzungen: 1. Lesbarkeit vor Informationsgehalt; 2. Textedition vor Dokumentdarstellung; 3. Gleichberechtigung der Einstiege. Eben genau diesen Zielsetzungen ist die Hybridkonstruktion verpflichtet, bestehend aus einer zwölfbändigen Buchausgabe[6] und dem Webportal: Die Ausgabe auf Papier verfährt bei der Generierung der Textgestalt zwar nach editionswissenschaftlichen Prinzipien und genügt insofern textkritischen Ansprüchen, sie präsentiert die Texte Musils aber nicht im Sinne einer klassischen ‚Kritischen Ausgabe', sondern versteht sich als ‚Leseausgabe'. Sie befriedigt die Erwartungen von an der literarischen Lektüre interessierten Lesern, ohne weitergehenden Nachnutzungswünschen seitens der Forschung Rechnung tragen zu wollen. Bei der Auswahl, Anordnung und typografischen Gestaltung von Texten aus Musils Manuskripten für die Bände mit der Fortsetzung des Romans (1933–1942) und seiner Vorstufen (1918–1928) aus dem Nachlass ging der Herausgeber nach Kriterien vor, zu deren Festlegung er sich Schützenhilfe von Robert Musil selbst holte:

Die philologische Sorgfalt möchte nicht nur die Bedürfnisse der Forscherinnen und Forscher befriedigen, sie steht in erster Linie im Dienst der Leserinnen und Leser. Für neue Lesergenerationen wie für diejenigen, die mit dem als anspruchsvoll geltenden Œuvre Musils bereits vertraut sind, soll diese Ausgabe Verlässlichkeit und Komfort bieten. Der Autor selbst maß der Ausstattung seiner Bücher großen Wert bei. Auf sein Betreiben hin wurde das „Erste Buch" des Romans „Der Mann ohne Eigenschaften", das im November 1930 beim Rowohlt-Verlag in Berlin erschien, in einer bis heute nicht wieder erreichten typografischen Qualität gesetzt; Musil notierte dazu im April 1930: „Rowohlt hat mir Proben geschickt. Ich wählte die größte der von ihm als zulässig bezeichneten Schriften und schlug ihm eine noch größere vor." (Heft 30, Seite 34) Die Sorge Musils um die optimale Lesbarkeit seines Romans bestimmt auch heute noch das Tun des Herausgebers: Die Grundidee für die Gesamtausgabe resultiert aus der Herausforderung, dem Gewebe von Geschichten und Ge-

3 Okopenko: Tagebücher 1949–1954, https://edition.onb.ac.at/okopenko.
4 Musil: Mann ohne Eigenschaften, MUSILONLINE, http://musilonline.at.
5 Musil: Mann ohne Eigenschaften, MUSILONLINE, http://musilonline.at/archiv/nachlass/textwiedergabe/mappe-v-6-1.
6 Vgl. Musil: Gesamtausgabe (2016–2022); bisher erschienen sind die Bände 1 bis 6: Der Mann ohne Eigenschaften.

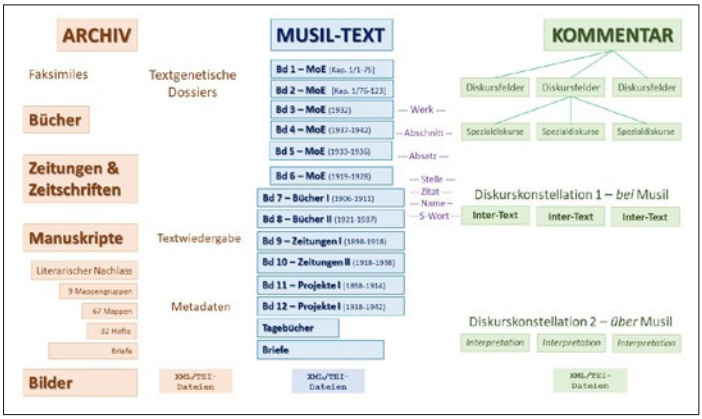


Abbildung 1

danken, wie sie in Sprache und Stil von Musils Texten Form angenommen haben, am Papier in einer Weise Gestalt zu verleihen, dass sie auch nach dem viel beschworenen Medienwechsel überleben.[7]

In solchen Maximen deutet sich eine Art von Arbeitsteilung im Hybrid von Buch und digitalem Medium im Hinblick auf die Zielgruppen an, die ‚totale Edition' möchte es allen recht machen, Lesern und Usern. Der Fokus liegt dabei auch für MUSILONLINE auf dem ‚durchschnittlichen' Benutzer des Portals, das heißt auf einem Informationsangebot für ein breiter gestreutes Publikum, nicht für auf Forschung spezialisierte Nachnutzung. Dies bestimmt der mit MUSILTEXT benannte Einstieg: Wer die Website aufruft, bekommt zunächst im Wesentlichen dieselbe Möglichkeit zur unkomplizierten, in textkritischer Hinsicht unbelasteten Lektüre der Texte Musils geboten wie die Leser der Buchausgabe, einen mit dem der Printausgabe identischen Text, mit Ausnahme von Konkordanz- und Varianzhinweisen auf bisherige Druckausgaben, einschließlich der vom Autor autorisierten Erstausgaben beziehungsweise Ausgaben letzter Hand. Flankiert wird dieser Einstieg MUSILTEXT von den beiden aus Nutzerperspektive prinzipiell gleichberechtigten Einstiegen ARCHIV und KOMMENTAR. Dieses Prinzip der Gleichberechtigung konstituiert ein Alleinstellungsmerkmal von MUSILONLINE im Vergleich zu anderen Online-Editionsvorhaben beziehungsweise -projekten. Es bedeutet, dass jeder der drei Bereiche des Portals – MUSILTEXT, ARCHIV, KOMMENTAR – einen vollgültigen eigenen Einstieg, das heißt einen Weg sui generis zu Musil, repräsentiert. Den drei ‚Einstiegen' entsprechen drei ‚Ebenen' oder ‚Säulen' der Edition, dies kommt in der Sitemap zum Ausdruck.[8] Auf der Ebene MUSILTEXT bekommt der

7 Nachwort des Herausgebers, in: Musil: Gesamtausgabe, Bd. 1, S. 519-520.

8 Siehe Abbildung 1.

User die Lesetexte in der Anordnung der zwölfbändigen Printausgabe zu sehen. Sie bedient das User-Interesse: Was hat Musil geschrieben? Die dominante Tätigkeit hier ist Lesen. Auf der Ebene ARCHIV sind die Inhalte mit Metadaten angereicherte Bilddokumente. Sie bedient das User-Interesse: Wie (wo, worauf, womit, …) hat Musil geschrieben? Die dominante Tätigkeit hier ist Schauen. Dieser Ebene zugeordnet sind die textgenetischen Dossiers mit Textwiedergaben (Transkriptionen) der Nachlasstexte. Die Ebene KOMMENTAR bedient das User-Interesse: Wovon/worüber hat Musil geschrieben? (Was hat er ‚gemeint'?) Die dominante Tätigkeit hier ist Reflektieren (Denken).

Zwei digitale Vorläufer

An den eigenen hochgesteckten Zielen und an den Modellen, Methoden und technischen Tools gemessen, welche die boomende neue Disziplin der Digital Humanities für digitale Editionen in den letzten zwei Dekaden entwickelt hat, steckt MUSILONLINE offensichtlich noch ganz und gar in den Kinderschuhen.[9] Erst nach erfolgreichem Abschluss mehrerer miteinander verzahnter, jeweils auf Jahre angelegter Projekte wird das ambitionierte Konzept der totalen Edition als im Ansatz verwirklicht gelten können, eine völlige Erfüllung aller Ziele ist vielleicht gar nicht zu erwarten, angesichts des offenen, ja geradezu utopischen Charakters der Konzeption von MUSILONLINE. Es mag einigermaßen überraschen, dass dieses Vorhaben, das sich im Anfangsstadium befindet und erst einen Prototyp hervorgebracht hat, bereits den dritten Anlauf darstellt, Musils Schriften digital zu edieren. Die neue Edition hat von den bisherigen vieles geerbt, baut auf sie auf, hat aber auch Altlasten und Hypotheken übernommen.

Zur Einsicht, dass Musil mittels Computer ediert werden müsse, gelangte um 1980 bereits Adolf Frisé, die maßgebliche Persönlichkeit der Musil-Philologie,[10] dessen Buchausgaben der Weltruhm Musils überhaupt zu verdanken ist. Zweimal mit jeweils völlig unterschiedlichen editorischen Ansätzen brachte Frisé beim Rowohlt-Verlag „Der Mann ohne Eigenschaften" mit Nachlassteilen heraus,[11] zweimal triumphierte und scheiterte er an dem Unterfangen, die rhizomatische Struktur des Nachlasses in die Linearität des Buchs zu pressen, und allein auf den Nachlass bezog sich die späte Einsicht, er sei „als eigene[r] Werkteil zu verstehen, als eine in sich geschlossene Werkeinheit, […] auch als solche zu präsentieren"[12]. Daraus folgerte er, „Musils systematische Arbeitsweise" dränge „förmlich hin zu einer Art der Erschließung, wie sie heute durch die elektronische Datenverarbeitung ermöglicht wird".[13] Frisé ging eine Kooperation mit den Germanisten Karl Eibl und Friedbert Aspetsberger ein, die eine computergestützte Erschließung des Nachlasses zum Ziel hatte. Von 1984 bis 1990 wurde der gesamte Nachlass in Trier und in Klagenfurt transkribiert und 1992 als CD-ROM-Edition veröffentlicht. Geboten wurde das transkribierte Text-

9 Dazu höchst aktuell, ausführlich und erhellend Vogeler: Digitale Editionspraxis.

10 Vgl. Fanta: „Man kann sich das nicht vornehmen".

11 Musil: Mann ohne Eigenschaften (1952); Musil: Mann ohne Eigenschaften (1978); letztgenannte Ausgabe in zahlreichen weitgehend unveränderten Neuauflagen und Sonderausgaben bis heute am Buchmarkt.

12 Frisé: Rückblick, S. 12.

13 Frisé: Rückblick, S. 14.

korpus in zwei Formaten, WCView und PEP, in automatisch durchsuchbarer Form, mit Diakritika zur Textauszeichnung und erklärenden Anmerkungen. Das Transkriptionssystem war von 1974 bis 1980 in einem Pilotprojekt an der Universität Klagenfurt entwickelt worden. Daraus stammen auch die Daten zur Beschreibung der Manuskripte, welche der PEP-Version als kombiniert abfragbare Datensätze beigegeben wurden. Die WCView-Version ermöglichte die Wortsuche im Korpus in einer schnellen, relativ bequemen Weise. Das entscheidende Merkmal dieser elektronischen Ausgabe war die flache Editionsform, der Verzicht auf Hierarchisierungen: Es gab keinen edierten Text im eigentlichen Sinn, es wurden keine Vorstufen und Endfassungen herauspräpariert, aus den beigegebenen Metadaten ließen sich Werkgrenzen und chronologische Stufungen kaum ablesen oder in die automatisierte Recherche mit einbeziehen. Das elektronische Korpus der Transkription sollte die Basis für textgenetische Untersuchungen liefern und einer künftigen historisch-kritischen Erschließung das geeignete Instrumentarium bieten. Der Misserfolg der Nachlass-CD-ROM war abgesehen vom hohen Verkaufspreis einer technischen Verspätung geschuldet: Beide Programme operierten auf Grundlage des Betriebssystems Microsoft DOS, das PC-Nutzer nach 1992 durch Microsoft Windows 3.1 beziehungsweise ab 1995 durch 32-Bit-Windows-Versionen ersetzten. Bald darauf waren Rechner nicht mehr mit Diskettenlaufwerken ausgestattet. Die zur Installation der CD-ROM nötige Software wurde auf einer 3,5-Zoll-Diskette mitgeliefert, die nicht mehr ausgelesen werden konnte. Das Dilemma der Benutzer setzte sich aus zwei Faktoren zusammen, Barrieren beim Zugang und der Handhabung einerseits, dem radikalen Bruch mit den bisherigen Rezeptionsgewohnheiten der Musil-Leser- und Forscher-Community andererseits. Diese war nicht bereit, von der gewohnten Präsentationsform der Nachlasstexte in Buchform, wie sehr es dieser auch an Vollständigkeit und an textkritischer Akkuratesse mangelte, auf die Nutzungsmöglichkeiten im neuen Medium umzusteigen. Keine einzige der zahlreichen monografischen Studien zu „Der Mann ohne Eigenschaften“, die zwischen 1995 und 2010 erschienen, griff etwa auf die Nachlass-CD-ROM als Textbasis zurück. Ob sich daran etwas geändert hätte, wenn sich für das Textkorpus auf der CD-ROM technisch bessere Optionen zur Nachnutzung angeboten hätten, muss dahingestellt bleiben. Jedenfalls haben die Herausgeber und Entwickler damals greifbare Innovationspotenziale verschlafen und es versäumt, hypertextuelle Strukturen zur Auflösung von Musils Verweissystem oder Datenbankstrukturen zur Metadatenabfrage in ihr Konzept zu integrieren. Überhaupt nicht gedacht hatte man daran, die Textdaten in einem interoperablen, mit Markups ausgestatteten Format zu hinterlegen, sondern sich dem selbst entwickelten Transkriptionsschema und der selbst entwickelten beziehungsweise proprietären Software auf Gedeih und Verderben ausgeliefert.[14]

Das Konzept der 2009 DVD-ROM-basiert veröffentlichten „Klagenfurter Ausgabe“[15] näherte sich bereits der Herausgebervorstellung von der ‚totalen Edition‘. Es beruht auf einer Synthese aus klassischer, historisch-kritischer Ausgabe und einem Verfahren, das sich nicht in

14 Vgl. Fanta: Immortalität.
15 Musil: Klagenfurter Ausgabe.

Werkrekonstruktion erschöpft, sondern den Blick auf die Dokumente erlaubt. Die Klagenfurter Ausgabe erfüllte zwei Funktionen, einerseits die komplexe Materiallage im Nachlass möglichst unverstellt von editorischen Eingriffen als Faksimile und Transkription darzubieten, andererseits alle Texte Musils zu präsentieren, das Gesamtwerk, in textkritischer Weise, im Fall der Fragmente mit der exakten Transkription im Hintergrund. Neuartig war neben der digitalen Form, dass die Texte Musils zweifach konstituiert wurden, als Transkription und auch als Lesetext, wobei keine dieser Präsentationsweisen der Gestaltung eines edierten Texts herkömmlicher Editionen entspricht. Der Lesetext als der für die Lektüre bestimmte, aus den Textzeugen abgeleitete, emendierte, in der Schreibnorm vereinheitlichte edierte Text wurde nicht durch eine Programmierungsautomatik generiert – das wäre auf Grund der komplexen Manuskriptsituation in Musils Nachlass nicht möglich gewesen –, sondern er wurde als Ergebnis des textgenetischen Studiums durch Autopsie aus der Transkription manuell erzeugt. In einem textgenetisch orientierten Werkkommentar befinden sich neben abrisshaften Beschreibungen der Entstehungsgeschichte der einzelnen Romanteile und Kapitelprojekte auch Stemma-Tabellen, die mit Hyperlinks zur Transkription und zum Lesetext wie Relais funktionieren; auf diese Weise erfolgt eine fast lückenlose Aufklärung über die textgenetische Situation und die Darstellung aller Generierungsschritte des jeweiligen Lesetexts. Die Transkription basiert auf der CD-ROM-Edition von 1992. Sie wurde für die Klagenfurter Ausgabe auf Lesefehler überprüft, korrigiert, ergänzt und mit einem allerdings noch sehr unvollständigen genetischen Seiten- und Stellenkommentar ausgestattet. Das Transkriptionssystem behielt die diakritischen Textauszeichnungssignale (Transkriptionssiglen) bei, ergänzt durch beschreibende metatextuelle Elemente (in sogenannten Pop-ups). Die Transkription verfährt nicht zeilenidentisch und enthält kaum Informationen über die topografischen Verhältnisse auf den Studien- und Schmierblättern mit ihrer komplexen Schreibanordnung. Der gesamte Nachlass- und Autografenbestand der Österreichischen Nationalbibliothek ist in der Klagenfurter Ausgabe durch Bilddateien vertreten. Dadurch ist die Lektüre der Manuskripte auf drei Ebenen möglich: im Lesetext, in der Transkription und am Faksimile der Originalhandschriften – allerdings nicht in synoptischer Darstellung. Metadaten sind in der Seitendokumentation erfasst, dem Herzstück der Erschließungsarbeit während der Vorbereitung der Edition. In ihr sind die Ergebnisse der Klassifizierung nach kodikologischen, archivalischen, philologischen und werkgenetischen Kriterien enthalten. Die Sparte Kommentare und Apparate bietet außerdem Register zu Werkfiguren, Personen, Orten, Institutionen, ein Quellennachweis der im Nachlass zitierten Fremdtexte, eine Zeitleiste mit den Lebensdaten und eine Bibliografie sämtlicher Musil-Ausgaben und der Sekundärliteratur. Die Elemente der Text-, der Dokument- und der Metadatenebene sind mit insgesamt mehr als 200.000 Hyperlinks verknüpft. Es wurde außerdem ansatzweise versucht, das Verweissystem Musils mit Hilfe von Sprungverknüpfungen darzustellen, doch konnten nur circa 25 Prozent der Verweise erfasst werden.[16]

16 Vgl. Fanta: Robert Musil, Klagenfurter Ausgabe.

Die Klagenfurter Ausgabe als ‚integrale Edition' stellt einen wichtigen Entwicklungsschritt auf dem Weg zur ‚totalen Edition' dar. Ihr Hauptvorzug liegt in der Integration aller verfügbaren Texte, Dokumente und Metadaten, die dem Autor Robert Musil zugeordnet werden können, in einer einzigen Datei, einer sogenannten FolioViews-Infobase. Recherchetools erlauben eine besonders schnelle und bequeme Suche. Auch die textuelle und die metatextuelle Ebene verbindenden Suchabfragen sind möglich. Diese Vorteile haben der zweiten digitalen Musil-Edition Zustimmung eingebracht.[17] Doch ihre Durchsetzung innerhalb der Scientific-Community der literaturwissenschaftlichen Musil-Forschung verlief zögerlich. Immerhin zitiert das für die aktuelle Forschung maßgebliche Musil-Handbuch Musil-Texte neben der Frisé-Ausgabe auch aus der Klagenfurter Ausgabe.[18] Im Endeffekt erlitt der zweite Anlauf aber ähnlich Schiffbruch wie der erste. Die Gründe sind: Die DVD ist lizenzpflichtig, kostspielig, schwer distribuierbar, das Trägermedium nicht aktualisierbar, für Updates müssten also neue Stückauflagen hergestellt werden; die Software FolioViews ist Windows-abhängig, bietet kaum Exportfunktionen zur formatunabhängigen Nachnutzung an, ist nicht netzfähig, wird mittlerweile nicht mehr weiterentwickelt, PCs sind nicht mehr mit DVD-Laufwerken ausgestattet. Ein Update war zunächst vorgesehen, um die Hyperlinkstruktur zu vervollständigen, die Qualität der Bilddateien (Faksimiles von Zeitungsdrucken) zu verbessern und die beschränkte Kommentierung auszubauen. Es wurde jedoch davon abgesehen, nachdem sich die geringe Nachfrage in Folge der eben angeführten Gründe herausgestellt hatte. Dass die Formatentscheidung zugunsten von FolioViews nicht in eine Sackgasse geführt hat, sondern zu einer akzeptablen Zwischenlösung, resümiert Thorsten Ries in einer Besprechung des Sammelbandes „Robert Musil in der Klagenfurter Ausgabe", wenn er die

> facettenreiche Diskussion über die Klagenfurter Ausgabe dem Vorfeld der Erstellung der Hybridausgabe (Lesetext in Buchform, parallel erscheinend mit MUSILONLINE) zuordnet und die von den Musil-EditorInnen konstruktiv aufgegriffene Kritik hinsichtlich der inzwischen veralteten und proprietären Einzelplatz-Plattform FolioViews, welche nun auf MUSILONLINE durch offene Formate ersetzt und durch Möglichkeiten der Community-Beteiligung ergänzt werden soll,[19] besonders hervorhebt.

Text – Dokument – Metadaten

Mit MUSILONLINE versucht die Musil-Philologie, den verlorenen Anschluss an den ‚state of the art' in den modernen digitalen Editionswissenschaften wiederzufinden. Nicht länger sollen Urheberrechte, Lizenzgebühren und Anschaffungskosten den Zugang zu den seit 2013

17 Vgl. dazu die Beiträge des Sammelbandes Salgaro (Hg.): Robert Musil.
18 Vgl. Nübel/Wolf (Hg.): Musil-Handbuch.

19 Ries: Rezension, S. 371.

rechtsfreien Musil-Texten behindern, nun gelten so weit wie möglich die Prinzipien von Open-Access und Open-Source. Die neue Editionsweise sieht vor, den Datenbestand der alten Nachlasstranskriptionen in eine interoperable, für möglichst alle Arten von Nachnutzung offene Form zu bringen, die auch den dauerhaften Erhalt der Daten sichert. Zu diesem Zweck erfolgt derzeit die Migration der Textdaten in das Datenformat XML und die Textauszeichnung nach der TEI (Text Encoding Initiative). Darüber hinaus sollen die digitalen Tools der textgenetischen Darstellung im künftigen User-Interface von MUSILONLINE im Rahmen des österreichweiten Kompetenzwerks digitale Edition (KONDE) nach den Grundsätzen von Open-Source entwickelt werden. Indem die in der Buchausgabe gedruckten Texte – mit Darstellungen der Überlieferungsvarianten angereichert – auch auf MUSILONLINE enthalten sind, ist dem Open-Access-Prinzip in bisher einzigartiger Weise zum Durchbruch verholfen.

Eine wichtige textologische Prämisse soll innerhalb der Musil-Edition endlich angemessene Beachtung finden, und zwar die Unterscheidung und Trennung von ‚Text' und ‚Dokument' beziehungsweise von ‚Repräsentation' und ‚Präsentation'.[20] Text/Dokument bezeichnen mediale Aspekte der Quelle, Repräsentation/Präsentation den Modus der Vermittlung. Text ist der in Sprache und Schrift gefasste, gedanklich erfassbare Inhalt, im Fall der Musil-Edition das Werk, der Roman „Der Mann ohne Eigenschaften" in all seinen Bestandteilen. Dokument ist der Textträger, „materielles Substrat textlicher Überlieferung"[21]. Im Fall der Musil-Edition sind das die Bücher, die Zeitschriften und Zeitungen, in denen Musil publiziert hat, und – für die genetische Betrachtung vor allem wichtig – die Manuskripte des Nachlasses. Edition kann mit Hans Walter Gabler begriffen werden als Akt der Vermittlung zwischen Text und Dokument: „Edieren heißt, Texte von und aus Dokumenten abzuleiten."[22] Mit den Medien, die zum Einsatz gelangen – analog oder digital –, können einerseits Texte, andererseits Dokumente entweder repräsentiert oder präsentiert werden. Der Modus Repräsentation bedeutet die Übertragung des Textes oder des Dokuments in ein anderes Medium, das heißt Text oder Dokument sind in dem anderen Medium in allen Einzelheiten vertreten, Texte durch akkurate Wiedergabe aller ihrer Zeichen, Dokumente durch stellvertretende Wiedergabe aller die Materialität ausdrückenden optischen Elemente. Der Modus Präsentation bedeutet, Texte oder Dokumente in einem anderen Medium so verändert an ein Publikum zu vermitteln, dass sie von diesem (beispielsweise durch literarische Lektüre oder wissenschaftliche Nachnutzung) rezipiert werden können.

Die genannten Kategorien wurden in der Editionsgeschichte oft genug nicht ausreichend reflektiert, miteinander unzulässig vermischt oder man schob das Ignorieren der textologischen Prämissen vor, um ‚tendenziöse' Editionen zu produzieren. Das Aufkommen des textgenetischen Edierens und des Typus der Faksimile-Edition hat die Verwirrung nur vergrößert. Auch in der Geschichte der Musil-Edition lässt sich der tendenziöse Umgang mit den textolo-

20 Vgl. Gabler: Edieren.

21 Gabler: Edieren.

22 Gabler: Edieren.

gischen Axiomen erkennen. Frisé wollte 1952 den Roman aus dem Nachlass rekonstruieren, er war also auf die Präsentation des Textes aus. 1978 bezog Frisé das Dokument bereits ein und zielte auf eine Vorspiegelung seiner Repräsentation. Die CD-ROM 1992 verschmolz in ihrem Versuch einer puren Repräsentation Text und Dokument. Die DVD-ROM 2009 schließlich stellte den ersten, unvollkommenen Versuch dar, eine Präsentation des Textes (= Lesetext) getrennt von der (Re-)Präsentation des Dokuments (Digitalisate, Transkription, Metadaten) zu bieten. Doch haftet diesem Versuch immer noch etwas vom Gießen alten Weins in neue Schläuche an, in den Worten von Hans Walter Gabler:

> Neuer Wein käme in die neuen Schläuche, wenn das Dokument in seiner Leitfunktion für die Edition erkannt und der edierte Text dementsprechend als Funktion des Dokuments in der elektronischen Ausgabe verortet würde. Ein solches Modell würde dem virtuellen Medium entsprechen. Überlieferte Texte oder, noch grundsätzlicher: alles schriftlich Aufgezeichnete würde damit neu begriffen als das von der Materialität der Überlieferung Bedingte – was es schon immer war, wiewohl in dieser Konsequenz für Überlieferung und Edition so nicht immer wahrgenommen.[23]

Erst die neue Musil-Hybrid-Edition MUSILONLINE plus Buchausgabe wird dem Anspruch völlig gerecht, Text und Dokument zu trennen, indem sie für die Präsentation des Textes von Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften" das dafür am besten geeignete Medium, das Buch, aufgeteilt auf sechs Bände, bereithält. Die Repräsentation und die Präsentation der Dokumente überlässt sie davon getrennt dem digitalen, virtuellen Medium auf MUSILONLINE. Für die Sonderfälle der deutschsprachigen literarischen Moderne – die großen Fragmente von Nietzsche, Kafka, Wittgenstein, Bachmann – hält das digitale Medium durch die Virtualität der Repräsentation besondere Optionen bereit, die darum ihren aufwändigen und sorgfältigen Einsatz rechtfertigen, weil in diesen Fällen der Text vom Dokument nicht einfach abgeleitet werden kann, insofern er keine finale Form findet, per se nicht teleologisch strukturiert ist. Den Text als Fluidum, als ‚schreibendes Denken'/‚denkendes Schreiben' zu repräsentieren und zu präsentieren, gelingt in diesen Fällen im digitalen Medium besser. Die Architektur von MUSILONLINE mit ihren drei Säulen bietet die Möglichkeit, Text und Dokument, Repräsentation und Präsentation in hypertextueller beziehungsweise hypermedialer Multidimensionalität miteinander zu verschränken.

Die Säule MUSIL-TEXT präsentiert den Textinhalt der vom Autor autorisierten und nachgelassenen Schriften, seiner zwölf monografischen Publikationen, seiner ausgesprochen zahlreichen Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften von 1898 bis 1937, der Fragment gebliebenen Werkprojekte, der Tagebücher und Korrespondenz. Die Textkonstitution und die Anordnung entspricht der Buchausgabe, auch MUSILONLINE beherzigt deren Bandgliederung, mit dem Jung und Jung Verlag sind zwölf Bände

23 Gabler: Edieren.

vereinbart, mittlerweile wurde der Plan auf 15 Bände erweitert. Die Bandgliederung folgt dem Prinzip der Autorisierung durch den Autor, dem Grad der Publiziertheit. Verwirklicht ist dies zuerst an den Texten, die zum Hauptwerk, dem Romanprojekt „Der Mann ohne Eigenschaften", zählen (Band 1 bis 6). Die Ausgabe beginnt mit den von Musil 1930 beziehungsweise 1932 bei Rowohlt in Berlin in Druck gegebenen Teilen, dem „Ersten Buch" (Bände 1 und 2) und dem „Zweiten Buch, Erster Teil" (Band 3). Darauf folgen die Ergebnisse der Fortsetzungsbemühungen, die sogenannten Druckfahnen-Kapitel, die Musil 1938 im Bermann-Fischer Verlag in Wien als „Zweites Buch, Zweiter Band" veröffentlichen wollte. 1936 hatte der im nationalsozialistischen Deutschland ‚gleichgeschaltete' Rowohlt Verlag die Rechte an allen Büchern Musils an Bermann-Fischer verkauft. Anfang 1938 war die Zwischenfortsetzung schon gesetzt und der Autor hatte bereits mit der Korrektur der Fahnen begonnen, der ‚Anschluss' Österreichs im März 1938 verhinderte das Erscheinen des Bandes. Der Verlag Bermann-Fischer wurde liquidiert, der Verleger musste nach Stockholm fliehen, über eine Übernahme der Romanfortsetzung bei dem dort neu gegründeten Emigrationsverlag konnte zwischen Autor und Verleger keine Einigung erzielt werden. Musil und seine Frau emigrierten im August 1938 in die Schweiz, da Martha Musil durch die Nürnberger Rassegesetze bedroht und „Der Mann ohne Eigenschaften" von der Reichsschrifttumskammer in die „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums" aufgenommen worden war. Die korrigierten Druckfahnen, deren Fortsetzung aus den Jahren 1938 bis 1939 und die in den letzten beiden Lebensjahren in Genf entstandenen Kapitelentwürfe, die Teile der Druckfahnen ersetzen sollten (insgesamt 38 Kapitel), bilden eine Einheit und gemeinsam eine letzte Fassung der Fortsetzung des Romans, die in einem Band veröffentlicht werden soll (Band 4). Den 52 davon unabhängigen Kapitelprojekten, mit denen Musil den Roman im Zeitraum von 1932 bis 1936 zum längst geplanten Finale führen wollte, ist ein eigener Band gewidmet (Band 5). Den Abschluss bilden die Vorstufenprojekte zu „Der Mann ohne Eigenschaften" aus den Jahren von 1918 bis 1928: „Der Spion", „Der Erlöser", „Die Zwillingsschwester" und „Die Kapitelgruppen des Zweiten Bandes". Aus den Nachlassmanuskripten behutsam rekonstruiert, vermitteln die Ur- und Erstfassungen des Romans den Eindruck von einer anders gearteten ästhetischen Gestalt (Band 6). Die restlichen Bände der Gesamtausgabe sind dem Œuvre Musils abseits des Romans „Der Mann ohne Eigenschaften" gewidmet, eröffnet von den selbständigen Veröffentlichungen, allen Büchern Musils, die zu seinen Lebzeiten sonst noch erschienen sind, in chronologischer Anordnung und aufgeteilt auf zwei Bände (Band 7: Bücher I – „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß", „Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs", „Vereinigungen"; Band 8: Bücher II – „Die Schwärmer", „Vinzenz und die Freundin bedeutender Männer", „Drei Frauen", „Rede zur Rilke-Feier", „Der Vorstadtgasthof", „Nachlaß zu Lebzeiten", „Über die Dummheit"). Auch die Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften werden in chronologischer Anordnung und nicht wie bisher nach Gattungen geordnet in zwei Bänden gebracht (Band 9: In Zeitungen und Zeitschriften I bis 1921; Band 10: In Zeitungen und Zeitschriften II von 1922). Unveröffentlicht gebliebene Projekte aus den Nach-

lassmappen, darunter Vortragsmanuskripte, Aphoristik, erzählerische, dramatische und essayistische Fragmente sowie poetologische Reflexionen zu den eigenen Texten und Selbstkommentare, füllen zwei weitere Bände (Band 11: Projekte I bis 1914; Band 12: Projekte II ab 1918). Die Hefte im Nachlass, auch als Tagebücher bezeichnet (Band 13), und die Korrespondenzen in zwei Bänden (Band 14 und 15) sind als Abschluss der Gesamtausgabe geplant. Die Textkonstitution folgt – erstmals in der Geschichte der Musil-Edition – konsequent und einheitlich dem Prinzip der letzten Hand. Nur die jeweils letzte Fassung eines Werks soll vor die Augen der Leserinnen und Leser gelangen. Das bedeutet für die vom Autor autorisierten Texte, dass der letzte autorisierte Druck die Textgrundlage bietet. Gibt es daran noch Eingriffe, zum Beispiel Korrektureintragungen Musils in die Handexemplare seiner Bücher, so ist dies berücksichtigt. Im Blick auf die Gesamtheit des Musilschen Œuvres ist die Darstellung der Varianz im „Ersten Buch" des „Der Mann ohne Eigenschaften" eine relativ leicht zu lösende Aufgabe. Bei den aus dem Nachlass edierten Werkfragmenten, insbesondere den Kapitelentwürfen zur Fortsetzung des Romans, werden die letzte Entwurfsfassung gewählt und die letzte Bearbeitungsstufe des Manuskripts für die Konstitution des Textes, der im Buch erscheint, herangezogen. Musils Schreibprozess war vom ständigen Umschreiben geprägt. Außerdem liebte er es, sich nicht festlegen zu müssen. Er pflegte es, offen zu lassen, ob eine alte, schon überarbeitete Kapitelfassung durch eine neue ersetzt oder dieser hinzugefügt werden soll. Sich mit der vielfältigen, schier undurchschaubaren Varianz in Musils Nachlasstexten herumzuschlagen, bleibt den Leserinnen und Lesern der Buchausgabe erspart. Sie bekommen die Quintessenz der jahrzehntelangen editionsphilologischen Bemühungen präsentiert. Über deren Zustandekommen informiert MUSILONLINE.

Über den Eingang ARCHIV gelangen die Benützer zu den textgenetischen Zeugnissen. Der Bereich dient dazu, Dokumente zu repräsentieren und zu präsentieren. Digitale Repräsentation (Bilddateien im JPG-Format) beherbergt das ARCHIV von den 12 Büchern Musils, darunter von den Handexemplaren des Autors mit handschriftlichen Eintragungen (circa 3.000 Seiten) und von 432 Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften. Das Display durch den Bildbrowser soll so eingestellt werden können, dass zu Musils Beiträgen jeweils die gesamte Seite gezeigt wird, um auch den Blick auf die Kontexte der Veröffentlichungen zu gewähren.

Die Navigation innerhalb der circa 10.600 Manuskriptseiten des literarischen Nachlasses wird in zwei Richtungen möglich sein: Einerseits werden die Faksimiles in der authentischen Anordnung nach 10 Mappengruppen, 67 Mappen und 32 Heften vorgelegt, andererseits orientiert an den Einteilungen in MUSILTEXT. Das digitale Medium erlaubt es, in virtueller Multiperspektivität mehrere Ordnungsprinzipien miteinander zu verknüpfen, das der Nachlass-Struktur mit dem des ‚textgenetischen Dossiers'. In den Worten von Almuth Grésillon, einer wichtigen Mitbegründerin der ‚critique génétique', versammelt es „geschriebene, im Allgemeinen handschriftliche Dokumente, die, in bestimmte Zusammenhänge eingeordnet, die ‚Urgeschichte' eines Textes und die sichtbare Spur eines

schöpferisches Prozesses darstellen".[24] Im Weiteren definiert Grésillon ein ‚dossier génétique' als die „Summe der schriftlichen Dokumente, die der Genese eines bestimmten Schreibprojektes zugeordnet werden kann, unabhängig davon, ob diese zu einem vollendeten Werk geführt hat oder nicht."[25] Gefordert werden die Lokalisierung, die Datierung, die chronologische Anordnung und die Entzifferung (das heißt die kodierte textliche Repräsentation der Dokumente im digitalen Format, also XML/TEI). Im Falle von Musils Schreibszene stellt der Mangel an Teleologie eine Herausforderung dar, in Folge der Schwierigkeit, die Dokumente einem ‚bestimmten Schreibprojekt' zuzuordnen, da ja, in abgestufter Weise, der gesamte Nachlass als ein einziges großes Schreibprojekt dem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften" zugeordnet werden kann. Gelöst wird dieses Problem durch die Festlegung von hierarchisch zueinanderstehenden Ebenen der Romanproduktion: 1. Ebene des Gesamtromans; 2. Ebene der Romanprojekte: 2a) Autorautorisierte Bücher des Romans („Erstes Buch", 1930; „Erster Teil des Zweiten Buchs", 1932); 2b) Fortsetzung des Zweiten Buchs aus dem Nachlass (1933–1942); 2c) Vorstufenprojekte (1919–1928); 3. Ebene der Kapitelkomplexe der Romanfortsetzung aus dem Nachlass; 4. Ebene der einzelnen ‚Kapitelprojekte'. Das als kleinste, nicht mehr weiter teilbare Einheit zu isolierende ‚Schreibprojekt' ist in diesem Modell das ‚Kapitelprojekt'. Die ‚Kapitelprojekte' stehen zueinander in einem offenen Varianzverhältnis, das heißt die Reihenfolge ist unsicher, kein Kapitelentwurf gilt für Musil als fallengelassen, auch wenn er ihn umgeschrieben hat. Eine Kapitelvorstufe kann im Prinzip zu einem Folgekapitel werden. Alle Manuskripte lassen sich entweder einem Kapitel zuweisen oder gehören zu kapitelübergreifenden Notizmaterialien, die einer der höheren Ebenen zugeordnet werden können. Die prinzipielle, zentrale Bezugsgröße für die Zusammenstellung der textgenetischen Dossiers sind aber jedenfalls die ‚Kapitelprojekte'.

Wie Relais fungieren im ARCHIV Verzeichnisse von textgenetischen Dossiers als Navigationshilfen zum Hin- und Herschalten zwischen ‚Kapitelprojekten' (oder übergeordneten Entitäten, Werkteilen, Werken) und der originären Nachlass-Struktur.[26] Der Lokalisierung von einzelnen ‚Kapitelprojekten' zugehörigen Manuskripten bereitet dabei Schwierigkeiten, dass sich die Manuskripte bis heute in der von Musil geschaffenen Anordnung befinden, die weder in pragmatisch-sachbezogener noch in genetischer Betrachtung sofort durchschaubar wird. Sie sind nicht durchgängig nach Alter, nach dem Romanfortgang oder Themen- beziehungsweise Handlungslinien geordnet. Dennoch handelt es sich nicht um ein x-beliebiges Chaos. Die Komplexität ergibt sich daraus, dass Musil seine Manuskriptblätter zwar siglierte, sortierte und einzelne Blätter beziehungsweise Konvolute laufend umzuordnen pflegte, doch stets im Bewusstsein der Vorläufigkeit. Die bei größter gedanklicher Exaktheit und peinlichstem Ord-

24 Grésillon: Handschriften, S. 22.
25 Grésillon: Handschriften, S. 140.

26 Vgl. beispielsweise die Liste zum textgenetischen Dossier des ‚Kapitelprojekts' „Wandel unter Menschen" in der dritten Genfer Ersetzungsreihe, http://musilonline.at/kommentar/apparat-der-mann-ohne-eigenschaften-4/kommentar-moe-4-dritte-genfer-ersetzungsreihe.

nungssinn des Autors dennoch provisorische und improvisierte Texthinterlassenschaft zwingt uns bei der Erschließung und Erforschung dazu, diese Gegebenheiten anzuerkennen. Statt mit gewohnten Größen wie Romanabschnitten und -kapiteln haben wir es mit Mappen, Konvoluten, Heften und mit einem komplexen Siglensystem statt mit einer durchlaufenden Pagina zu tun.

Markup als Nachnutzungsbedingung

Das ARCHIV in MUSILONLINE ist nicht auf die Bildpräsentation beschränkt. Jedem Faksimile eines Manuskripts im Nachlass ist die deskriptive Repräsentation in Schriftzeichen und die textuelle Präsentation in Gestalt einer Textwiedergabe beigegeben. Ersteres erfolgt durch XML/TEI, das Zweite durch HTML, um die Zielvorgabe zu erfüllen, hierfür nun offene, nicht proprietäre Formate zu verwenden. Den Vorteil, ja die Notwendigkeit, auf die Kodierung mit XML zurückzugreifen und die Auszeichnung nach der Konvention der Text Encoding Initiative (TEI) vorzunehmen, hat zuletzt Georg Vogeler noch einmal dargelegt. Er begründet die Vorteile der Kombination von XML und TEI mit der klaren Hierarchie, die XML vorgibt, und mit der standardisierten und zugleich flexiblen Annotation von Textquellen, welche die TEI ermöglicht, ohne die Einwände zu verschweigen, dass die Baumstruktur von XML den Textdokumenten ihre Pluralität/Multiperspektivität nehmen könnte und die Modelle der TEI nicht abstrakt genug wären und Stand-Off-Markup nicht zulassen würden. Er gelangt zur Schlussfolgerung:

> Auf dem gegenwärtigen Stand der Diskussion ist also die TEI noch das beste Mittel, um sowohl spezialisierte Werkzeuge für spezifische Transkriptionsaufgaben zu verwenden als auch gleichzeitig das Ergebnis der Arbeit als Ausschnitt des pluralistischen Textmodells zu realisieren, der z. B. durch die Einbindung von Faksimiles erweitert werden kann.[27]

Nach einer Phase der Diskussion hat sich das MUSILONLINE-Projektteam dafür entschieden, im Interesse eines standardisierten und für möglichst viele Nachnutzungsoptionen offenen Markups Auszeichnungsschemata der TEI zu übernehmen und für die heiklen Bereiche des Musil-Nachlasses zu erweitern. Es gilt, in einer Rettungsaktion das bereits existierende Korpus der Transkription durch programmierte Datenmigration aus dem Gefängnis proprietärer Formate zu befreien. Ohne auf die Hard- und Software-Voraussetzungen näher eingehen zu wollen, welche die Erstellung der Transkription zwischen 1984 und 1989 bedingten, sei darauf hingewiesen, dass die damalige Transkriptionspraxis mit einer Menge von Konzessionen verbunden war. Das Korpus wurde im Zuge der Vorbereitungen der DVD-Veröffentlichung von 2009 den Darstellungsoptionen von FolioViews angepasst. Für die Migration nach XML/TEI ergeben sich daraus einige Schwierigkeiten, die Steuerung des Migrationsprozesses als automatisierter Austausch von Kodierungen muss durch Eingriffe von außen, in

27 Vogeler: Digitale Editionspraxis, S. 125.

Darstellung in Folio Views:

Aber ⌠Agathe erging es diesmal⌠ \⌠diesmal erging es Agathe⌠| auf ihre Art nicht viel anders.
■1-4■

Darstellung in TEI:

```
<p>Aber <seg xml:id="sn15093-05-06_ib13" rendition="before">Agathe </seg><metamark
        function="transposition" target="sn15093-05-06_ib13" place="above">4</metamark>
      <seg xml:id="sn15093-05-06_ib14" rendition="before">erging </seg><metamark
        function="transposition" target="sn15093-05-06_ib14" place="above">2</metamark>
      <seg xml:id="sn15093-05-06_ib15" rendition="before">es </seg><metamark
        function="transposition" target="sn15093-05-06_ib15" place="above">3</metamark>
      <seg xml:id="sn15093-05-06_ib16" rendition="before">diesmal </seg><metamark
        function="transposition" target="sn15093-05-06_ib16" place="above">1</metamark>
      <listTranspose>
        <transpose>
          <ptr target="sn15093-05-06_ib16"/>
          <ptr target="sn15093-05-06_ib14"/>
          <ptr target="sn15093-05-06_ib15"/>
          <ptr target="sn15093-05-06_ib13"/>
        </transpose>
      </listTranspose><metamark place="margin"><hi rend="underline">1</hi>-<hi
        rend="underline">4</hi>.</metamark> auf ihre Art nicht viel anders.
```

Schriftbeispiel 1

Interaktion mit Autopsie von Seiten der Philologen geschehen. Während also der Workflow bei der XML/TEI-basierten Erstellung von digitalen Handschriften-Editionen heute normalerweise die manuelle oder maschinelle[28] Transkription als zweiten Digitalisierungsschritt nach der Faksimilierung (Erzeugung von Bilddateien) vorsieht, besteht er im Falle des Musil-Nachlasses in der ‚Umkodierung' eines vorhandenen digitalen Korpus im Umfang von 67.981.244 Zeichen. Voraussetzung für die Anwendung der TEI ist immer die Entwicklung eines Auszeichnungs-Schemas in Gestalt eines sogenannten ODD (One Document Does it all), in dem die Anpassungen definiert sind, welche für das Markup des jeweiligen Textkorpus vorgenommen werden. Es geht darum, aus dem mittlerweile fast unerschöpflichen Vorrat von Auszeichnungselementen jene in Modulen zusammengefassten Codes auszuwählen, die der Kodierungsintention entsprechen, und Abweichungen beziehungsweise Spezifikationen anzugeben.[29] Für die Musil-Nachlass-Transkription wurde neben erforderlichen allgemeinen Modulen das Modul für Transkriptionen (transkr) ausgewählt. Das Ausgangskorpus für die Daten-

28 Zum Beispiel mit dem Open-Source-Programm ‚Transkribus', einer Entwicklung der Universität Innsbruck, vgl. http://transkribus.eu.

29 Vgl. TEI-Guidelines, http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/html/ST.html.

migration liegt als sogenanntes Flat-File vor, in dem die Annotationen zum transkribierten Musil-Text ein Gemenge aus teilweise redundanten FolioViews-Formatierungs-Codes und höchst relevanten diakritischen Zeichen der alten Transkription bilden. Die Kernaufgabe der Migration ist die Übersetzung dieser Diakritika in die Sprache von XML/TEI. Aus der textgenetischen Perspektive betrachtet, besteht die Funktion der Diakritika darin, Musils Vorgangsweise bei der Erstellung und Revision seiner handschriftlichen Entwürfe zu beschreiben. Es handelt sich um Vorgänge der ‚Mikro-Genese'.[30] Um einen Eindruck von den Charakteristika von Musils Schreiben und zugleich von den Problemen des Code-Austausches zu vermitteln, seien hier vier typische Beispiele aus Musils letzter Entwurfshandschrift erörtert.

Der erste Fall betrifft die Veränderung der Textanordnung (Transposition). Wortumstellungen nimmt Musil durch Nummerierung vor, in der Regel am Rand wiederholt, Versetzungen von Text durch Umrandungen und Pfeillinien. In der Ausgangstranskription wird der Revisionsvorgang durch eine Kombination aus diakritischen Zeichen dargestellt, zwischen denen das Umzustellende und das Umgestellte eingebettet ist, wenn notwendig ergänzt um eine Information in einer Anmerkung (in FolioViews: Popup) am Ende, in welcher Weise und mit welchem Schreibmaterial die Transposition ausgeführt worden ist. Das höchst einfache Beispiel zeigt eine Wortumstellung des Satzes „Aber Agathe erging es diesmal auf ihre Art nicht viel anders." zu „Aber diesmal erging es Agathe auf ihre Art nicht viel anders."[31]

Angesichts der komplizierten Weise, in der die Auszeichnung dieses relativ einfachen Revisionsschrittes nach den TEI-Richtlinien zu erfolgen hat, kann man bloß ahnen, welcher Aufwand beim Markup von komplexen Revisionen notwendig ist, wenn sich beispielsweise mehrere Revisionsschritte überlappen.[32] Obwohl es sich bei der Transposition zweifellos um kein besonders seltenes Phänomen in Manuskripten handelt, wird es in den Guidelines kurz und mit wenigen Beispielen abgehandelt. Das Transkriptionsmodul der TEI fokussiert das Manuskript und die Annotation des Texts der Handschrift, nicht den Schreibprozess.

Der zweite Fall spezifischer Schreibpraktiken Musils bei der Ausarbeitung seiner Entwürfe betrifft die Alternativvarianten. Musil vermerkt alternative Formulierungen als Hinzufügung entweder interlinear oder am Rand, ohne durch Streichung im Haupttext eine Korrektur (Substituierung) zu realisieren. Bei der Auszeichnung sind prinzipiell zwei Fälle zu unterscheiden, nämlich der einfache, bei dem eine klare Varianzbeziehung zwischen zwei oder mehr Phrasen besteht, und der komplexe, wo sich die Variante in den Haupttext entweder nicht einfügt oder zusätzliche Notierungen des Autors die Variante erläutern. Beim Beispiel aus der letzten Entwurfsmappe wird zur Passage, „daß sie mit den Ehren, die ihm gebühren, bei der nächsten Gelegenheit das Platte überhäufen könne" die Variante notiert: „daß sie mit den Ehren, die ihm

30 Zum Begriff vgl. Nutt-Kofoth: Terminologie, S. 38.
31 Musil: Nachlass, Mappe V/6, S. 9. Siehe Schriftbeispiel 1.
32 Vgl. TEI-Guidelines, http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/html/ref-transpose.html.

Darstellung in Folio Views:

daß sie mit den Ehren, die ihm gebühren, bei der nächsten Gelegenheit das Platte überhäufen könne.
■*°..daß .?. überhäufe.°«1»*|■
«1 = Bleistift»

Darstellung in TEI:

```
daß sie mit den Ehren, die ihm gebühren, bei der
        nächsten Gelegenheit das Platte <choice>
          <seg n="alt1" rendition="before">überhäufen könne</seg>
          <seg n="alt2">überhäufe</seg>
        </choice>
        <note place="margin" hand="#pencil">.. daß ...überhäufe.<add place="above"
          >?</add></note>.
```

Schriftbeispiel 2

gebühren, bei der nächsten Gelegenheit das Platte überhäufe".[33]

Die Setzung von Alternativvarianten kommt bei Musil, dessen Schreiben entschieden von Unentschiedenheit geprägt ist, sehr häufig vor, aber wahrscheinlich trifft dies auch auf zahlreiche andere Autoren zu. Dennoch bietet die TEI zur Annotation des Phänomens nichts Befriedigendes an. Die für MUSILONLINE gewählte Auszeichnungsweise orientiert sich an einem Beispiel aus dem Markup des Wittgenstein-Nachlasses im CIS-Reader von WittFind.[34] Kodiert werden mit Hilfe des Elements **<seg></seg>** und mit einer Nummerierung durch das Attribut **@n** und den Wert »**alt+Nummer**« die Textbereiche, die sich in einem Alternationsverhältnis zueinander befinden. Unter **<metamark></metamark>** wird angegeben, wie genau die Variantensetzung durch den Autor in der Handschrift erfolgt ist. Im Ausgangskorpus von FolioViews war die Schreiberhand-Information „Bleistift" in einem Nummern-Popup verpackt, das allein weist auf die bei der Migration zu erwartenden Probleme. Dazu kommt aber noch, dass Musil vielfach mehrere Alternativvarianten auflistete, oft regelrechte Ketten bildete, und die alternativen Formulierungen manchmal im Satz verschachtelt erscheinen. Im Markup des vorliegenden Beispiels ist die am Rand notierte Variante syntaktisch in den Haupttext angepasst; aus dieser Annotationspraxis leitet sich implizit ab, welcher Variante im ‚edierten Text' der Vorzug zu geben ist, nämlich stets der letzten, derjenigen, in der **n=«altx«** den höchsten Wert **x** enthält. Die Funktion der TEI-Kodierung besteht eben auch darin, eine Matrix für die Präsentation auf der Benutzerschnittstelle, der Ebene MUSIL-TEXT zu liefern. Man könnte diesen Sachverhalt mit den Elementen **<app></app>** für ‚Kritischer Apparat' und **<lem></lem>** für ‚das vom

33 Musil: Nachlass, Mappe V/6, S. 2. Siehe Schriftbeispiel 2.
34 Vgl. http://wittfind.cis.uni-muenchen.de.

Editor Bevorzugte' ausdrücken. Auf die Darstellung der editorischen Realisierungsmöglichkeiten wird auf der Ebene der Repräsentation des Manuskript-Textes allerdings verzichtet, um das Auszeichnungssystem nicht zusätzlich zu belasten.

Das im vorherigen Beispiel über der Alternativvariante am Rand notierte Fragezeichen als Signal der Unentschiedenheit ist als nicht zum Entwurfstext gehörendes Autor-Notat zu werten. Damit ist die dritte charakteristische Zeichengruppe auf Musils Manuskripten angesprochen. In Musils Manuskripten kommen Textabschnitte und einzelne Zeichen vor, die außerhalb des Haupttexts (Kapitelentwurfs) stehen beziehungsweise in dessen Verlauf nicht integriert werden können. Je nach Funktion des betreffenden Notats werden folgende Elemente zur Auszeichnung verwendet: **<metamark place=«margin«></metamark>** (gibt das grafische Signal an, mit Hilfe dessen am Rand vermerkt ein Eingriff in den Text stattfindet, zum Beispiel Deleaturzeichen); **<milestone/>** (wird für Sonderzeichen und andere grafische Signale Musils bei seiner Korrekturarbeit verwendet, die am Rand stehen und eine Veränderung in Haupttext ausdrücken, die Auszeichnung erfolgt durch ein leeres Element, das Attribut **@unit** gibt an, welche Korrektur durch das Zeichen indiziert wird, zum Beispiel Einfügung eines Absatzes); **<note place=«margin«></note>** (für Randbemerkungen, die einen Autor-Kommentar enthalten, zum Beispiel eine Korrekturüberlegung, Schreibanweisung). Diese quasi meta-textuellen Zusätze im Manuskript befinden sich im Übergang, in einer ‚Überlappungszone' von der mikrogenetischen Ebene zur Mesoebene, der „Ebene des Textes beziehungsweise der Fassung"[35].

Ähnliches ist vom vierten Fall ausgesprochen Musil-spezifischer Besonderheiten festzustellen, den insgesamt mehr als 100.000 Verweissiglen im Nachlass. In Kapitelentwürfen stehen die Verweissiglen normalerweise am Rand, sie befinden sich in einem Bereich, der nicht zum Kontinuum des Entwurfs zählt, daher erfolgt die Auszeichnung mit dem Element **<note>**. Daran schließen zwei weitere Auszeichnungsschritte, die Identifizierung und die Verknüpfung mit der zugehörigen Seitensigle. Die Logik von Musils Siglensystem besteht darin, dass der Autor ab circa 1920 für die Arbeit am „Der Mann ohne Eigenschaften", um sich selbst im anwachsenden Material zurecht zu finden, im Prinzip jede Manuskriptseite mit einem Namen bezeichnete (Seitensigle), in weiterer Folge praktisch alle seine Manuskripte mit identisch chiffrierten Verweisen auf Seitensiglen (Verweissigle) vernetzte und so eine ganz eigene Ordnung kommunizierender Gefäße schuf. Die Anlage erweckt den Eindruck, als diene sie weniger der Vorbereitung von Veröffentlichungen, sondern mehr als literarisches Experimentierfeld und zugleich als philosophisches Laboratorium, als Reflexionsraum für Gedankenexperimente des Autors. Die Siglen bilden ein wesentliches Merkmal von Musils Arbeitsweise, daher sind sie mit besonderer Sorgfalt zu annotieren. Sie setzen sich in der Regel aus einem Buchstabenteil, einem Wort oder einer Phrase, häufig abgekürzt, und einem Nummernteil zusammen – zum Beispiel „IE 39", „Zu Zu AE 14-1, S. 32, I.", „II R Fr 17 Blge

35 Nutt-Kofoth: Terminologie, S. 38.

Darstellung in TEI:

```
<p>»Überhaupt« – fuhr er fort – »widerfährt es mir, je älter ich werde, desto öfter,
        daß ich etwas gehaßt habe, das später und auf Umwegen trotzdem in der gleichen
        Richtung wie mein eigener Weg <app>
          <lem>verläuft</lem>
          <rdg wit="#EA">läuft</rdg>
          <rdg wit="#HE">&lt;add&gt;ver&lt;/add&gt;läuft<note type="editorial">vom
              Rand eingefügt</note></rdg>
          <rdg wit="#RA">verläuft</rdg>
          <rdg wit="#KA">läuft</rdg>
          <rdg wit="#GA">verläuft</rdg>
          <note type="textcrit" subtype="case1">Als Handexemplar-Korrektur Musils zu
            bewertende Eintragung im Handexemplar (Streichung) wird im Text der
            Gesamtausgabe vollzogen.</note>
          <note type="textcrit" subtype="case2">Die Variante der
            Rowohlt-Ausgabe 1978 zum Erstdruck ist auf der Basis der
            Handexemplar-Eintragung Musils als ‚Alternativvariante' oder als
            ‚erwogene Variante' dokumentiert.</note>
        </app>, so daß ich ihm die Daseinsberechtigung mit einem Mal nicht ….</p>
```

Schriftbeispiel 3

4" oder „Schm b Tge 6"; die Klagenfurter Ausgabe verzeichnet 59 verschiedene Siglengruppen. Seitensiglen finden sich auf den Manuskriptseiten oft nachträglich angebracht, meist deutlich oben oder unten, mit einem abweichenden Schreibmaterial. Bei der Manuskript-Identifikation wird im TEI-konformen Markup folgendermaßen verfahren: Als Manuskript-Identifikatoren werden im TEI-Header zu jedem einzelnen Manuskriptblatt beschreibende Merkmale (mit **<msPart></msPart>**) als Metadaten verzeichnet. Manuskripte identifizierende Einträge erhalten eine ID, um zwischen den Metadaten im Header und der Seitensigle im Textkörper (am Anfang einer Manuskriptseite) eine Referenz herstellen zu können. Das Manuskriptblatt mit der Paginierung „V/6/7" (Mappe V/6, Seite 7) seitens der Nachlassbearbeiter zum Beispiel trägt in Musils Verweissystem die Bezeichnung „R 47 Wandel 1". Im TEI-Header wird die Sigle innerhalb des Elements **<msName>** verzeichnet und dort mit einem XML-Identifikator versehen (**<msName xml:id=«R_47_Wandel_1«>R 47 Wandel 7</msName>**). Im Textkörper wird die Sigle eingebettet in das Element **<pb />**, das den Seitenanfang indiziert, mit der entsprechenden ID im Attribut **sameAs** angeführt, um die Referenz herzustellen. Zu beachten ist, dass die Sigle nicht immer beziehungsweise nicht immer vollständig im Manuskripttext enthalten ist. Der ID-Wert im Metadatenbereich stellt eine Abstraktion dar, wie Musil sie für sein Verweissystem auch verwendet hat. Die Schreibweise im Manuskript weicht manches Mal ab. Kodiert ist sie mit dem Element **<fw>**. Im Zuge der Auszeichnung der Verweissiglen erfolgt auch eine Auflösung der Chiffrierung, die Sigle „Korr" wird zum Beispiel so aufgelöst: **<choice>**

<abbr>Korr.</abbr> <expan>Korrektur</expan></choice>. Die Verknüpfung mit der Seitensigle wird mit dem Element **<ref>** und den Attributen **@target** beziehungsweise **@corresp** vorgenommen, um eine Referenz zur XML-ID der entsprechenden Manuskriptseite im Header der jeweiligen XML-Datei herzustellen. Da für jede Mappe ein XML-Dokument angelegt wird, kann es sich um einen internen Verweis mit Zielpunkt im selben Dokument oder um einen externen Verweis mit Zielpunkt in einer anderen XML-Datei handeln. In diesem Fall muss auch der Pfad angegeben werden. Außerdem könnte der Verweis auch direkt in den Textkörper führen, entweder auf die XML-IDs im mit **</pb>** und **<fw></fw>** gekennzeichneten Seitenbeginn oder sogar auf die konkrete Textstelle.

Die Darstellung des TEI-Auszeichnungsschemas für die Nachlasstranskription hat sich auf die Musil-spezifischen Sonderfälle beschränkt, nicht die Rede war von den normalen Revisionsprozeduren, wie die sich aus Tilgungen und Ergänzungen zusammensetzenden Substitutionen, die das Schema natürlich auch enthält. Das ODD-Schema bildet die Voraussetzung für die Migration des Korpus der ‚alten' Transkription, die daraus gewonnenen XML/TEI-Dokumente wiederum stellen die Grundvoraussetzung für jede Nachnutzung dar: Durch die aus den TEI-kodierten Transkriptionen generierte HTML-basierte Textdarstellung im User-Interface des ARCHIV-Bereichs von MUSILONLINE werden die Transkriptionen als synoptische Entzifferungshilfe für das Studium der Faksimiles zur Verfügung gestellt. Darüber hinaus werden die XML/TEI-Dokumente aber auch zum direkten Download zum Beispiel für maschinengesteuerte Analysen von Musils Produktionsprozess angeboten.[36]

Ein weiteres Schema ist für die TEI-Auszeichnung der Druck- beziehungsweise Überlieferungsvarianten der vom Autor autorisierten Texte einschließlich ihrer posthumen Ausgaben erforderlich, um mit Hilfe der TEI eine valide digitale Repräsentation für das Gesamtkorpus des Œuvres Musils sicher zu stellen und für Distant-Reading-Nachnutzungsverfahren anbieten zu können. Dieses Schema orientiert sich am textkritischen Modul der TEI.[37] Die Annotationspraxis kann auch hier wie bei den Transkriptionen mit Musilschen Spezifika aufwarten: Sie betreffen die handschriftlichen Eintragungen Musils in sein Handexemplar des „Der Mann ohne Eigenschaften". Hier ein Beispiel, um zu demonstrieren, wie bei der Auszeichnung verfahren wird.[38]

Die dritte und vierte Dimension

Texte sind, für sich betrachtet, linear, Zeichenketten, zweidimensionale Phänomene, die sich daher durch die Baumstruktur von XML erfassen lassen. Die Verzweigungen der Mikrogenese von Musils Entwurfsarbeit, die Schichten am Manuskript können durch ‚embedded markup' und ‚Parent-Child-Relationen' digital repräsentiert werden, ebenso die textkritischen Eingriffe innerhalb der Publikationshistorie seiner Werke. Was aber, wenn weitere Ebenen hinzutre-

36 Wie dies bereits durch den Prototyp geschieht, vgl. http://musilonline.at/archiv/nachlass/textwiedergabe.
37 Vgl. TEI-Guidelines, http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/html/TC.html.
38 Siehe Schriftbeispiel 3.

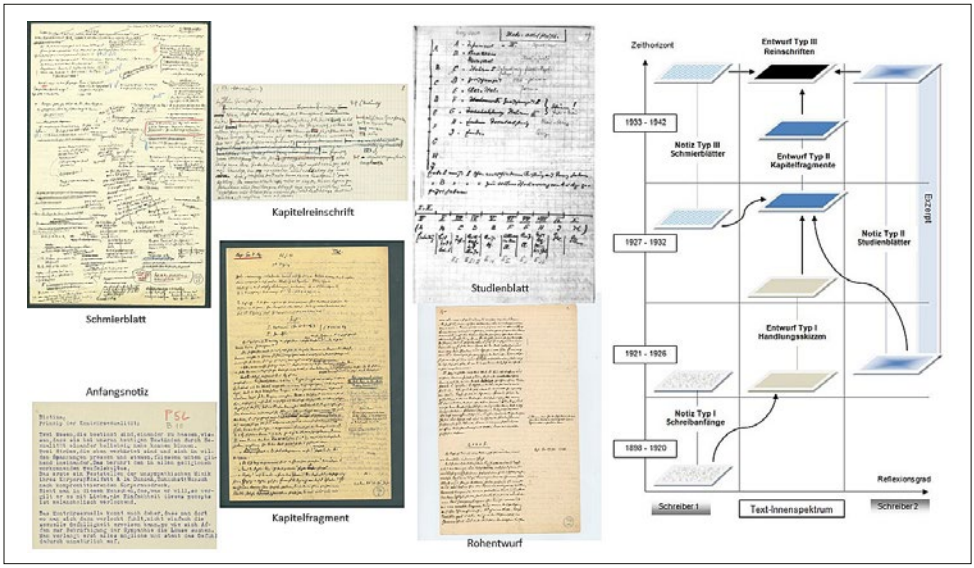


Abbildung 2

ten? Wie verfährt die Repräsentation durch XML, wenn es sich beim Objekt in der Realität nicht um ein Textkontinuum handelt, dessen Mehrschichtigkeit sich dem Prinzip der Linearität beugt, sondern um Beziehungen zwischen Texten, wenn der Gegenstand der digitalen Darstellung eine rhizomatische Struktur aufweist?

Genau dies, die digitale Repräsentation des Rhizomatischen, strebt die ‚totale Edition' im Falle Musils an. Sie erfordert eine zusätzliche räumliche Darstellungsebene, weil sie den folgenden drei Phänomenen gerecht zu werden hat: A) Sie muss die ‚Ausbreitung' des Textes im Schreibprozess Musils an „Der Mann ohne Eigenschaften" von ‚Anfangsnotizen' (circa 900 Seiten in der Art eines Zettelkastens) über drei Stadien von Entwürfen (‚Rohentwurf' – ‚Kapitelfragment' – ‚Kapitelreinschrift') auf ‚Studienblätter' (circa 2.000 Seiten Notizen mit Schreibanweisungen) und ‚Schmierblätter' (circa 1.700 Seiten mit inkohärentem Aufbau und flächiger Schreibanordnung) erfassen.[39] B) Sie muss den intratextuellen Zusammenhängen zwischen den Manuskripten im Nachlass Rechnung tragen, die durch das Verweissystem Musils zum Ausdruck kommen. C) Die Annotation sollte außerdem auch die intertextuellen Beziehungen zwischen Musils Texten und Texten außerhalb des Musilschen Textkorpus (wie Zitate, Paraphrasen, Anleihen, Anspielungen) berücksichtigen, bis zur Wirkungsgeschichte der Texte Musils. Dies führt

39 Zu den Manuskripttypen siehe Abbildung 2. Vgl. Fanta: Textgenetische Darstellung.

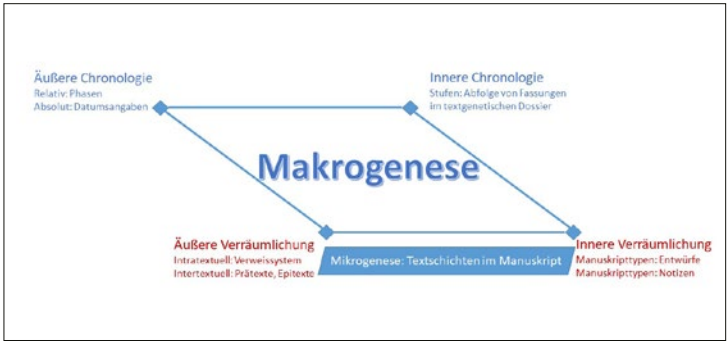


Abbildung 3

zur Verknüpfung mit dem Bereich des ‚interdiskursiven' Kommentars auf MUSILONLINE.[40]
Die vierte, zeitliche Dimension ergibt sich aus der Perspektive auf das Werden der Texte. Sobald der Prozess der Textentstehung als Gegenstand der Edition volle Anerkennung findet, erhält jedes Textelement im Raum auch ein Zeit-Attribut. Die Zuordnung der Texte zu Produktionsphasen spielt ebenso eine Rolle wie die Festlegung einer relativen Chronologie bei der Zusammenstellung der textgenetischen Dossiers und deren Verankerung an den externen Eckpunkten einer absoluten Chronologie. Die Aufeinanderfolge der zeitlichen ‚Stufen' fällt materiell betrachtet mit der von ‚Fassungen' zusammen, wie es der Produktionsweise Musils, seiner ‚Schreibszene', entspricht,[41] die im mehrmaligen Umschreiben, das heißt der Erstellung immer wieder neuer Kapitelentwürfe unter Zuhilfenahme von ‚Studienblättern' und ‚Schmierblättern' besteht.[42] Die chronologischen Verhältnisse und Fassungszuordnungen von Musils Nachlassmanuskripten im Zeitraum von 1898 bis 1942 sind mittlerweile exakt ermittelt und alle Etappen der Entstehungsgeschichte des „Der Mann ohne Eigenschaften" bis ins Detail präzise datiert.[43] Die Festlegung der Intervalle (Datierungsabschnitte: 9 Hauptabschnitte, 45 Unterabschnitte) geht von einer lückenlosen relativen Chronologie der Manuskripte auf der Basis der Querverweise Musils aus. Die Segmentierung in kleinste mögliche Zeiteinheiten erfolgt mit Hilfe von in den Manuskripten vorhandener oder erschlossener absoluter Zeitangaben. Wie kann dieses Wissen durch Annotation so in das XML/TEI-Textkorpus eingebracht werden, dass sich daraus Simulationen für die Benutzer-Schnittstelle generieren lassen, welche die Metamorphosen des Texts im Raum-Zeit-Kontinuum visualisieren?

40 Siehe Abbildung 1.
41 Vgl. Fanta: Textgenetische Darstellung, S. 234-237.
42 Vgl. das in Anmerkung 26 angeführte Beispiel zu „Wandel unter Menschen", http://musilonline.at/kommentar/apparat-der-mann-ohne-eigenschaften-4/kommentar-moe-4-dritte-genfer-ersetzungsreihe.
43 Vgl. Fanta: Entstehungsgeschichte.

Die notwendige Erweiterung des Annotationsschemas um eine dritte räumliche und eine vierte zeitliche Dimension kann durch ein Parallelogramm mit den vier Eckpunkten ‚äußere Chronologie' – ‚innere Chronologie' – ‚innere Verräumlichung' – ‚äußere Verräumlichung' veranschaulicht werden.[44] Die Markup-Architektur von MUSILONLINE steht in dieser Hinsicht noch nicht fest. Als zentraler Lösungsansatz zeichnet sich eine ‚Stand-Off-Annotation' im Rahmen von XML/TEI ab. Stand-off innerhalb der TEI ist folgendermaßen definiert: „Markup is said to be stand-off, or external, when the markup data is placed outside of the text it is meant to tag".[45] Es wird eingesetzt, um die Limitation (Zweidimensionalität) der XML-Struktur durch den Einsatz von ‚Pointern' aufzuheben, die, vereinfacht gesagt, Verknüpfungen zwischen verschiedenen Textebenen herstellten. MUSILONLINE wird voraussichtlich mit einem XML/TEI-Textdatenverbund und einem XML/TEI-Master-Dokument operieren. Dem dürfte gegenüber der Einbindung in eine externe Datenbank der Vorzug gegeben werden.

Der interdiskursive Online-Kommentar

Mit der dritten Säule KOMMENTAR wird MUSILONLINE das aktuell größte Desiderat der Musil-Forschung verwirklichen, die Entwicklung eines ‚interdiskursiven' Kommentars. Das Neuartige dieser Form des Kommentars besteht darin, dass sie von den vielschichtigen Bedeutungsebenen der Texte Musils, von der Polysemie im Musilschen Textcontainer ausgeht, um sich in einer nicht einschränkenden, nicht urteilenden Weise unterschiedlicher Verständnismöglichkeiten anzunehmen und diese im Rahmen der Kommentierung an die Leser zu vermitteln.[46] Die bisherige, vorrangig textgenetische Kommentierung des Textkorpus (in den Werkkommentaren und Apparaten der Klagenfurter Ausgabe) schränkt den Blick auf die Bedeutungsvielfalt eher ein oder verstellt ihn gar. Andererseits liegt die bisherige internationale, sehr interdisziplinär orientierte literaturwissenschaftliche Musil-Forschung mit ihren mittlerweile tausenden Publikationen aus Sicht der Leser und wissenschaftlichen Benutzer mehr oder weniger unvermittelt brach. Das Gebot der Stunde lautet, im Online-Kommentar eine Brücke zwischen Musils Texten und den Forschungsdiskursen, die sich um sie ranken, herzustellen. Davon unabhängig und funktional davon getrennt sind die zahlreichen im Kommentar der Klagenfurter Ausgabe bereits nachgewiesenen und die noch nachzuweisenden intertextuellen Bezüge seiner Texte zu behandeln. Ihr Nachweis erfolgt in einem Hyperlink-Stellenkommentar. Beides gemeinsam erlaubt es, Antworten auf die Fragen zu geben, welche sich bei Lektüre beziehungsweise beim Studium der Schriften Musils stellen. Diesem didaktischen Problem kann nicht mit einer Totallösung im Sinne eines urteilenden Kommentars begegnet werden, sondern nur mit Partiallösungen, die die Offenheit von Musils Texten respektieren und bewahren. Die erste Aufgabe bei

44 Siehe Abbildung 3.
45 Spadini/Turska: XML-TEI stand-off markup.

46 Vgl. Boelderl: Vom ‚Livre irréalisé'.

der Entwicklung des neuen Online-Kommentars besteht daher darin, eine Struktur zu finden, die dieser Absicht am besten entspricht. Als ein Ansatzpunkt bietet sich das Instrument der ‚Konstellationsforschung' an, welches im Bereich der Philosophiegeschichte entwickelt worden ist, sich transdisziplinär bewährt hat und vom Zuschnitt her selbst interdiskursiv ist. Die zweite Grundidee bei der Entwicklung von Modell-Kommentaren besteht darin, von der Rezeption der Texte Musils ausgehend in Lesegruppen die Stellen ‚primärer' und ‚sekundärer Dunkelheit'[47] zu eruieren und in weiterer Folge durch Partizipation der ‚Scientific Community' Kommentartexte in die gewonnene Struktur fließen zu lassen. Ein Blick auf den Stand der Editionen/Kommentare vergleichbarer Autoren zeigt, dass ein Kommentar wie der hier anvisierte, wenn nicht nirgends konzipiert, so doch jedenfalls bislang nirgends realisiert ist. Am ehesten entsprechen die beiden US-Unternehmungen „Mark Twain Project Online",[48] das sowohl die kritische Textedition als auch Briefe und Dokumente bietet und zumindest den jeweils existierenden Forschungsstand im Sinne bestehender Kommentare beinhaltet, beziehungsweise „Digital Thoreau",[49] das sich als ‚progressive social edition' unter Beteiligung der Nutzerinnen und Nutzer auch im Kommentarbereich versteht, dem Kommentarkonzept von MUSILONLINE. Insbesondere bei letzterem Projekt findet sich in Ansätzen auch der der für MUSILONLINE angestrebte dynamische, interaktive Aspekt, das heißt die Möglichkeit (und Unumgänglichkeit) einer beständigen Erweiterung des Kommentars im Sinne einer multi-auktorialen Fortschreibung desselben im Online-Kontext.

Wie ist diese Struktur nun gedacht? Wie stellt sich die Beziehung zwischen den Säulen MUSIL-TEXT und KOMMENTAR dar und wie soll der Kommentar technisch realisiert werden? Auch der interdiskursive Kommentar weist die Struktur eines Rhizoms auf. Bereits der Hyperlink-Kommentar der Klagenfurter Ausgabe veranlasste zu einer neuen Form der Nutzung. Seitdem ist Navigation statt Lektüre angesagt. Den Bahnen der Navigation entsprechen dort sechs Relationen, die konstitutiv für die Arbeit mit Hypertext-Editionen sind:[50] 1. intratextuelle Relationen (Verweisstrukturen innerhalb des Textkorpus); 2. intermediale Relationen (Verknüpfungen zwischen textuellen und audiovisuellen Komponenten wie Bilddateien); 3. intertextuelle Relationen (Referenzen im edierten Textkorpus zu Texten anderer Autoren; hier sind die Bezugsebenen ‚bei Musil' und ‚über Musil' zusammengefasst[51]); 4. kontextuelle Relationen (biografische, historische Referenzen und solche zur Zeitgenossenschaft des kulturellen und literarischen Betriebs); 5. Informationsrelationen (datenbankspezifische Erfassung von Metadaten zum Textkorpus und Abfragesystem). Diese Vernetzungsstruktur wird für MUSIL-TEXT im Prinzip beibehalten, aber noch vertieft. Die Klagenfurter Ausgabe verzichtete auf die Aufhellung der ‚primären Dunkelheit', der Stellenkommentar zu ihrem Lesetext konzentrierte sich stattdessen auf die Erläuterung der ‚sekundären Dunkel-

47 Vgl. Fuhrmann: Kommentierte Klassiker, S. 44-48; Plachta: Editionswissenschaft, S. 122 ff.
48 Vgl. http://www.marktwainproject.org.
49 Vgl. auf https://digitalthoreau.org.

50 Fanta: Klagenfurter Ausgabe.
51 Siehe Abbildung 1.

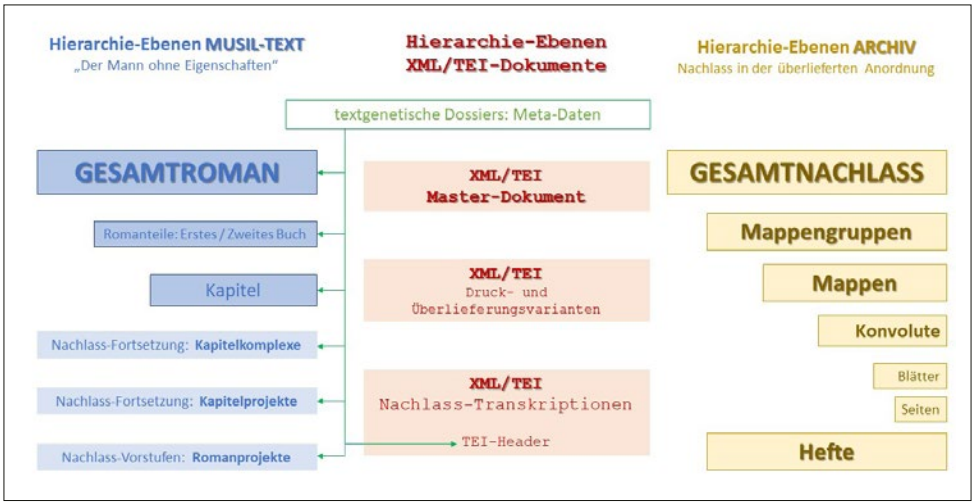


Abbildung 4

heit'. Abstand genommen wurde von der Kommentierung als Dechiffrierung der vom Autor im poetischen Prozess chiffrierten Bedeutungen in literarisch-fiktionalen Texten.[52] Der interdiskursive Kommentar auf MUSILONLINE hat sich aber genau dies zum Ziel gesetzt, und zwar in der Form, dass sich der MUSIL-TEXT auf zwei Ebenen mit Intertexten verknüpft sieht:[53] a) Diskurskonstellation 1 ‚bei Musil' – damit sind alle Texte gemeint, zu denen Musil in seinem Schreiben Bezüge herstellte, sei es in direkter Weise durch Zitieren, Paraphrasieren, Parodieren oder bloße Erwähnung. In diesen Fällen wird die zitierte Textstelle im eingeblendeten Hyperlink-Kommentar möglichst exakt nach der Musil zugänglichen Ausgabe in extenso nachgewiesen.[54] Im Sinne einer extensiven Bestimmung des Begriffs ‚Intertextualität' werden auch durch Lektüre hergestellte Bezüge aufgenommen, womit die zweite Ebene angesprochen ist, nämlich b) die Diskurskonstellation 2 ‚über' Musil, wo die Diskurse der bisherigen Rezeption abgebildet sind, in der zeitgenössischen Literaturkritik, aber auch in der internationalen und interdisziplinären wissenschaftlichen Rezeption. Die Anordnung der Referenztexte im KOMMENTAR-Bereich erfolgt hierarchisch nach disziplinär bestimmten geräumigen Diskursfeldern einerseits

52 Fanta: „Der Vorstadtgasthof".
53 Siehe Abbildung 1.

54 Mehr oder weniger vollständige Nachweise von im Nachlass zitierten Stellen erbringt bereits die Klagenfurter Ausgabe im Register ‚Autoren und Werke' auf der Grundlage von Castex/Hille: Dokumentation, den Ergebnissen einer von 1974 bis 1980 durchgeführten Katalogisierung des Nachlasses. Zahlreiche Zitate im zu Lebzeiten gedruckten Werk sind erschlossen durch Arntzen: Musil-Kommentar (1980) und Arntzen: Musil-Kommentar (1982).

und Spezialdiskursen in kleinteiligeren Verästelungen. Zum Beispiel werden die Tiernamen in der Novelle „Grigia" und in den „Bildern" der Kurzprosa-Sammlung „Nachlass zu Lebzeiten" mit Interpretationen im Spezialdiskurs ‚Tier-Symbolik' innerhalb des Diskursfelds ‚Tropik/Semiotik' verknüpft. Zu den Namen der Schriftstellerfiguren „Arnheim" beziehungsweise „Feuermaul" und dem Terminus ‚Großschriftsteller' in den essayistischen Einschaltungen in „Der Mann ohne Eigenschaften" (Kapitel 95-96) beispielsweise könnten die Forschungsergebnisse und Deutungsansätze in einem Spezialdiskurs ‚Figuren' innerhalb des Diskursfelds ‚literarisches Feld' herangezogen werden. Es gilt auch eine Lösung für die Probleme zu finden, wo im Korpus des Musil-Textes die Kommentierung technisch betrachtet ansetzt, auf welcher Hierarchie-Ebene des Textes, und in welcher Weise die TEI-Auszeichnung der kommentierten Textpassagen erfolgt.[55] Bisher steht nur fest, dass die Zuordnung von Kommentaren jeweils auf der übergeordneten Gliederungsebene ‚Werk', ‚Abschnitt' (zum Beispiel Kapitel), ‚Absatz' erfolgen wird und im Textkörper ein semantisches Markup für die Kommentarverknüpfung von wörtlichen Zitaten, (Para-)Phrasen, Eigennamen und Schlüsselwörtern vorgesehen ist.

55 Siehe Abbildung 4.

‚Musils Matrix' – das ‚totale' Userinterface

Im Jahr 2006, als am RMI die Fertigstellung der DVD-Auflage der Klagenfurter Ausgabe vorbereitet wurde, hatte das Projektteam Kontakt mit dem Kunsttheoretiker Bazon Brock, dessen Arbeitsgebiet vor allem im Bereich der Neuronalen Ästhetik und ‚Imaging Sciences' sowie der ‚nicht-normativen Ästhetik' liegt. Es entstand damals bereits die Idee, die digitale Repräsentation von Musils Nachlass als ‚Musils Brain', eine räumliche Installation in einer Parklandschaft im Rahmen der EXPO Peking 2010 den Besuchern für „Gehirnspaziergänge"[56] zur Verfügung zu stellen. Diese Idee fand keine Verwirklichung, im kleinen Maßstab wurde etwas Ähnliches allerdings im Trentiner Bergdörfchen Palú umgesetzt und im Rahmen eines innovativen Ausstellungskonzepts ein literarischer Parcours eingerichtet, der Besucher durch die realen Landschaften führt, an denen Musil 1915 gegenwärtig war, und auch durch die metaphorischen, vom Schriftsteller als Ausdruck innere Zustände beschriebenen.[57] Der literarische Parcours ist mit einer Sonderbeschilderung gekennzeichnet und frei begehbar. Außerdem steht ein Ausstellungsführer mit detaillierten Erläuterungen und Originalzitaten zur Verfügung. Eine interdisziplinär zusammengesetzte Arbeitsgruppe aus Philologen und Informatikern

56 Als „Gehirnspaziergang" betitelt Musil selbst einmal sein Schreiben (Mappe IV/3, S. 144).

57 Vgl. Bersntoler Kulturinstitut/Istituto Culturale Mócheni, Literarischer Parcours „Musil en Bersntol", http://www.bersntol.it/cms-01.00/articolo.asp?IDcms=2510&s=588&l=DE.

an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt verfolgte den Gedanken in einem unveröffentlichten Beitrag ‚Laboratorium für Humans in the Digital Age' zu einem Ideenwettbewerb für einen Forschungsschwerpunkt ‚Humans in the Digital Age' an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt weiter und entwickelte Vorschläge für interaktive Schnittstellenlösungen zur Benutzung von ‚Musils Matrix'. Auch wenn die Verwirklichung zunächst noch auf sich warten lässt, gibt der Vorstoß doch eine Vision vom vollendeten User-Interface von MUSILONLINE. Der Ansatz geht davon aus, dass Musils Nachlass als Bestandteil des UNESCO-Weltkulturerbes, eine literarisch-philosophische Experimentierwerkstatt, ein multidimensionales Text-Netz zur Kommentierung der europäischen Moderne, eine Wissenstransfer-Maschine mit Konstellationen zu 20 Wissens- und Kulturfeldern aus 10.000 Manuskriptseiten und 500.000 internen Verweisen, gemeinsam mit dem gesamten literarischen und essayistischen Werk Robert Musils nicht nur interdiskursiv kommentiert und multilingual erweitert (in möglichst viele Sprachen übersetzt) und im Sinne von Open-Access zugänglich sein soll, sondern dass die Rezeptionsweisen des Textes, der Dokumente und der Kommentierung auch mit den modernsten technischen Hard- und Software-Möglichkeiten interaktiv gestaltet werden sollten.

Für unterschiedliche Nutzergruppen sollten jeweils spezifische interaktive Schnittstellen entwickelt werden, unter Einsatz von Open-Source-Tools, sodass sich die Nutzergruppen überschneiden werden und sich auch untereinander austauschen können. Für die Scientific-Community mit Schwerpunkt auf der Musil-Forschung, Schreib-Forschung, literatur- und kulturwissenschaftliche Komparatistik, Translatorik ist beispielsweise an folgende Forschungs-Tools zu denken: a) eine ‚DIALOG-MASCHINE' – eine Schnittstelle für die Benutzung des interdiskursiven Kommentars und zugleich zum crowd-sourcing-basierten interaktiven Kommentarausbau; b) eine ‚WERKBANK-VITRINE' mittels derer Zeitungen und Zeitschriften, in denen Musil publiziert hat, so integriert werden, dass die Benützer online in ihnen blättern können, und die visuellen und auditiven Hintergrundmaterialien rezipiert werden können (etwa Karl Corinos Bildarchiv zur Lebens- und Werkgeschichte,[58] Videomitschnitte von Theaterinszenierungen der Stücke Musils, Hörspielaufnahmen, Hörbücher); c) eine ‚ANALYSE-MASCHINE', ein Angebot von Software-Tools zur maschinellen Nachnutzung des XML/TEI-Korpus im Sinne von Open-Data mit den Methoden von ‚distant-reading' für die Erforschung der Zusammenhänge, die sich aus der Kombination von Metadaten, textgenetischen Kodierungen der Manuskripte und lexikalisch/semantischen Kategorien einschließlich der multilingualen Komponente ergeben. Als didaktisches Tool vorrangig für die Anwendung durch Professionals an Universitäten und Schulen tritt hinzu: d) ‚MUSILS MATRIX', mit der eine virtuelle 3D-Begehbarkeit von Musils Schreibszenen und Denkprozessen erreicht wird, indem das nachlassinterne Verweissystem mit circa 120.000 Verweisen und die intertextuellen Querverweise in Form von Navigationsbahnen repräsentiert wird. Für das breite Publikum, darunter die Leser/innen der Buchausgabe, wäre neben der DIALOG-MASCHINE (Optimierung der Usability für

58 Vgl.: Corino: Robert Musil. Leben und Werk; Corino: Robert Musil. Eine Biographie.

den interdiskursiven Kommentar als vom Musil-Textkorpus ausgehendes bequemes audiovisuelles Informationssystem mit Ansätzen zur künstlichen Intelligenz) und der WERKBANK-VITRINE (User-Arrangement von Nachlassmanuskripten, Zeitungen/Zeitschriften, Fotos, biografischen Dokumenten, Videos, Hörbüchern und anderen) an eine zusätzliche Nutzungsform von MUSILS MATRIX als Konsole für multimediale Spiele rund um die Bereiche Schreiben, Polysemie und Multilingualität zu denken.

Wären diese teilweise visionär anmutenden Möglichkeiten alle verwirklicht, ließe sich MUSILONLINE wohl als das Raumschiff unter den digitalen Editionen bezeichnen. Doch steht keine dieser scheinbar utopischen Optionen ganz und gar außerhalb dessen, was in früheren Zeitaltern, als Editionen auf Papier erzeugt wurden, von ihnen erwartet wurde, nämlich die Texte und Dokumente in ihrer Totalität – also einschließlich aller historischer und kultureller Kontexte – unter Verwendung aller Möglichkeiten, die das Medium bietet, zu vermitteln. Durch die Existenz der digitalen Medien erhöhen sich die Ansprüche. Das Ziel, das es zu erreichen gilt, ist stets die optimale Vermittlung, um eine möglichst barrierefreie Nachnutzung für den maximalen Nutzerkreis zu garantieren. Je mehr Bedeutung der Gegenstand für sich zu reklamieren vermag, desto besser rechtfertigt sich der Aufwand. Mit Kanonen auf Spatzen zu schießen, hätte wenig Sinn. Robert Musils Schriften rechtfertigen den Aufwand. Allerdings stehen die Projekte, die es umzusetzen gilt, noch ziemlich am Anfang. Und das Robert-Musil-Institut ist bestimmt nicht dazu im Stande, diese Umsetzung alleine zu bewerkstelligen. Dazu bedarf es internationaler, interdisziplinärer Kooperation, zu der wir die Communities im Feld der ‚Digital Humanities' einladen.

Linksammlung

Alle Zugriffe zwischen 14.6.2018 und 3.2.2019.

http://musilonline.at

http://musilonline.at/archiv/nachlass/textwiedergabe

http://musilonline.at/archiv/nachlass/textwiedergabe/mappe-v-6-1

http://musilonline.at/kommentar/apparat-der-mann-ohne-eigenschaften-4/kommentar-moe-4-dritte-genfer-ersetzungsreihe

http://transkribus.eu

http://wittfind.cis.uni-muenchen.de

http://www.bersntol.it/cms-01.00/articolo.asp?IDcms=2510&s=588&l=DE

http://www.marktwainproject.org

https://digitalthoreau.org

https://www.unesco.at/kommunikation/dokumentenerbe/memory-of-austria/verzeichnis/detail/article/nachlass-robert-musil

Literatur

Helmut Arntzen: Musil-Kommentar sämtlicher zu Lebzeiten erschienener Schriften außer dem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften", München 1980.

Helmut Arntzen: Musil-Kommentar zu dem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften", München 1982.

Artur R. Boelderl: Vom ‚Livre irréalisé' zum ‚Texte hyperréalisé'? Ein Abriss der Fragestellungen, Problemfelder und Lösungsansätze im Zusammenhang mit der Entwicklung von Kommentarstrukturen und Modellkommentaren für eine interaktive Kommentierung der Schriften Robert Musils im Internetportal MUSILONLINE, in: Roland S. Kamzelak/Timo Steyer (Hg.): Digitale Metamorphose.

Digital Humanities und Editionswissenschaft, http://www.zfdg.de/sb002_010.

Elisabeth Castex/Anneliese Hille: Dokumentation des Nachlasses Robert Musils. Einführung und Erläuterungen, Wien 1980.

Karl Corino: Robert Musil. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 2003, 2. Auflage 2005. Karl Corino: Robert Musil. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 2003, 2. Auflage 2005.

Karl Corino: Robert Musil. Leben und Werk in Bildern und Texten, Reinbek bei Hamburg 1988.

Walter Fanta: „Der Vorstadtgasthof". Das Unbegreifliche begreifen, in: Massimo Salgaro (Hg): Robert Musil in der Klagenfurter Ausgabe. Bedingungen und Möglichkeiten einer digitalen Edition, München 2014, S. 27-44.

Walter Fanta: Die Entstehungsgeschichte des „Mann ohne Eigenschaften" von Robert Musil, Wien u. a. 2000.

Walter Fanta: Die ‚Klagenfurter Ausgabe Robert Musil'. Historisch-kritisches Edieren am Computer, in: Jahrbuch für Computerphilologie 8 (2006), S. 29-54; online unter: http://computerphilologie.digital-humanities.de/jg06/fanta.html.

Walter Fanta: Die textgenetische Darstellung des Romans „Der Mann ohne Eigenschaften" von Robert Musil auf MUSILONLINE, in: Anke Bosse/Walter Fanta (Hg.): Textgenese in der digitalen Edition, Berlin 2019, S. 225-246.

Walter Fanta: „Man kann sich das nicht vornehmen". Adolf Frisé in der Rolle des Herausgebers Robert Musils, in: Roland S. Kamzelak/Rüdiger Nutt-Kofoth/Bodo Plachta (Hg.): Neugermanistische Editoren im Wissenschaftskontext. Biografische, institutionelle, intellektuelle Rahmen in der Geschichte wissenschaftlicher Ausgaben neuerer deutschsprachiger Autoren, Berlin/Boston 2011, S. 251-286.

Walter Fanta: Robert Musil, Klagenfurter Ausgabe. Eine historisch-kritische Edition auf DVD, in: editio 24 (2010), S. 117-148.

Walter Fanta: Zur Immortalität elektronischer Korpora am Beispiel der Musil-Edition, in: Jahrbuch für Computerphilologie 9 (2007), http://computerphilologie.digital-humanities.de/jg09/fanta.html.

Adolf Frisé: Ein aktueller Rückblick, in: Friedbert Aspetsberger/Karl Eibl/Adolf Frisé (Hg.): Benutzerhandbuch zur CD-ROM. Robert Musil. Der literarische Nachlaß, Reinbek bei Hamburg 1992, S. 9-14.

Manfred Fuhrmann: Kommentierte Klassiker? Über die Erklärungsbedürftigkeit der klassischen deutschen Literatur, in: Gottfried Honnefelder (Hg.): Warum Klassiker? Ein Almanach zur Eröffnungsedition der Bibliothek deutscher Klassiker, Frankfurt am Main 1985, S. 37-57.

Hans Walter Gabler: Das wissenschaftliche Edieren als Funktion der Dokumente, in: Computerphilologie online 8 (2006), S. 55-62; online unter: http://computerphilologie.digital-humanities.de/jg06/gabler.html.

Almuth Grésillon: Literarische Handschriften. Einführung in die „critique génétique", Bern 1999.

Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, hrsg. von Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg 1978.

Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, hrsg. von Adolf Frisé, Hamburg 1952.

Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, MUSILONLINE, kuratiert von Anke Bosse/Artur Boelderl/Walter Fanta unter Mitarbeit von Katharina Godler, Robert-Musil-Institut/Kärntner Literaturarchiv, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Version 31.12.2018, http://musilonline.at.

Robert Musil: Gesamtausgabe, 12 Bde., hrsg. von Walter Fanta, Salzburg 2016–2022 (bisher erschienen sind Bd. 1-6: Der Mann ohne Eigenschaften).

Robert Musil: Klagenfurter Ausgabe. Kommentierte Edition sämtlicher Werke, Briefe und nachgelassener Schriften. Mit Transkriptionen und Faksimiles aller Handschriften, hrsg. von Walter Fanta/Klaus Amann/Karl Corino, Robert-Musil-Institut, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Klagenfurt, DVD-Edition 2009.

Birgit Nübel/Norbert Christian Wolf (Hg.): Robert-Musil-Handbuch, Berlin 2017.

Rüdiger Nutt-Kofoth: Zur Terminologie des textgenetischen Feldes, in: editio 30 (2016), S. 34-52.

Andreas Okopenko: Tagebücher 1949–1954. Digitale Edition, hrsg. von Roland Innerhofer/Bernhard Fetz/Christian Zolles/Laura Tezarek/Arno Herberth/Desiree Hebenstreit/Holger Englerth, Österreichische Nationalbibliothek und Universität Wien, Version 1.1, 15.1.2019, https://edition.onb.ac.at/okopenko.

Thorsten Ries: Rezension zu Massimo Salgaro (Hg.): Robert Musil in der Klagenfurter Ausgabe (2014), in: Musil-Forum 35 (2018), S. 366-271.

Bodo Plachta: Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte, Stuttgart 1997.

Massimo Salgaro (Hg.): Robert Musil in der Klagenfurter Ausgabe. Bedingungen und Möglichkeiten einer digitalen Edition, München 2014.

Elena Spadini/Magdalena Turska: XML-TEI stand-off markup. One step beyond1, https://pure.knaw.nl/portal/files/4301536/pre_print_standoff_SpadiniTurska.pdf.

TEI-Guidelines, http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/html/ref-transpose.html.

TEI-Guidelines, http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/html/ST.html.

TEI-Guidelines, http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/html/TC.html.

Georg Vogeler: Digitale Editionspraxis. Vom pluralistischen Textbegriff zur pluralistischen Softwarelösung, in: Anke Bosse/Walter Fanta (Hg.): Textgenese in der digitalen Edition, Berlin 2019, S. 115-134.

Zur „Datafication“ der Wissensproduktion in der qualitativen Forschung

Gertraud Koch

Wenn das Nachdenken über die Veränderungen im Forschungsprozess unter einem Titel erfolgt, der an die Versionierung von Computerprogrammen erinnert, wie das bei dieser Publikation mit dem Titel „Forschungsdesign 4.0“ der Fall ist, so ist zweifelsfrei ein derzeit zentral diskutiertes Thema angesprochen: die Digitalisierung. Der digitale Medienwandel hat sich inzwischen so dominant in alle Lebensbereiche eingeschrieben, dass auch die methodischen Zugänge in der qualitativen Forschung nicht unverändert bleiben können. Sie muss zum einen auf die veränderten Formen und Bedingungen der Alltagskommunikation in allen Phasen des Forschungsprozesses reagieren, vom Design bis schließlich zur Darstellung der Forschungsergebnisse in wissenschaftlichen Aufsätzen, Büchern oder auch in Blogs und auf Webseiten. Zum zweiten entstehen neue Möglichkeiten für die Forschung selbst, so wie sie aktuell in den Digital Humanities entwickelt werden, die sich selbst die Potenziale digitaler Medien für neue methodische Zugänge in der Erhebung, der Dokumentation, dem Auswerten sowie der Darstellungsweise von Ergebnissen zu eigen machen. Auf vielen Ebenen gibt es hier Veränderungen, die auch unter dem immer öfter zu hörenden Begriff der Forschungs(daten)infrastrukturen subsumiert werden. Zum dritten ist ein Nachdenken darüber notwendig geworden, wie sich mit der praktischen Ebene im Umgang mit digitalen Medien im Forschungsprozess auch die epistemologischen Grundlagen der Forschung verändern. Denn mit der Entstehung von neuen Medien oder auch einem Medienwandel, wie die Digitalisierung zweifelsohne einer ist, ändern sich immer auch die Bedingungen der

Wissensverbreitung und Wissensproduktion.[1] Es ist in der Regel ein langsamer und schleichender Wandel, der dennoch irgendwann unübersehbar ist. Es ist inzwischen in vielerlei Hinsicht greifbar, dass sich die empirisch kulturwissenschaftlichen Erkenntnisprozesse in der Substanz verändern. Es ist insofern an der Zeit, entsprechend auch die Fragen aufzuwerfen, wie sich dies epistemologisch in der qualitativen Wissensproduktion niederschlägt. Der allseitige Ruf nach beschleunigter Digitalisierung auch in allen Wissenschaftsbereichen ist bisher selten kritisch beleuchtet und eine reflexive Gestaltung entsprechend der Anforderungen in den jeweiligen disziplinären Wissensprozessen eingefordert worden. Denn angesichts begrenzter Kapazitäten wird eine sinnvolle Allokation von Aktivitäten und Ressourcen notwendig. Was verändert sich im Forschungsprozess der qualitativ-ethnografisch arbeitenden Fächer mit und aufgrund der Verwendung digitaler Medien? Dieser Frage möchte ich in verschiedenen Schritten nachgehen und erste Tendenzen herausarbeiten, ohne abschließende Einschätzungen geben zu können, angesichts einer fortgesetzt dynamischen Entwicklung bei den Informationstechnologien selbst. Dies wird in vier Schritten geschehen, wobei die ersten beiden zunächst beschreibend angelegt sind und die Phänomene genauer zu fassen versuchen, die hier zur Diskussion stehen. Zunächst sollen die Veränderungen skizziert werden, die sich im geisteswissenschaftlichen Arbeiten seit der Einführung des Computers in den vergangenen etwa dreißig Jahren ergeben haben. Danach geht es um den Begriff der Digitalisierung, der inzwischen für die unterschiedlichsten Phänomene und Sachverhalte verwendet wird. Er ist ein „Plastikwort" ohne begriffliche Präzision in der Alltagssprache.[2] Deswegen ist es sinnvoll, das Verständnis dieses Konzepts zu skizzieren sowie seine Relevanz in der Computertechnologie zu betrachten, um den Unterschied zu verstehen, den das Digitale offensichtlich in der Medienentwicklung macht. Daraus leitet sich dann der dritte Punkt ab: die kritische Auseinandersetzung mit dem Datenbegriff und mit Daten als dem neuen Modus der Weltbeschreibung, der sich mit der Digitalisierung etabliert. Erst mit der Digitaltechnologie kommen in der Computertechnologie die Daten, im Sinne von diskreten Werten, ins Spiel und sind fortan der Stoff oder besser das materielle Substrat, in welchem die Informationen verarbeitet werden. Das ist der Ausgangspunkt für die weitere Reflexion im dritten Kapitel, wie sich der qualitative Forschungsprozess ändert, wenn er primär mit einem Daten-Paradigma betrieben wird, so wie es sich mit den digitalen Medien zunehmend etabliert in den Arbeitsweisen, aber auch der Selbstsicht. Viertens und abschließend werden konstitutive Elemente der sich formierenden Assemblage eines Daten-Paradigma in der qualitativen Forschung skizziert.

1 Vgl. Fassler: Geschichte der Medien; Schröter/Böhnke (Hg.): Analog/Digital.

2 Vgl. Pörksen: Plastikwörter.

1. Qualitatives Forschen im und über den digitalen Medienumbruch

Die Einführung digitaler Medien läuft in etwa synchron mit meinem akademischen Werdegang, beginnend mit dem Studium der Europäischen Ethnologie und Kulturanthropologie in Frankfurt beziehungsweise der Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen. Es ist insofern eine autoethnografische Perspektive[3], die ich angesichts meiner eigenen Verwobenheit mit dem Feld beinahe unerlässlich einnehme, als Zeitzeugin und als Teil der Gruppe der Wissenschaftler/innen, um deren Veränderung in den Forschungspraxen es hier geht. Die ersten Seminararbeiten habe ich noch mit der elektrischen Schreibmaschine geschrieben und dafür das Tippen im Zehnfingersystem gelernt. Gegen Ende des Studiums waren die IBM PCs soweit erschwinglich geworden, dass ich mit Blick auf die Magisterarbeit die Schreibmaschine durch einen solchen ersetzt habe. Die Handhabung des PC war allerdings mit einigen Herausforderungen behaftet. Er wurde auf DOS-Betriebssystemebene bedient, Plug-and-play war noch in weiter Ferne, selbst zur Einrichtung von Ordnern und Dateien musste man Steuerungsbefehle direkt im Betriebssystem anlegen, und insofern war es erforderlich, den DOS-Programm-Code zu lernen. Ein halber Tag war schnell vorbei, um einen Drucker zu installieren, bis man sich in alles eingefuchst hatte, wenn nicht doch Unterstützung durch kundigere Leute notwendig war. Das Zubehör waren erst 5,25-Zoll-Floppy-Disks, dann 3,5-Zoll-Disketten mit anfänglich 180 Kilobyte und später sogar einem ganzen Megabyte Speicherplatz, der Drucker für Pixeldruck auf Papierrollen mit Lochstreifen an den Rändern ausgelegt. Diese trennte man nach dem Druck an der Perforierung ab; es blieb eine zarte Zackenkante an den Seitenrändern zurück, ähnlich denen von Abreißblöcken. Aber auch unter diesen Umständen war die Arbeit mit dem Computer ein Gewinn gegenüber der Schreibmaschine, bei der das Vermeiden von Fehlern und das Vorausdenken des gesamten Schriftstückes alles war. Beim Arbeiten mit der Schreibmaschine bedeuteten nur kleine Umstellungen und Veränderungen in Seminararbeiten, dass diese unter Umständen vollständig neu getippt werden mussten. Copy-and-paste war vor diesem Hintergrund für uns eine ganz wunderbare, keinesfalls kritikwürdige Errungenschaft, die ganz wesentlich auch Einfluss auf die Qualität der Arbeit hatte, weil sie immer neue Korrekturschleifen ermöglichte.

Während meine Magisterarbeit „Stadtansichten, Stadtidentität und Erinnerungsarbeit in Pforzheim. Konzeptionelle Überlegungen zu einem kulturwissenschaftlichen Film“, abgeschlossen 1991, zwar voll computerisiert verfasst ist, waren die zugehörigen Film- und Forschungsarbeiten alles andere als digital. Die historischen 16-Millimeter-Filme und einige Super-8-Filme eines gut ausgerüsteten Hobbyfilmers im Stadtarchiv von Pforzheim mussten relativ aufwändig vom Medienzentrum der Universität Tübingen auf Super-VHS-Kassetten übertragen werden, damit ich diese auf einer entsprechenden Schnittanlage der Medienwerkstatt Pforzheim bearbeiten konnte. Das ergänzend

3 Bönisch-Brednich: Autoethnografie.

dazu gedrehte Material haben wir gleich auf den Super-VHS-Magnetband-Kassetten aufgenommen, so wie auch die Interviews für die begleitende Forschung auf Magnet-Kassetten gespeichert und zusammen mit dem Kassettenrekorder in einem Schrank zuhause gelagert worden sind. Inwieweit diese noch intakt sind, ist unklar. Die Transkripte dazu werden wohl länger überdauern.

Meine Dissertation, die ich 1999 abgeschlossen habe, markiert eine nächste Etappe in der digitalen Entwicklung meines eigenen Forschungsequipments. Statt Magnetkassetten verwendete ich inzwischen Minidiscs zur Aufnahme der Interviews. Dieses bereits digitale Format mit speziellen Speichermedien und Abspielgerät ist aufgrund der Einführung des MP3-Formates heute schon wieder Geschichte. Immerhin hatte sich damit das langwierige Vor- und Zurückspulen auf der Magnetkassette erübrigt, sodass auch die Transkriptionen einfacher wurden. Der Computer lief inzwischen mit Windows-Betriebssystem, und das Internet vernetzte meinen heimischen Schreibtisch per E-Mail, aber auch mit immer neuen Anwendungen wie digitalen Bibliothekskatalogen. Begonnen Anfang der 90er-Jahre, stand meine Dissertation im Kontext einer damals intensiven Diskussion zur Rolle der Geisteswissenschaften in einer zunehmend technisierten Welt. Mit der Formulierung „Zukunft braucht Herkunft“ definierte der Philosoph Odo Marquard[4] deren Rolle als sinnstiftende und traditionsgebende Instanz, über die die Zumutungen der rasanten, technikinduzierten Veränderungen kompensatorisch erträglich gestaltet werden sollten – eine Perspektive, die politisch goutiert wurde, aber deutlichen Widerstand in den Geisteswissenschaften hervorrief. Sie war auch für mich Triebfeder, mich wissenschaftlich mit der Computerisierung auseinanderzusetzen unter dem Eindruck, dass eigene Expertise zu den technischen Entwicklungen notwendig war, um sprachfähig gegenüber den Natur- und Ingenieurwissenschaften zu werden und der geisteswissenschaftlichen Expertise entsprechend Gehör zu verschaffen. Unser studentischer Aktivismus in dieser Hinsicht war Ende der 1980er-Jahre Old School. Es gab Veranstaltungen, angekündigt durch Flugblätter, Anschläge am Schwarzen Brett und Mund-zu-Mund-Propaganda. Verabredet hat man sich mündlich von Treffen-zu-Treffen – keine E-Mails, keine SMS, keine Social Media. Kopierer waren eine zentrale Ressource für die Organisation unserer Zusammenarbeit.

Seitdem ist wiederum viel geschehen. Eine Reihe von Geräten ist in mein Büro eingezogen, auch schon wieder ausgetauscht worden und ganz neue, bis dahin nicht gekannte sind hinzugekommen: Router, WLAN-fähiger Drucker mit Fax, Flatscreen und anderes mehr, letzterer hochauflösend mit großer Diagonale für die parallele Betrachtung von Dokumenten. Texte, Bilder und sonstige Dokumente liegen inzwischen in einer sogenannten Cloud, einem externen, direkt mit dem Ordnerverzeichnis auf meinen diversen Computern verbundenen Server, der von der Universität Hamburg betrieben wird – und nicht von einem US-amerikanischen Privatanbieter mit fragwürdigen Konditionen für die Sicherheit und Privatheit meiner Daten. In der Cloud kann ich meine Materialien mit anderen teilen, Zugriffsmöglichkeiten gezielt einrichten,

4 Vgl. Marquard: Zukunft braucht Herkunft.

an Dokumenten zusammenarbeiten und Versionen verwalten. Kopierer brauche ich fast nicht mehr, allenfalls für die Seminarpläne zur Ausgabe in den Lehrveranstaltungen, aber auch das nur noch bedingt, seit ein Smartboard im Seminarraum digitale Funktionalitäten mit denen der Schultafel verbindet. Auch dort, wo man sich von Angesicht zu Angesicht trifft, sind digitale Medien immer in irgendeiner Form dabei: Onlineplattformen, Beamer, PowerPoint-Präsentationen, Teilnehmer/innen über Internettelefonie oder ein Konferenztool zugeschaltet, digitale Projektmanagement-Tools.

Dieser Wandel der Dinge beziehungsweise der Medien des wissenschaftlichen Arbeitens zeigt, wie sehr sich die Kommunikationsformen in Forschung und Lehre verändert haben.[5] Non-digital ist undenkbar geworden. Untrüglich hat ein Medienwandel in der qualitativen Forschung stattgefunden, der noch lange nicht am Ende angelangt ist, vielmehr immer weiter vordringt, auch Bereiche der Analyse, der Darstellung, und wenn man Demagog/innen glauben wollte, durch Big Data sogar die eigene Theoriebildung obsolet machen soll.[6] Die Zumutungen digitaler Technologien, wie anfänglich beschrieben, sind andere geworden, aber ebenso wenig verschwunden wie die Abhängigkeiten von hoch qualifiziertem IT-Personal.

2. Was ist digital? – Begriff und Charakteristik digitaler Medien

Wenn wir von einem Medienwandel sprechen und die Digitalisierung als solchen untersuchen, so um hervorzuheben, dass sich diese aus dem Zusammenwirken ganz unterschiedlicher Entwicklungen und Priorisierungen unter Beteiligung vieler gesellschaftlicher Akteur/innen formieren. Diese verteilt stattfindenden Prozesse verstehen wir in der Kulturforschung als Assemblage: Formierungen und Formationen, die sich in einer global orientierten Welt durch Praktiken verschiedenster Akteur/innen entwickeln. Sie bilden sich aufgrund von Politiken und Governance-Ansätzen, im Kontext von Technologieentwicklungen, im Aufeinandertreffen ganz unterschiedlicher Handlungslogiken und Weltsichten, oft auch konflikthaft, in Aushandlungsprozessen heraus. Assemblagen sind damit weder naturwüchsig noch von einem Machtzentrum aus gesteuert oder auch steuerbar.[7] Dieser komplexen und heterogenen Entwicklung entsprechend sind die Deutungen der Digitalisierung als einem globalen Phänomen multipel. Sie wird als Medienumbruch, als digitale Revolution und epochale Veränderung, auch als neue Kulturtechnik verhandelt.[8] Dabei ist der imaginative Anteil am Phänomen „Digitalisierung" nicht zu unterschätzen und kulturanalytisch aufschlussreich.[9] Dies zeigen die Referenzen hinsichtlich des Veränderungspotenzials des Digitalen, welches analog zur Bedeutung des Buch-

5 Löfgren: Order, Chaos and Desperation; Löfgren: Domesticated Media.
6 Mahrt: Big Data.
7 Vgl. Ong/Collier (Hg.): Global Assemblages.
8 Coy: Kulturen; Krämer: Stachel des Digitalen.
9 Willim: Das unvollständige Imaginäre.

drucks gesehen wird und damit die Verbreitung der Schriftkultur mit ihren enormen Effekten für die Vermittlung, Bewahrung und Überlieferung von Wissen als vergleichbar einstufen. Auch die Verbreitung des Öls wird immer wieder als Vergleich genutzt, um auf eine enorme Steigerung für die Produktivkraft und auch die Mobilität von Menschen, Gütern und Ideen zu verweisen.[10] Die Plausibilität dieser Vergleiche ließe sich diskutieren, zumal sich Analogien auf unterschiedliche Qualitäten des Phänomens beziehen können.

Jenseits der imaginativen Dimensionen des Digitalen und der Verwendung als „Plastikwort" lässt sich allerdings doch eine präzise Begriffsbestimmung in der Form finden, wie sie unter anderem in der Informatik verwendet wird. Digital heißt, dass es sich um ein endliches Set, eine definite Menge an diskreten Zeichen derselben Sorte handelt.[11] Diskret bezeichnet dabei die klare Abgrenzbarkeit der Zeichen; es sind einzelne, voneinander unabhängige Werte. Digitales ist nicht erst seit dem Computer in der Welt, entsprechend der Definition ist das Alphabet so digital wie viele andere Zeichensysteme auch. Eine eingängige Illustrierung für die Unterscheidung oder besser noch die Relation des Digitalen zum Analogen, also einem kontinuierlichen System, ist die Sonnenuhr: Sie nutzt die kontinuierliche Wanderung des Sonnenschattens, der ohne Unterbrechung (analog) beständig wandert und dabei die Ziffern passiert, die als diskrete Werte definiter Menge digital im Sinne der Definition die Uhrzeit angibt.

Das Digitale im Computer wiederum ist ein bestimmter Modus des Digitalen. Hier ist die Informationsübermittlung, -speicherung und -verarbeitung auf nur zwei diskrete Werte beschränkt, auf null und eins. Was heute als digital bezeichnet wird, ist somit folglich eine spezifische Ausprägung des Digitalen, so wie es die Computertechnologie mit ihrer binären Logik, null oder eins, hervorgebracht hat. Zugleich wird darunter eine Vielzahl weiterer Eigenschaften subsumiert, die die Arbeitsweise des Computers charakterisieren, ohne dass sie auf die Digitalität zurückzuführen wären, wie etwa die algorithmische Berechnung als essenzielles Arbeitsprinzip. Es spricht dabei vieles dafür, dass die elektronische Umsetzung des Digitalen im Computer seine Effizienz ausmacht und damit auch seine gegenwärtige Leistungsfähigkeit in vielen verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen. Diese ist weniger mit dem Prozessieren digitaler Werte entstanden, so wie es schon im Röhrencomputer mit Lochkarten stattgefunden hat, sondern durch die Umstellung der Signalübertragung auch innerhalb des Computers auf digitale Zeichen in Verbindung mit der Von-Neumann-Architektur.[12]

Mit dem Digitalen tritt eine wichtige Veränderung in der Informationstechnik ein. Was vorher als Signalwelle mit kontinuierlichen Werten ohne Unterbrechung empfangen werden musste, wird im Digitalen auf einzelne, diskrete Werte reduziert, die wesentlich flexibler, dabei genauer und ohne Qualitätsverlust übertragen werden können. Mit dieser Umstellung auf diskrete Werte wird auch ein neues Konzept, ein neuer Begriff in der Informationstechnik relevant. Das ist der Begriff der „Daten". Ab diesem

10 Vgl. Spitz: Daten.
11 Ernst: A/D-Umbruch.
12 Vgl. Schröter/Böhnke (Hg.): Analog/Digital.

Zeitpunkt wird mit Daten gearbeitet, eindeutig bestimmbaren Werten, die abgegrenzt sind, gegenüber der kontinuierlich gesendeten, analogen Signalwelle die übermittelten Informationen eindeutig über Zahlenwerte festlegen und auch das Schnüren von Informationspaketen, das getrennte Versenden und wieder Zueinanderfügen erlauben. Der Medienwandel wird so auf einer sehr grundlegenden Ebene beschreibbar als einer veränderten, technologischen Arbeitsweise, dem Übergang von analogen Signalwellen zu digitalen Zeichen. Das Verarbeiten und Speichern von Informationen erfolgt jetzt als Daten. In diesem Sinne können Daten als epistemische Objekte und damit als Forschungszugänge für die wissensanthropologische Forschung zur Digitalisierung angesehen werden.

Was bedeutet dieser Umschwung hin zu einem Verständnis von Informationen als Daten, vom kontinuierlichen, analogen zum digitalen Speichern, Übermitteln und Verarbeiten von Informationen für die kulturwissenschaftliche Wissensproduktion?

3. Daten als neues Paradigma kulturwissenschaftlicher Wissensproduktion

Es ist eine Veränderung, die manifest ist. Der Internetforscher Viktor Mayer-Schönberger von der Universität Oxford stellte zusammen mit dem Journalist Kenneth Cukier im Jahr 2013 fest, wie sehr die Menge digitaler Informationen angestiegen ist. Für das Jahr 2000 geben sie an, dass etwa 25 Prozent der weltweit gespeicherten Informationen digital vorlagen. Der Rest war auf Papier, Celluloid, Vinyl, Magnet-Bändern und anderem gespeichert. Für 2013 ermittelten sie, dass nur noch zwei Prozent der gespeicherten Informationen nicht-digital gewesen ist.[13] Rob Kitchen, von der London School of Economics, spricht in seinem 2014 erschienen Buch gar von „data revolution“. Hier setzt er sich auch mit dem Datenbegriff auseinander und weist auf den Ursprung des Begriffs im Lateinischen, „datum“ als Singular mit der Bedeutung „Gegebenes“, hin. In der Wissenschaft hingegen variiere der Begriff dahingehend, dass sich die Wissenschaftler/innen Daten „nehmen“, also aus dem Vorliegenden selektieren und zwar in Bezug auf ihr Forschungsinteresse.[14] Daten sind in den Wissenschaften folglich das Ergebnis eines Selektionsprozesses, der methodisch und theoretisch geleitet wird. Sie sind Teil von Epistemologien, also Theorien und Lehren davon, wie gültiges Wissen in der jeweiligen Disziplin zu generieren ist. Die Epistemologien formulieren die Regeln, die Konstruktionsprinzipien für valides Wissen, Wissen mit Gültigkeitsanspruch in einem disziplinären und interdisziplinären Kontext.

Damit lässt sich folgern, dass nicht alles, was sich im Internet findet, aus wissenschaftlicher Sicht ein Datum ist. Nur aus einer informatischen Sicht ist das der Fall. In der Informatik ist jedes Byte ein Datum, eine Information, die nicht verloren gehen darf: bei der Übertragung, der Berechnung, der Speicherung der Information. Aus informatischer Sicht ist es verständlich und notwendig, einen derart umfassenden Datenbegriff anzulegen. Auch die sogenannten

13 Mayer-Schönberger/Ramge: Das Digital, S. 9.
14 Kitchin: The Data Revolution, S. 2.

Big Data beziehen sich auf diesen informatischen Datenbegriff, der aus kultur- und sozialwissenschaftlicher Sicht nicht viel mehr als eine komplexe Informationslage in digitaler, medialer Form bezeichnet, so wie wir das digital oder analog immer in unseren Forschungsfeldern vorfinden. So gesehen finden sich Big Data überall in jedem Alltagskontext, in dem Menschen handelnd unüberschaubar viele Detailinformationen (Daten?!) produzieren.[15] Aus gutem Grund hat sich die Wissenschaft – und das nicht nur in den qualitativ arbeitenden Disziplinen[16] – gegen ein solches Verständnis von Daten entschieden und in ihren Epistemologien implizite und explizite Kriterien zur Reduktion der Komplexität der Welt geschaffen, um ihre Strukturen, Prinzipien, Relationen, Prozesse und Dynamiken besser verstehen zu können. Auch in der qualitativen Forschung, die das Wechselverhältnis von subjektiver und objektiver (= objektivierter) Welt zum Gegenstand hat, sind hier auf verschiedenen Ebenen solche Prinzipien etabliert worden – schon die Spezifizierung typischer Forschungsgegenstände im Sinne von epistemischen Objekten stellt eine solche dar.[17] In diesem Zusammenhang sind nicht zuletzt entsprechende Methodologien wie die Grounded Theory relevant.[18] In dieser werden verschiedene theoriegeleitete Prinzipien zur Selektion in komplexen sozialen Situationen formuliert, das Theoretical Sampling, die empirische Sättigung, das axiale und das selektive Kodieren.[19] Diese Prinzipien sind tief in die Arbeitsweisen der qualitativen Forschung eingeschrieben und werden aufgrund ihrer Verinnerlichung hier häufig auch nicht mehr expliziert, sondern selbstverständlich umgesetzt. Sie haben sich als hervorragendes Instrumentarium in komplexen Informationszusammenhängen erwiesen, welches auch in Zeiten der digitalen Medien weiter ertragreich ist – was nicht dagegen spricht, ebenfalls die digitalen Methoden in dieser Hinsicht zu explorieren.

Aber auch in anderer Hinsicht ist der Terminus „Daten“ in der qualitativen Forschung im besten geisteswissenschaftlichen Sinne kritisch zu reflektieren, also in seiner spezifischen epistemologischen Qualität zu durchdenken. Darauf weist unter anderem Annette Markham hin, die als qualitativ ausgebildete Wissenschaftlerin sich früh mit den Möglichkeiten und Grenzen digitaler Medien für das ethnografische Forschen befasst hat.[20] Sie stellt fest, dass der Datenbegriff in ihrer eigenen Ausbildung mehr oder weniger tabu war, vielmehr von Forschungsmaterial gesprochen wurde, welches durch Kontextualität und Referentialität charakterisiert ist, die jeweils weit über das eigene Forschungsinteresse hinaus gehen und auch zu späteren Zeitpunkten noch erkannt und aufgegriffen werden können. Daten sind von solchen Bezügen im Prozess ihrer Aufbereitung gereinigt. Sie werden in eine bestimmte Struktur gegossen und mit spezifischen Metadaten, den archivalischen Informationen, ergänzt, also nachträglich wieder

15 Zur kulturanthropologischen Kritik von Big-Data-Ansätzen vgl. Boellstorff/Maurer (Hg.): Data; Kinder-Kurlanda: Big Data.
16 Zur Verwendung des Datenbegriffs in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen vgl. Gitelman (Hg.): Raw Data.
17 Vgl. Beck: Sachen; Rheinberger: Experimentalsysteme.
18 Vgl. Bryant/Charmaz (Hg.): The SAGE Handbook.
19 Vgl. Strauss/Corbin: Qualitative Research.
20 Markham: Undermining ‘data’.

angereichert. Die Objektivierung durch die Herauslösung aus Kontexten unter Reduktion von Komplexität, wie es beim Archivieren erfolgt und insbesondere zum Zwecke einer längerfristigen Überlieferung erfolgt, ist dabei eine im kulturwissenschaftlichen Forschungsprozess wohl bekannte Arbeitsweise – allerdings nur eine unter vielen. Nicht selten sind auch gegenteilige Arbeitsprinzipien zu finden, wie das Anreichern von Informationen durch möglichst umfangreiche Kontextinformationen oder auch das Einsammeln der Vielfalt verschiedener Interpretationsweisen von Phänomenen, etwa durch kollaboratives Annotieren.[21] Die aktuellen Diskussionen im anglo-amerikanischen Raum zum experimentellen[22] und zum „irregulären“ Ethnografieren[23] verweisen auf weitere Arbeitsweisen, in denen der Datenbegriff zu kurz greift.

Mit dem Konzept der Daten werden die Abstraktion vom Kontext und die Komplexitätsreduktion weiter vorangetrieben und auf eine nächste Ebene gehoben. Wer sich die großen digitalen Kollektionen auf der Europeana, dem europäischen Portal für digitalisierte kulturelle Objekte, ansieht, wird das unschwer feststellen können.[24] Fotografien, Bilder von vielen Künstler/innen, archäologische Objekte, Skulpturen, auch volkskundliche Objekte werden hier digital zur Verfügung gestellt. Unabhängig davon, was für eine Art von Objekt es ist, werden diese in Datenformate übertragen, zu digitalen Repräsentationen gemacht, die als Bilder und Text und manchmal auch als Sound zu uns über das Internet kommen. Die Objekte sind angereichert mit Metadaten, also Daten zur Beschreibung der Objekte. Diese Daten sind weiter bearbeitbar oder sollen es sein. Inzwischen sind Metadaten zu einem eigenen Publikationsformat geworden, mit dem Ziel, dass sie sich als Standard in der Organisation auch der anderen Institutionen etablieren.[25] Der Begriff der Daten, so zeigen begriffs- und kulturhistorische Studien für den englischsprachigen Raum, ist charakterisiert durch eine mehr oder minder systematische Reduktion vom Kontext – eben dem Kontext, der häufig sperrig ist und nicht so recht in die vorgefertigten Strukturen zur Datenablage passen will.[26] Der Medienwissenschaftler Mark Poster formuliert die Verarmung, die mit der Übertragung in eine Datenbank einhergeht, in folgender Weise: „A database arranges information in rigidly defined categories or fields. When viewed on a computer monitor or printed out on paper each record is a row. Each field contains a limited number of spaces and the field is for dates or numbers, entries to it are even more limited in their form.”[27]

Die zunehmende Orientierung der Weltwahrnehmung anhand von Daten wird in den Critical Data Studies mit dem Begriff der „Datafication“ bereits diskutiert. Dabei sind nicht nur die

21 Fortun u. a.: Experimental ethnography online.
22 Vgl. Fortun u. a.: Experimental ethnography online.
23 O’Dell/Willim: Irregular ethnographies.
24 Vgl. https://www.europeana.eu/portal.

25 Bulatovic u. a.: Digitale Bildarchive.
26 Das gilt im Übrigen für alle Daten, nicht nur die kulturbezogenen, sondern auch die naturwissenschaftlich gesammelten Informationen, die dann als Daten abgelegt werden. Auch hier gibt es eine Fülle an Kontextparametern, die in ihrer Menge nicht in den Datenstrukturen abgebildet und mitgedacht werden können, etwa Entscheidungen darüber, wo und wie gemessen wird, also über Standorte und Methoden des Messens, sowie anderes spielen eine wichtige Rolle. Vgl. Gitelman (Hg.): Raw Data.
27 Poster: Mode of Information, S. 96.

wissenschaftlich erhobenen Daten im Blick, vielmehr auch jene, welche im Internet entstehen und als Objektivierungen von Verhalten angesehen werden. Diese durch einen Forschungsprozess unbeeinflussten, non-reaktiv über digitale Trackingverfahren gewonnenen Daten sind im Aufmerksamkeitsfokus insbesondere von Staat und Wirtschaft, aber auch der Wissenschaft, wie die niederländische Medienwissenschaftlerin José van Dijck konstatiert.[28] Die Vorstellung von besonders objektiven, unverfälschten Verhaltensspuren ist aus verschiedenen Gründen eine Fiktion.[29] Diese allerdings wird sich wohl hartnäckig festsetzen können, solange eine Quellenkritik, wie sie im Umgang mit Zeugnissen in den Geisteswissenschaften üblicherweise durchgeführt wird, für Internetportale nicht zu den standardmäßig durchgeführten Arbeitsweisen gehört.[30] Mit dem Begriff der Datafication wird eine kritische Betrachtungsweise auf den Zusammenhang eingefordert, dass die Welt, das Soziale und das Individuum zunehmend über Daten vermessen werden und damit die Wahrnehmung primär auf vorab strukturierte, berechenbare, quantifizierende Parameter gestützt wird. Die Kritik richtet sich einerseits auf die wissenschaftliche Validität und Aussagekraft von Big-Data-Ansätzen. Sie geht aber über diese hinaus und verweist weitaus grundlegender auf die Implikationen dieses Weltzugangs, der sich auch bereits in individuellen Praktiken der Selbstvermessung über Fitnessarmbänder und anderen am Körper getragenen biosensorischen Messgeräten äußert. Diese sind mit Internetplattformen verknüpft, auf denen die vom Fitnessarmband gesammelten Daten gespeichert und ausgewertet werden: Herzfrequenz, Bewegung, Schlafrhythmus und anderes mehr. Das eigene Erleben und Selbstbild werden auf Grundlage von Daten entwickelt.[31] Diese persönlichen Praktiken des Vermessens, des Quanitifizierens, der computergestützten Dokumentation und Auswertung werden mit Begriffen wie „life logging", „digital double", „personal analytics" bezeichnet, für die deutschsprachige Termini erst noch gesetzt werden müssen.[32]
Resümierend lässt sich somit im Hinblick auf epistemologische Veränderungen durch Digitalisierung fragen und damit erheblichen Forschungsbedarf markieren: Was machen Menschen mit Daten? Und was verändert sich, wenn Alltagspraxen – seien es die von uns Wissenschaftler/innen oder in anderen Bereichen – zunehmend datenbasiert sind?

4. Assemblage der Daten – Rekonfigurationen des Forschungsprozesses

Wenn ich von der Assemblage der Daten spreche, so geht es darum, das Prozesshafte und Vorläufige zu betonen, es sind Aushandlungsprozesse unter Beteiligung so unterschiedlicher

28 Van Dijck/Poell: Understanding social media.
29 Vgl. Gitelman (Hg.): Raw Data; darin insbesondere die Einleitung; außerdem: Van Dijck: Connectivity.
30 Siehe zur Quellenkritik die Vorträge auf der WebScience 2018 in Amsterdam; im Rahmen des Panels „What can be known from the web? – Source criticism beyond bots, agents and trolls in social and cultural web research", https://www.herma.uni-hamburg.de/en/websci-workshop.html.

31 Vgl. Lupton: Self.
32 Koch: Selbstvermessung.

Akteur/innen wie der europäischen und nationalen Wissenschaftspolitik, auch der Politik insgesamt, Gesetzeswerke wie die Datenschutzgrundverordnung, die Internetökonomie, Drittmittelgeber, Ethikkommissionen mit neuen Sensibilitäten für den Datenumgang, Datenschutzbeauftragte mit Privacy- und Anonymitätsthematiken, aber auch Nichtregierungsorganisationen wie die Wikimedia und die Open Knowledge Foundation mit Visionen der Demokratisierung durch offenen Informationszugang – und natürlich auch der Informatik.
Aktuell zeichnen sich die Veränderungen über datenbezogene Diskurse zu den folgenden vier Themenbereichen ab, über die eine Neuorganisation der qualitativen Forschungspraxis mittel- und langfristig angestoßen beziehungsweise implementiert werden wird. Auch wenn es in gewisser Weise naheläge, so will ich diese schon jetzt beobachtbaren Veränderungen nicht erneut autoethnografisch betrachten. Die knappen Skizzen sind dennoch basiert auf eigenen Beobachtungen im Kontext der Arbeit in entsprechenden Gremien, Workshops und Arbeitskreisen bei den einschlägigen Drittmittelgebern, Wissenschaftsverbänden sowie diversen Institutionen, die Forschungsinfrastrukturen bereitstellen.

Re-use und Open Data: Zugänglichkeit von Forschungsdaten für die Sekundärverwendung durch Dritte

Im Rahmen von öffentlich finanzierten Drittmittelvorhaben sollen Forschungsdaten in Zukunft weiter nutzbar sein und dazu auch für Dritte zugänglich werden. Das ist im Sinne einer sparsamen Verwendung von öffentlichen Mitteln nachvollziehbar. Der „Open Data Pilot“ im Rahmen der Horizon 2020 Förderungen ist gegenwärtig optional und damit Testfeld für eine in Zukunft obligatorische Erstellung eines Data Management Plans im Vorfeld oder Rahmen eines drittmittelgeförderten Projekts. Öffentlich zugängliche Datenrepositorien sind dazu notwendig und werden hier individuelle Archive ablösen, in welchen Wissenschaftler/innen ihre Forschungsmaterialien auf Festplatten, in Ordnern, Schränken und Schubladen aufbewahren. Forschungsmaterialien werden als Daten digital in ein über die Cloud zugängliches Repositorium gelegt werden müssen, versehen mit umfangreichen Angaben (Metadaten) zu ihrer Entstehung, zu Nutzungs- und Zugangsrechten.[33] Es ist unschwer erkennbar, dass eine Veröffentlichung von Forschungsdaten eine an mehreren Stellen inkompatible Arbeitsweise zur qualitativ-ethnografischen Forschung darstellt und gerade die in die Arbeitsweisen eingebetteten, hohen ethischen Anforderungen dadurch infrage stehen.

Open Knowledge: Urheberschaft und Rechte

Anders als Open Data bezieht sich das Thema Open Knowledge auf die Endergebnisse und Produkte wissenschaftlichen Arbeitens. Hierbei handelt es sich um Open Access Politiken als Standard für wissenschaftliche Publikationen, die eine freie Verfügbarkeit wissenschaftlicher Werke für die weitere Wissensproduktion garantieren soll, ohne die von kommerziellen Journalen etablierten Qualitätsstandards über das Peer-Review-System aufzugeben. Mit wel-

33 Beispielsweise das Repositorium GIT-Hub https://github.com für Open Source Software oder die am CERN in Genf angesiedelte, aus EU-Mitteln finanzierte Plattform Zenodo, welche für die Publikation und Archivierung großer Datenmengen entwickelt wurde.

chen Problematiken dies behaftet ist, zeigt sich eindrücklich an dem anthropologischen Open Access Journal HAU mit fragwürdigen Finanzierungspraktiken einer wohl wenig integren Geschäftsführung.[34] Offen ist insbesondere, welche Finanzierungsmodelle gefunden werden können, um die Arbeit, die derzeit Verlage tun, anderweitig zu organisieren und zu finanzieren. Open Access ist eine Policy, die von Drittmittelgebern, Universitäten und anderen bereits wirkmächtig eingefordert wird, ohne dass entsprechende Strukturen bereitgestellt werden und Fragen, wie die der Qualitätskontrolle, behandelt werden.

Die zunehmende Prekarität eines offenen Zugangs zu bestehenden Informationen und einer freien Zirkulation von Wissen zeigt sich allerdings deutlicher noch in anderen Bereichen. So können Webseiten, wenn sie denn überhaupt gespeichert werden dürfen, aus Urheberrechtsgründen in Bibliotheken nur vor Ort, nicht aber über Onlinezugänge eingesehen werden. Die rechtlichen Diskussionen um die Bereitstellung von PDFs als digitale Kopien von Texten für Lehrzwecke und die Arbeit in Forscher/innengruppen ist vorläufig in einen pragmatischen Umgang gemündet. Sie stehen aber paradigmatisch für eine ganze Reihe von Beispielen, in denen die Verfügbarkeit von wissenschaftlichen wie auch kulturellen Materialien für wissenschaftliche Zwecke eingeschränkt ist, etwa wenn gemeinfreie Werke digitalisiert werden und für den Zugriff auf Digitalisate Gebühren erhoben werden (zum Beispiel GoogleBooks-Korpus für n-gram-Analysen, aber auch Digitalisate öffentlicher Kultureinrichtungen), das Überschreiten einer bestimmten, nicht allzu großen Zeichenzahl eine Gebührenpflicht für Zitate auslöst (Großbritannien), wenn Forschungskorpora aus mit Urheberrechten belegten Dokumenten (zum Beispiel Webseiten, Literatur) nicht gemeinsam mit den dazugehörigen Annotationen publiziert werden dürfen oder die Verwendungsrechte von eigenen Texten durch das Einstellen auf Internetplattformen an Dritte übergehen, alltagskulturelle Artikulationen auf Social Media Plattformen wie Facebook und Twitter im Zugang für die Forschung durch diese sanktioniert sind oder bewirtschaftet werden oder auch die oftmals nicht eindeutig geregelten Zitiermöglichkeiten von Fotos und Bildern deren Verwendung in wissenschaftlichen Texten zur Veröffentlichung einschränken.[35]

Gute Wissenschaftliche Praxis: Ethikanforderungen und Datenqualität

Zunehmend werden für qualitative Forschungsvorhaben von Geldgebern wie der Europäischen Kommission oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft auch Ethikvoten gefordert, für die zunächst entsprechend fachlich kompetente Ethikkommissionen gefunden werden müssen. Häufig arbeiten diese fächerübergreifend an Universitäten, sodass ganz unterschiedliche Kenntnisstände über qualitative Forschungsprozesse bei den jeweiligen Mitgliedern bestehen. Beginnend mit den etablierten Erwartungen hinsichtlich der Vorlage von „informed consents", also Einwilligungserklärungen zur Teilnahme an Forschungsprozessen, die Trennung von

34 Kalb: HAU not.

35 Vgl. http://www.irights.info.

Forschungsdaten und Daten der Teilnehmer/innen am Forschungsprozess zur Gewährleistung der Anonymität, bis hin zur Anonymisierung der Text-, Bild- oder Tonaufzeichnungen schon im Kodierungsprozess, gibt es Standards aus dem Kontext anderer Fächer, die in der qualitativ-ethnografischen Forschung kaum umsetzbar sind. Dies liegt daran, dass diese wenig Referenz zu den in den empirisch-kulturwissenschaftlichen Fächern verankerten Forschungspraktiken aufweisen, in denen forschungsethische Aspekte bereits in der Entwicklung von Fragestellungen aufgegriffen werden und im gesamten Forschungsprozess mitreflektiert werden. Dies ist zum einen den prozesshaften, interaktiven Forschungszugängen geschuldet mit immer wieder neuen, vorher nicht absehbaren Situationen der Generierung von Forschungsmaterial beziehungsweise Datenerhebung. Zum zweiten wird in der fachlichen Tradition der Writing-Culture-Debatte von einer Ko-Konstruktion des Wissens durch Forscher/innen und Beforschte ausgegangen und damit ein grundsätzlich anderes Verhältnis zwischen den Beteiligten konstruiert als in anderen Disziplinen. Aus dieser Sicht sind datenzentrierte Ethikansätze notwendig, bei denen die wissenschaftliche Autorität ausgeprägter ist als bei den partizipativ angelegten sozial- und kulturanthropologischen Forschungsansätzen. Mit der Orientierung an partizipativen Feldzugängen haben sich Strategien des ethischen Forschens in der Fachkultur gewandelt und sind kaum in Einklang mit einem datenorientierten Forschungsparadigma zu bringen, etwa bei der Ko-Konstruktion von Fragestellungen durch Wissenschaftler/innen und Akteur/innen, dem kollaborativen Generieren, Annotieren und Auswerten von Forschungsmaterialien oder auch Verfahren des empirischen Validierens mit den beforschten Gruppen und anderem mehr.

Archivierung: Probleme der Langzeitarchivierung und fehlende Archivierungsstrategien für born-digital Materialien

Als letzten und sicher nicht erschöpfenden Aspekt in den datenbezogenen Diskursen zur qualitativen Forschung soll hier noch die Frage der Nachhaltigkeit der Forschungsdaten und damit die Langfristperspektive ihrer Verfügbarkeit angesprochen werden. Mit dem Medienwandel hin zur Digitalisierung haben Wissenschaftler/innen viele Speichertechniken und -medien kommen und auch wieder gehen sehen, von der Floppy Disk und Minidisc über CD-ROMs zur externen Festplatte bis hin zur Cloud. Immer wieder haben sie dabei auch Datenverlust erlitten, verpasste Konvertierungen von der einen Speichergeneration zur nächsten, versehentliche Löschungen, verlorene USB-Sticks oder auch den Crash der Festplatte. Das Mitvollziehen jeder neuen Generation an zwar immer billiger werdenden Speichermedien bedeutet aber doch, in IT-Technologien zu investieren, individuell und institutionell. Digitalisate, die sich auf großen Portalen wie der Europeana mit den dahinter liegenden Repositorien finden und vor einigen Jahren erstellt wurden, sind in kurzen Spannen nur noch bedingt nutzbar, weil höhere Bildauflösungen oder neue Aufzeichnungsmöglichkeiten mit Datenqualitäten neue Standards setzen. Die großen Summen aber, die zur Erstellung der Digitalisate in der Vergangenheit notwendig waren, sind verbraucht. Dies diskreditiert nicht die Aktivitäten der Digitalisierung als solche, verdeutlicht aber, wie notwendig hier informatisch informierte, kulturtheoretisch und

strategisch geleitete Entscheidungen sind, wie und für welche kulturellen und materiellen Materialien tatsächlich langfristige Zugänglichkeit gewährleistet werden kann. Und umgekehrt ist immer wieder auch eine Ethik des Vergessens angesprochen. Was wird gelöscht und warum? Die Notwendigkeit des Selektierens und Wegwerfens ist auch mit gigantisch erscheinenden digitalen Speicherkapazitäten nicht obsolet geworden.

Es sind datenbezogene Diskurse und Praktiken, mit denen sich qualitatives Forschen substanziell verändern, die im Zuge von Governance-Ansätzen der Wissenschaftspolitik, über Regularien im Drittmittelbereich, aber auch Vorgaben und Regeln von den Universitäten und Forschungseinrichtungen selbst implementiert werden. Es ist eine neue politische Ökonomie des Forschens, die damit Einzug halten wird, neue forschungsstrategische Erwägungen für die Konzeption von Forschungsprozessen abfordert und neue Einflusssphären beziehungsweise Machtverhältnisse herstellen wird. Diese durch Datenpraxen angestoßenen Themen sind dabei nicht nur für die qualitative Forschung von Bedeutung, werden aber hier aufgrund der verschiedenen, oben dargestellten Problematiken des Daten-Paradigma für die qualitativ-forschenden Fächer die deutlichsten Auswirkungen haben. Die Datenperspektiven und -thematiken rollen mit Macht auf die qualitative Forschung zu und im Zweifelsfall auch über sie hinweg, aufgrund der Setzung von Standards und Anforderungen, die aus einem informatischen Datenverständnis erwachsen, welches sich stillschweigend und unbewusst als ein allgemeines durchsetzt. Die spezifischen Qualitäten von alternativen Forschungszugängen wie denen der Sozial- und Kulturanthropologie mit ihrer Priorisierung der Kontextualität und Komplexität stehen dabei tendenziell zur Disposition, wenn sie nicht aktiv vertreten und durch fachspezifische Regelungen implementiert werden können.

Linksammlung

Alle Zugriffe am 15.8.2018.

https://github.com

https://www.europeana.eu/portal

https://www.herma.uni-hamburg.de/en/websci-workshop.html

https://www.irights.info

Literatur

Stefan Beck: Sachen, Tat-Sachen und Tatsachen. Überlegungen zum Stand der Dinge in den STS und zünftigen/künftigen Problemen, Keynote INSIST-Netzwerk-WZB vom 22.10.14, Berlin 2014.

Tom Boellstorff/Bill Maurer (Hg.): Data. Now Bigger and Better!, Chicago 2015.

Brigitte Bönisch-Brednich: Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung, in: Zeitschrift für Volkskunde 108 (2012), Nr. 1, S. 47-63.

Antony Bryant/Kathy Charmaz (Hg.): The SAGE Handbook of Grounded Theory, Los Angeles u. a. 2011.

Natasa Bulatovic/Malte Dreyer/Friederike Kleinfercher/Marco Schlender u. a.: Digitale Bildarchive für Kultur und Wissenschaft. Vortrag im Rahmen der Veranstaltungsreihe, in: Jürgen Sieck/Regina Franken-Wendelstorf (Hg.): Kultur und Informatik. Aus der Vergangenheit in die Zukunft, Boizenburg 2012; online unter: http://hdl.handle.net/11858/00-001M-0000-0013-8289-1.

Wolfgang Coy: Kulturen – nicht betreten? Anmerkungen zur „Kulturtechnik Informatik“, in: Informatik-Spektrum 31 (2008), Nr. 1, S. 30-34.

José Van Dijck: The culture of connectivity. A critical history of social media, Oxford 2013.

José Van Dijck/Thomas Poell: Understanding social media logic, in: Media and Communication 1 (2013), Nr. 1, S. 2-14.

Wolfgang Ernst: Den A/D-Umbruch aktiv denken – medienarchäologisch, kulturtechnisch, in: Jens Schröter/Alexander Böhnke (Hg.): Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum, Bielefeld 2004, S. 49-65.

Manfred Fassler: Geschichte der Medien, München 1998.

Kim Fortun u. a.: Experimental ethnography online. The asthma files, in: Cultural Studies 28 (2014), Nr. 4, S. 632-642.

Lisa Gitelman (Hg.): „Raw Data“ is an Oxymoron, Cambridge 2013; online unter: http://ieeexplore.ieee.org/servlet/opac?bknumber=6451327.

Don Kalb: HAU not. For David Graeber and the anthropological precariate (26.6.2018), http://www.focaalblog.com.

Katharina E. Kinder-Kurlanda: Big Data, in: Gertraud Koch (Hg.): Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung, Köln 2017, S. 217-239.

Rob Kitchin: The Data Revolution. Big Data, Open Data, Data Infrastructures and their Consequences, London 2014.

Gertraud Koch: Digitale Selbstvermessung, in: Nina Baur/Jörg Blasius (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung, Wiesbaden 2018, S. 799-807.

Sybille Krämer: Der „Stachel des Digitalen“ – ein Anreiz zur Selbstreflexion in den Geisteswissenschaften? Ein philosophischer Kommentar zu den Digital Humanities in neun Thesen, in: Digital Classics Online 4 (2018), S. 5-11.

Orvar Löfgren: Domesticated Media. Hiding, Dying or Haunting, in: André Jansson/Amanda Lagerkvist (Hg.): Strange Sapces: Explorations in Mediated Obscurity, London 2009, S. 57-72; online unter: http://lup.lub.lu.se/record/1466801.

Orvar Löfgren: Order, Chaos and Desperation. The Hypher-Materiality of Everyday Life, in: Rob van Ginkel/Alex Strating (Hg.): Wildness & Sensation. Anthropology of Sinister and Sensuos Realms, Amsterdam 2007, S. 364-380; online unter: http://lup.lub.lu.se/record/757846.

Deborah Lupton: The quantified self, Hoboken 2016.

Merja Mahrt: Mit Big Data gegen das „Ende der Theorie“?, in: Axel Maireder u. a. (Hg.): Digitale Methoden in der Kommunikationswissenschaft, Berlin 2015, S. 23-37.

Annette N. Markham: Undermining ‘data’. A critical examination of a core term in scientific inquiry, in: First Monday 18 (2013), Nr. 10, S. 323-350; online unter: https://doi.org/10.5210/fm.v18i10.4868.

Odo Marquard: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays, Ditzingen 2003.

Viktor Mayer-Schönberger/Thomas Ramge: Das Digital. Markt, Wertschöpfung und Gerechtigkeit im Datenkapitalismus, Berlin 2017.

Thomas O’Dell/Robert Willim: Irregular ethnographies. An introduction, in: Ethnologia Europaea 41 (2011), Nr. 1, S. 5-14.

Aihwa Ong/Stephen J. Collier (Hg.): Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics As Anthropological Problems, Malden/Oxford/Victoria 2005.

Uwe Pörksen: Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, 7. Auflage, Stuttgart 2011.

Mark Poster: The Mode of Information. Poststructuralism and social context (Cultural Theory, Intellectual History), Chicago 1990; online unter: http://www.loc.gov/catdir/description/uchi052/90034770.html.

Hans-Jörg Rheinberger: Experimentalsysteme und epistemische Objekte. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas, Göttingen 2001.

Jens Schröter/Alexander Böhnke (Hg.): Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum, Bielefeld 2004.

Malte Spitz: Daten. Das Öl des 21. Jahrhunderts? Nachhaltigkeit im digitalen Zeitalter, Hamburg 2017.

Anselm Leonard Strauss/Juliet Corbin: Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedures and Techniques, Newbury Park 1990.

Robert Willim: Das unvollständige Imaginäre. Digitalisierung, Mundanisierung und das Ungreifbare, in: Gertraud Koch (Hg.): Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung, Köln 2017, S. 55-87.

Bd.	Band
BKW	Bürger – Künste – Wissenschaft
CIS	Contact Image Sensor
DES	Dienstleistung – Entwicklung – Software
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DOBES	Documentation of Endangered Languages
Docip	Centre de documentation, de recherche et d'information des peuples autochtones
DOI	Digital Object Identifier
EU-DGSVO	EU-Datenschutzgrundverordnung
e. V.	eingetragener Verein
FAIR-Prinzipien	indable accessible interoperable re-usable
ff.	folgenden
GND	Gemeinsame Normdatei
GRTKF	Genetic Resources, Traditional Knowledge and Folklore
GUI	Graphic User Interface
H.	Heft
HeBIS	Hessisches Bibliotheksinformationssystem
Hg.	Herausgeber/in
hrsg.	herausgegeben
IC	Intergovernmental Committee
ISGV	Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde
LAGIS	Landesgeschichtliches Informationszentrum Hessen
Mitarb.	Mitarbeiter/in
Nr.	Nummer/n
NS	Nationalsozialistische/n
OCR	Optical Character Recognition
ODD	One Document Does it all
PPN	Pica-Produktions-Nummer
Red.	Redaktion
S.	Seite/n
SLUB	Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek
SLUBG	Gesetz über die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
SNF	Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung
Sp.	Spalte
SWB	Südwestdeutscher Bibliotheksverbund
TEI	Text Encoding Initiative
TTIP	Transatlantic Trade and Investment Partnership
u. a.	und andere
usw.	und so weiter
vgl.	vergleiche
WIPO	World Intellectual Property Organisation
WMS	Web Map Service
WossiDiA	Digitales Wossidlo-Archiv
z. B.	zum Beispiel

Institut für Sächsische Geschichte
und Volkskunde

Zellescher Weg 17
01069 Dresden
isgv@mailbox.tu-dresden.de
www.isgv.de